

Daniel Koch, Kim Kardashian, Asylanten mit Seeblick, Agatha Christie

Nummer 44 – 29. Oktober 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Donald J. Trump

Seine grössten Erfolge, seine bittersten Niederlagen. Die Bilanz auf 12 Seiten.
Urs Gehriger, Victor Davis Hanson, Hansrudolf Kamer, Dana Milbank u. v. a. m.



**GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?**

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

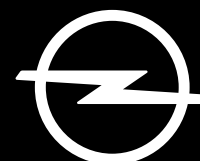
AMEOS SEEKLINIKUM BRUNNEN
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen | T +41 41 825 48 48 | ameos.ch

DER NEUE OPEL INSIGNIA

**HÄLT DIE
LUFT AN,
WENN SIE
TELEFONIEREN.**



MIT MULTIMEDIA NAVI PRO UND SPRACHERKENNUNG.
MEHR DAZU AUF OPEL-INSIGNIA.CH



Sehnsucht nach dem Führer

So gross war die Sehnsucht nach Entmündigung noch nie. Die Kantone rufen nach dem starken Mann, dem Viren-General in Bern, nur allzu willig, ihre Verantwortung an die Zentrale abzutreten. Auch die Medien sind im «Duce»-Rausch, sehnen sich nach einem starken Führer, der uns die Lebens- und Corona-Lasten abnimmt. Fast flehentlich bitten sie den Bundesrat, endlich, endlich die Zügel wieder in die Hand zu nehmen, die Schrauben anzuziehen, durchzugreifen. Freiheit? Eigenverantwortung? Föderalismus? Das ist Schnee von gestern.

Nicht einmal der mutmassliche Diktator Donald Trump in den USA hat einen derartigen Machtheissunger und Zentralismusappetit entwickelt wie die Schweizer Medien und Teile der Politik. Eigentlich das Gegenteil. Trump gehört zu den ganz wenigen Staatsoberhäuptern der Welt, die das Corona-Fieber nicht missbraucht haben, um ihre persönliche Macht und die Macht ihrer Regierungen aufzurüsten. Erzföderalist Trump hält Ideale hoch, die in der Schweiz derzeit vergessen werden.

Der Viren-Zentralismus schadet mehr, als er nützt. Die Medien prangern «Corona-Ignoranten» an, die Hochzeiten, Jubiläumsfeste, volksmusikalische Flussfahrten durchführen und damit die Testfallzahlen nach oben treiben. Doch die Medien irren. Nach heutigem Wissen waren die Veranstaltungen erlaubt, und offenbar wurden die Sicherheitskonzepte eingehalten. Aber eben auch die Sicherheitskonzepte aus Bern können ungenügend sein oder zu Sorglosigkeit verführen.

Wenn der Staat die Regie übernimmt, ist alles erlaubt, was nicht verboten ist. Die Leute müssen nicht mehr selber denken, weil der Staat für sie denkt. Sie müssen nicht mehr selber vorsichtig sein, weil ihnen der Staat seine Vorsichtsregeln aufzwingt. Niemand darf sich wundern, dass so viele Junge nach dem Lockdown in die Nachtclubs strömen, denn der Bundesrat hat die Nachtclubs höchstselbst mit dem Gütesiegel der Eidgenossenschaft geöffnet. Die «Corona-Ignoranten» haben nur die Anweisungen aus Bern befolgt.

Es ist skurril: Wir trauen den Schweizern zu, in Volksabstimmungen über schwierigste Fragen zu entscheiden. Aber wenn es um etwas vom Wichtigsten geht, um die Gesundheit, sind die Medien und die meisten Parteien auf wildeste entschlossen, das sonst als so mündig

Auch die Medien sind im «Duce»-Rausch, rufen nach einem starken General der Viren.

besungene Volk staatlicher Bemutterung zu unterstellen. Im Kampf gegen die Pandemie kann es gar nicht genug Staat geben.

Man muss das Virus ernst nehmen, aber man darf sich davon nicht verrückt machen lassen. Covid-19 ist gemäss aktuellem Forschungsstand etwa doppelt bis viermal so tödlich wie eine Grippe, wobei die Hauptrisiken bei Älteren und Vorerkrankten liegen. Für den Autor dieser Zeilen beträgt das Sterberisiko zwei bis

vier Tausendstel. Gesunde Junge unter vierzig haben eine Chance von 99,99 Prozent, Covid zu überleben. Die Gefahr ist nicht null, aber sie ist gewiss kein Grund, sich einsperren zu lassen, auf das Leben zu verzichten, auf Restaurantbesuche, politische Veranstaltungen, Konzerte, Einladungen oder Eishockeyspiele.

Würde jeder Einwohner der Schweiz einen Zentimeter darstellen, gäbe das eine Strecke von 86 Kilometern. Davon haben wir 18 Kilometer getestete Personen. Davon sind 1,21 Kilometer positiv Getestete. Bis zum 27. Oktober gab es 19,1 Meter an oder mit Corona Verstorbene, Durchschnittsalter 84. 17 Meter sind in Spitalbehandlung. Auf der Intensivstation liegen 1,72 Meter. Niemand sperrt eine ganze Autobahn von 86 Kilometern ab, weil man 1,72 Meter reparieren muss.

Das grösste Panikorchester neben den Medien ist die Politik. Die Kantonsregierungen drücken bereits auf die Alarmsirene, die Spitalbetten würden demnächst knapp. Das mag gut gemeint sein, führt aber nur dazu, dass verunsicherte Patienten Druck auf ihre Hausärzte machen, sie möglichst schnell einzuweisen, solange noch Betten frei sind. Staatszentralismus ist auch in Pandemiezeiten nicht die Lösung, sondern oft nur das Problem.

Empfehlen statt befehlen: Der Staat soll loslassen, die Verantwortung zurückgeben. Die Schweizer wissen selber, wie sie sich und andere schützen können. 8,6 Millionen Durchschnittshirne sind klüger als sieben Superhirne im Bundesrat. Nach acht Monaten Corona darf man den Schweizern auch zutrauen, dass sie Rücksicht nehmen auf Schwächere. Sie brauchen keine Befehle aus Bern. Gute Informationen genügen.

Wir stehen nicht vor einem dunklen Winter. Wir sehen das Licht am Ende des Tunnels: tiefere Sterblichkeit, bessere Behandlungen, Impfstoff im Anflug. Die Pandemie des Pessimismus könnte durch politischen Optimismus gebändigt werden. Das aber fehlt. Die Politiker haben mehr Angst vor den Medien als vor Corona. Doch die Schweizer wollen keinen totalen Corona-Staat. Längst haben sie gelernt, mit dem Virus zu leben. R. K.

Im Schnitt
einfach
besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und
individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Daniel Koch, Isabelle Graesslé, Donald Trump, Klaus Heer, Olivier Jornot

Er war der ruhende Pol, der die Schweiz als «Mister Corona» im Frühling durch den Shutdown führte: Daniel Koch. Als sich das Coronavirus mit dem Sommer in kältere Gefilde verkrümelte, ging der Seuchenspezialist des BAG in Pension und widmete sich seinen Memoiren. Viele wünschten Koch damals ins Pfefferland, doch in Anbetracht der herrschenden Kakophonie um die zweite Welle dürfte sich der eine oder andere nach dessen einfachen und klärenden Worten sehnen. Koch hat auf unsere Bitte hin eine Einschätzung der Lage verfasst, exklusiv für die *Weltwoche*. **Seite 14**

«Ich bezahle meine Steuern, ich lebe allein», bemerkte Isabelle Graesslé beiläufig im Gespräch in einem Genfer Hotel. Um ihre Kampagne für die Wahl zur Präsidentin des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds ging es bei dem Treffen nur nebenbei. In der Deutschschweiz kennt kaum jemand die Theologin aus dem Elsass. In Genf war sie die erste Frau an der Spitze der Pfarrer – Pöpstin im calvinistischen Rom. Die Entscheidung fällt am 2. November. **Seite 26**

Wenige Tage vor dem Wahlkrimi in den USA ziehen wir Bilanz über vier Jahre Donald Trump. Die Welt ist heute ein friedlicherer Ort als unter seinem Vorgänger Barack Obama. Das amerikanische Volk hingegen ist so gespalten wie kaum je zuvor. Trump brachte frischen Wind in den verkrusteten Politbetrieb, brach mit der politischen Korrektheit. Seine Gegner reagierten vom ersten Tag an mit beispielloser Ablehnung. Da sich unter deutschsprachigen Journalisten und

Historikern kaum jemand findet, der dem Phänomen Trump mit Nüchternheit begegnet, lassen wir ausgewählte angelsächsische Kollegen zu Wort kommen. Kriegshistoriker Victor Davis Hanson erklärt, wie eine gebündelte Front von Medien, Demokraten und Geheimdiensten versuchte, Trump wie ein «Kind in der Wiege zu erdrosseln». Bestsellerautor Douglas Murray porträtiert den Wahlkämpfer Trump, wie man ihn

in den Medien kaum zu sehen bekommt: faszinierend, erfrischend, brutal ehrlich. Wir würdigen Trumps Wirtschaftswunder, US-Botschafter Edward McMullen zeigt auf, wie die schweizerisch-amerikanischen Beziehungen zu einem neuen Höhenflug ansetzten. Schliesslich geben wir einem der eloquentesten Trump-Kritiker das Wort: Dana Milbank, Starkolumnist der *Washington Post*, analysiert, wie Joe Biden taktiert. **Seiten 47–58**

Klaus Heer ist so etwas wie der Paartherapeut der Nation. In unzähligen Interviews und in seinen erfolgreichen Sachbüchern leuchtete der promovierte Berner Psychologe hinter das komplexe Thema «Paarbeziehungen und Sexualität» – inklusive deren Irrungen und Wirrungen. Für die *Weltwoche* beschreibt er, wie unterschiedliche Meinungen über Covid-19 zwischenmenschliche Beziehungen belasten. Sein Rat: über Differenzen streiten, aber auch der Partnerin oder dem Partner zuhören. **Seite 36**

Generalstaatsanwalt Olivier Jornot gilt als mächtigster Mann von Genf, der nicht davor zurückschreckte, seinen langjährigen Weggefährten und Parteifreund Pierre Maudet (FDP) vom Thron zu stürzen. Um sein Privatleben kursieren wilde Gerüchte. Nun will der 51-jährige Hauden Bundesanwalt werden. Ist er der Richtige für diese *mission impossible*? Alex Baur, Kenner der Genfer Justizszene, hat den Werdegang dieses Mannes ergründet, den die meisten mehr fürchten als lieben. **Seite 32** *Ihre Weltwoche*

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

medic jobs

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

THE PIONEER SPIRIT LIVES ON.

Eine Hommage an die allerersten Flieger und Entdecker
– und ihre gemeinsame Geschichte mit Longines.



Howard Hughes, einer der wichtigsten Aviatik-Pioniere, flog in Rekordzeit rund um die Welt. Für die Navigation über den Meeren und Kontinenten vertraute er auf die Aviatik-Chronometer und Chronographen von Longines.

Im Jahr 1935 war **Howard Hughes** zu seiner Zeit der schnellste Flieger der Welt. Er stellte einen neuen Fluggeschwindigkeitsrekord von 566 km/h auf. Was die Geschichte von Hughes jedoch so besonders beeindruckend macht, ist die Tatsache, dass das Flugzeug, welches er flog, von ihm selbst entworfen worden war. Hughes war kein gewöhnlicher Pilot, der Rekorden hinterherjagte – er war auch Luftfahrtingenieur, Geschäftsmagnat und erfolgreicher Filmproduzent in Hollywood. Doch es waren sein Kampfgeist und sein Mut im Angesicht des Unbekannten, die ihn dazu bewogen, immer wieder an seine Grenzen zu gehen. Nur wenige Jahre später umrundete Hughes die Erde.

Seine Reise dauerte nur 3 Tage, 19 Stunden und 14 Minuten – und damit hatte er 1938 einen Weltrekord aufgestellt. Hughes vertraute stets auf seinen Longines-Chronometer für die Astronavigation, um die genaue Position seines Flugzeugs bei Nacht, in völliger Dunkelheit und über den riesigen Ozeanen zu bestimmen.

Die Art und Weise, wie sie mit Herausforderungen umgehen, trennt die Pioniere vom Rest der Menschheit. Eleganz zeigen, wenn alle Chancen gegen einen stehen. Mit Eleganz alles versuchen, alles geben, vielleicht scheitern. Elegant kämpfen – und triumphieren. Das ist es, woran man sich erinnert. Das ist es, was bleibt – wenn alles andere nicht mehr zählt.

Longines hat die Spirit Collection entwickelt, um genau dies zu verkörpern. Sie verbindet Eleganz, Tradition und Leistung – mit denselben unverwechselbaren Merkmalen, die speziell für die ersten Aviatik-Pioniere geschaffen wurden: von ihrer geprüften Ganggenauigkeit bis zur übergrossen Aufzugskrone, die mit Handschuhen leicht bedient werden kann; von den markanten, kontrastreichen Ziffern bis zu den Zeigern mit Leuchtmassenbeschichtung für Nachtflüge.

Die Spirit Collection ist der lebhafte Beweis, dass der Pioniergeist fortlebt.

LONGINES




War's das? Donald Trump. Seite 47



Aus Fehlern lernen: Daniel Koch. Seite 14



Promi-Queen: Kim Kardashian. Seite 20

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Professor Egger und sein Panikorchester
- 9 Im Auge Barron Trump
- 10 Tagebuch Claudia Schumacher
- 11 Bern Bundeshaus
Ministerpräsidentin Sommaruga
- 12 Blick in die Zeit
- 14 Extreme meiden Einschätzungen
von «Mister Corona» Daniel Koch
- 16 Ralph Hamers Der neue UBS-Chef
- 16 Personenkontrolle
- 18 Märtyrer der Republik
Erwacht Frankreich?
- 19 Peter Bodenmann
Damit die Schweiz gut überwintert
- 21 Sie ist ihr eigenes Dschungelcamp
Phänomen Kim Kardashian
- 20 Mörgeli Moralprediger
Christophe Darbellay
- 22 Mensch und Raubtier
Friedlich leben mit Wolf und Bär?
- 23 Katharina Fontana
Lob des Maskulinums
- 24 Asylwohnungen mit Seeblick
Hornbach-Siedlung in Zürich
- 25 Bundesrätinnen fördern Männer
Mangelhafte Frauensolidarität
- 26 «Ich will nicht Bischöfin werden»
Theologin Isabelle Graesslé
- 31 Zendaya
Star der Serie «Euphoria»
- 32 Olivier Jornod Der Sheriff von Genf
- 34 Frauen erobern Basel
Politik als Familiensache

- 35 Kurt W. Zimmermann
Obsessive Zwangshandlungen
- 36 Hilfe, mein Mann tickt falsch
Paartherapeut Klaus Heer
über Streit in Corona-Zeiten
- 38 Mike Tyson Mario Widmer über
das Comeback des Boxers.
- 40 Drache mit drei Flügeln
Die Banque Internationale à Luxembourg
- 43 Henryk M. Broder
Inflation der Gerechtigkeiten
- 44 Leserbriefe
- 45 Nachrufe
Lee Kun-hee, Volkhard Windfuhr
- 46 Beat Gygi
Ausbreitung der Staatsmedizin

LEADER

- 47 Donald Trump
Spezial zu den US-Wahlen
- 48 Amerikas Demokratie
steht auf dem Spiel
Analyse von Victor Davis Hanson
- 52 Superman der Weltwirtschaft
- 53 Lokomotive der Exportnation
- 54 Viel Feind, viel Ehr
Die Ahnen von Aussenseiter Trump
- 55 Vorteil Biden Dana Milbank über
den Trumpf der Demokraten
- 56 Historische Premieren
US-Botschafter Edward T. McMullen
- 57 Inside Washington Schwarze für Trump
- 57 Joe Biden und die Schweiz
Was ein Sieg der Demokraten bedeutet
- 58 Der Magier Douglas Murray
über den Wahlkämpfer Trump

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
Höhlenmalerei El Castillo
- 60 Thomas Paines «Common Sense»
Bibel der Amerikanischen Revolution
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Zwischen Kunst und Wissenschaft
Disney-Labor-Chef Markus Gross
- 68 Cartoons Gary Larson
- 69 Klassik Igor Levit live
- 70 Theater Mario Kart Live
- 71 Pop Justin Bieber & Benny Blanco
- 71 Jazz Michel Benita

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Fast verliebt
- 74 Sehnsuchtsorte
- 75 Lebensläufe
- 75 Thiel
- 76 Essen
- 76 Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dr. M
- 79 Mittagessen mit Stefan Pfister
- 80 «Alles wird gut»
Hollywood-Star Bai Ling
- 82 Tamara Wernli
Trumps fleissige Helferlein



THE PIONEER
SPIRIT LIVES ON.

LONGINES



5 LONGINES SPIRIT
5 JAHRE GARANTIE

Warum diese Uhr? Nun, die neuartige Unruh-Spiralfeder aus Silizium **widersteht den Magnetfeldern und Stößen**, die wir im Alltag erleben. Dank der verbesserten Ganggenauigkeit und Zuverlässigkeit wird jede Uhr als COSC-Chronometer zertifiziert. Wie groß ist das Vertrauen in unsere neuen Modelle der Longines Spirit Collection? Es ist so gross, dass wir für sie **volle fünf Jahre Garantie** gewähren.

Professor Eggers Panikorchester

Die Swiss-Covid-Task-Force treibt als halbamtliches Sprachrohr das Bundesamt für Gesundheit und den Bundesrat vor sich her. Mit Wissenschaft hat das wenig zu tun.

Alex Baur



Medienstar dank Corona: Sozialmediziner Egger.

Für Privatdozent Christian Althaus gibt es schon lange nichts mehr zu diskutieren. «Eher würde ich mich mit Sars-CoV-2 infizieren, als zu ihrem publizistischen Inhalt beizutragen», antwortete er im letzten März auf eine freundliche Einladung, seine Sicht der Dinge einzubringen. Die fleghafte Rhetorik ist kein einmaliger Ausrutscher. Seit Februar schiesst der Experte für computerbasierte Prognosen an der Uni Bern scharf gegen jeden, der an seinen apokalyptischen Prophezeiungen (30 000 Coronatote in der Schweiz) zweifelt.

Rund 2000 Tweets hat Althaus dieses Jahr schon abgefeuert. Mit den Fallzahlen verschärfte sich seit Mitte Oktober die Kadenz wie auch der Tonfall. «Denn sie wissen nicht, was sie tun» (zur angeblich «verantwortungslosen» Corona-Politik der Zürcher Regierung); «Es wird jeden Tag deutlicher» (zu einer «Studie» der Uni Bern, von Althaus selber verfasst, gemäss der 1600 Leben gerettet worden wären, wäre der Shutdown ein Woche früher verhängt worden); «Jeder Tag zählt» (zur Forderung einer generellen Maskenpflicht der nationalen Corona-Task-Force); «Die Massnahmen genügen nicht» (Schelte der Task-Force an Bundesrat); «Breaking News: Ueli Maurer und Reto Brennwald teilen sich eine Gefängniszelle» (Retweet eines Komikers).

Die Unflätigkeiten von Agit-Professor Althaus, den man eher in der Berner Reitschule

als in einer Fakultät verorten würde, wären belanglos, stammten sie nicht von einem prominenten Mitglied der offiziellen, vom Bundesrat einberufenen «Swiss National Covid-19 Science Task Force». Althaus ist auch nicht der Einzige aus dem Kreis der Erlauchten, der Bund und Kantone mit Horrormeldungen unter Druck setzt und schärfere Massnahmen fordert. Task-Force-Chef Martin Ackermann und sein Vorgänger Matthias Egger stossen, wenn auch diplomatischer, ins gleiche Horn.

Benzin im Löschtank

Dabei ist Panik das Erste, was man im Krisenfall vermeiden sollte, wie jeder Zivilschützer im Einführungskurs lernt. Die Task-Force gemahnt in dieser Hinsicht an die Feuerwehr in Truffauts Filmklassiker «Fahrenheit 451», die mit Benzin statt mit Wasser im Löschtank ausrückt. Doch der Rat der Weisen duldet keinen Widerspruch. Wer zur Mässigung aufruft wie etwa der St. Galler Chefarzt Pietro Vernazza, wird gnadenlos abgekanzelt: «Wissenschaftlich falsch!», «verantwortungslos!», «gefährlich!», «undemokratisch!».

Undemokratisch? Es mutet schon befremdlich an, wenn ein offizielles Beratergremium seinen Auftraggeber öffentlich desavouiert. Dabei ist der Auftrag klar: Die Task-Force wurde im letzten Frühling einberufen, um das Bundes-

amt für Gesundheit (BAG) und den Bundesrat in «wissenschaftlichen Fragen» zu beraten. Politische Agitation findet sich nicht im Pflichtenheft. Dort heisst es vielmehr: «Die Expertengruppen des Beratergremiums kommunizieren nicht selbständig nach aussen», jede Verlautbarung müsse vorgängig mit dem BAG koordiniert werden.

Dabei leistet sich der Bund seit Jahren eine «Pandemie-Kommission» mit erfahrenen und praxiserprobten Fachleuten aus allen Landesteilen. Der Grund, warum diese just im Ernstfall kaltgestellt und durch eine Ad-hoc-Kampftruppe unter der Leitung des Berner Sozialmediziners Matthias Egger ersetzt wurde, ermangelt jeder Logik. Die Erklärung dürfte bei Egger liegen: Die Task-Force ist sein Kind, er besetzte die Schlüsselposten nach seinem Gusto.

Das Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Uni Bern ist eine unbedeutende Grösse in den globalen Rankings. Covid-19 bot eine unverhoffte Chance auf ein Plätzlein im Rampenlicht. Die Dozentin Nicola Low, Eggers Ehefrau mit chinesischen Wurzeln, hatte sich schon früher mit Coronaviren befasst und sprang als eine der Ersten auf die neuartige Bedrohung auf. Auch Christian Althaus, der am selben Institut arbeitet, erkannte das Potenzial früh. Matthias Egger, der als Forschungspräsident des Schweizerischen Nationalfonds über ein weitverzweigtes Netzwerk in der Schweizer Szene verfügt, komplettierte das Trio, das bis heute zum Kern der Task-Force gehört.

Während Egger die Fäden im Hintergrund zog, beackerte Privatdozent Christian Althaus mit seinen alarmierenden Modellrechnungen und Twitter-Salven das publizistische Terrain. Wie eine statistische Auswertung seiner Twitter-Aktivitäten zeigt, waren die in Genf praktizierende deutsche Virologin Isabella Eckerle, der *Tages-Anzeiger*-Journalist Marc Brupbacher und der britische Epidemiologe Adam Kucharski seine treuesten Verbündeten. Die vier schaukelten sich gegenseitig hoch. Keiner von ihnen war eine bekannte Figur, bis das Coronavirus sie zu Medienstars machte.

Grösser als der Vater

Was ist Grösse? Bei der Einsetzung Donald Trumps als Präsident der Vereinigten Staaten sah die Welt gerührt zu, wie ein kleiner Junge mit tapferer Mimik gegen Schlaf und Langeweile kämpfte. Inzwischen ist Barron Trump vierzehn und, wie auf kurzen TV-Sequenzen erkenntlich, seinem Vater (1,90 m) und seiner Mutter (1,80 m, ohne Stiletos) buchstäblich über den Kopf gewachsen, sozusagen die Verkörperung des trumpschen «Make America Great Again». Und er hat, anders als die Eltern, den Corona-Ausbruch im Weissen Haus mit kaum wahrgenommenen Symptomen überstanden.

Sie hatten ihn dem Land schon als zwei Monate altes Baby in der «Oprah Winfrey Show» vorgezeigt, und der Showmaster Donald Trump nahm ihn gelegentlich in seine «Apprentice»-Rauswurfserie mit, aber Klein-Barron (schöner altenglischer Name) erlebte eine geschützte Kindheit auf einer ganzen Etage für sich allein im New Yorker Trump-Tower.



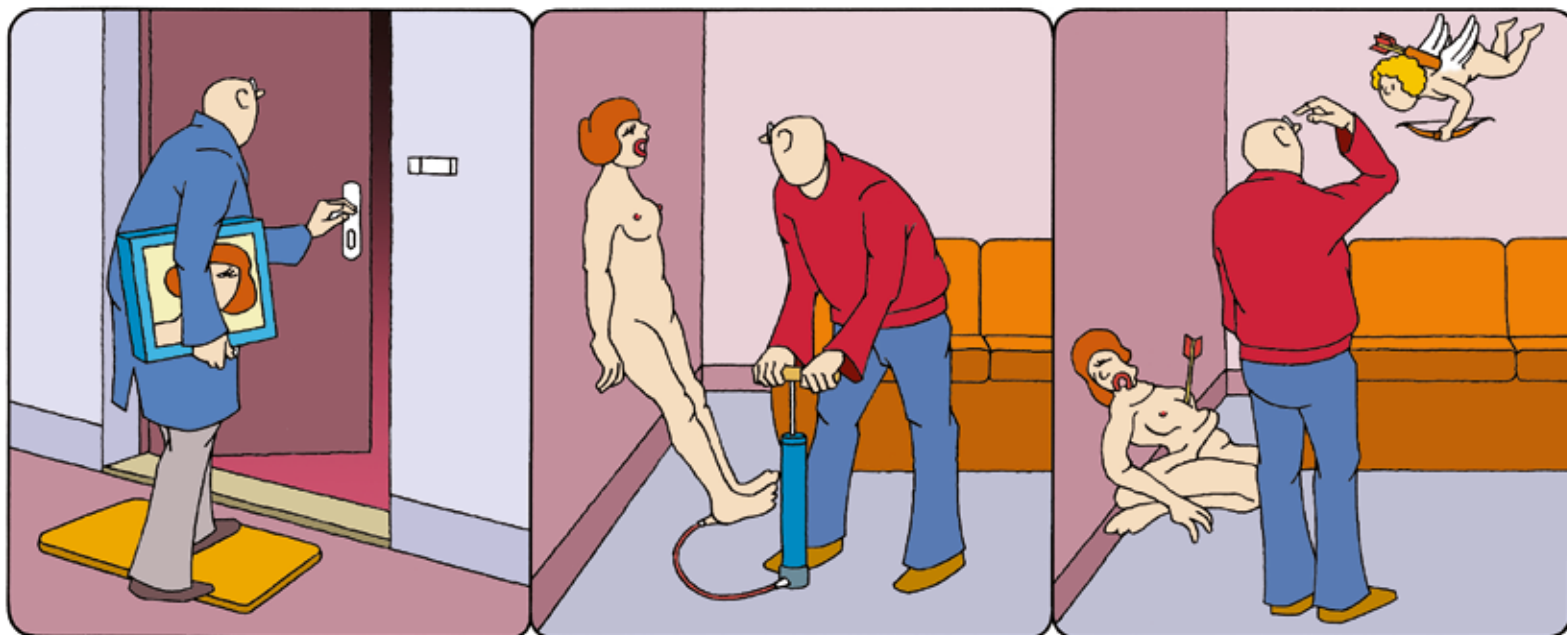
Barron Trump: unaufhörlich wachsender Teenager.

Und später, in Washington, blieb er anonym, ausserhalb des Rampenlichts, nicht wie der kleine John F. Kennedy Jr., der vor den Kameras

unter dem väterlichen Präsidentenschreibtisch spielte, oder der First Teenager Chelsea Clinton. Sie hatte seinerzeit die Monica-Lewinsky-Affäre ihres Vaters zu durchleiden und spricht Barron «die Chance zu, die jedes Kind hat: ein Kind zu sein».

Bekannt ist, dass Barron auch Slowenisch spricht, die Muttersprache seiner *mom*. Er absolviert die herkunftsmässig gemischte High School St. Andrews in Potomac, Maryland, eine halbe Autostunde ausserhalb Washingtons. Obwohl er mit seiner Länge für Basketball prädestiniert wäre, begeistert er sich für Fussball und Arsenal London. Er geht nicht in die sozialen Medien, die sein Vater so brachial beherrscht. Sein Hobby, verriet Melania, sei der Modellbau von Wolkenkratzern, das hat er in den Genen. Und während vielleicht das Grössenwachstum Donald Trumps am nächsten Dienstag zum abrupten Stillstand kommt, kann Sohn Barron nach den Gesetzen der Biologie noch weitere drei, vier Jahre an Höhe gewinnen.

BARTAK



TAGEBUCH

Claudia Schumacher



Es ist jetzt genau zwei Jahre her, dass ich meinen Stäfner Neubau mit Seeblick gegen einen vollgesprayten Altbau oberhalb einer Pommes-Bude in Hamburg eingetauscht habe. Als Schwäbin ist der deutsche Norden für mich so exotisch wie für Schweizer. Ich hatte mein bisheriges Berufsleben in Zürich verbracht, kannte in der Hansestadt praktisch niemanden und wäre lieber zurück in meine Studienstadt Berlin gezogen. Aber dann landete ich mitten im dreckigen Herzen St. Paulis, und zwar in dieser einen Strasse, über die eine schwedische Indie-Band einmal ein Liebeslied geschrieben hat.

Bald stellte sich heraus, dass hier viele interessante Menschen wohnen. Im Treppenhaus traf ich die Lektorin von Daniel Kehlmann und Jonathan Franzen. Ein paar Häuser weiter leben zwei bekannte Schriftstellerinnen. So Corona will, fahre ich mit der einen bald in Schreibklausur. Seit gut einem Jahr arbeite ich an meinem Debütroman. Meine Strasse ist ein schrulliges Utopia, zwischen Reeperbahn und Schanzenviertel. Unsere Strassen-Hymne von Friska Viljor gilt vor allem den Bewohnern: «*Cause they were love distilled into the biggest heart / Being honest and true to who they really are.*» Als eine alteingesessene Bar in der Strasse wegen Steuerhinterziehung im letzten Jahr dichtmachen musste, legten Leute aus dem Viertel Geld zusammen. Der Laden konnte wieder öffnen.

Berlin besuche ich noch immer regelmäßig, doch es hat für mich an Anziehungskraft eingebüsst. Mit Hamburger Schriftstellern führt man leidenschaftliche Gespräche über Literatur, Politik und die menschliche Natur. Hauptstadt-Autoren

reden für meinen Geschmack etwas viel darüber, wer im «Borchardt» oder im «Grill Royal» den besseren Tisch bekommt, wer schon botoxt und ob dieser eine genialische Autor, den alle kennen, gerade so *druff* ist, dass er in seiner Wohnung gegen die Wand pisst oder nicht.

Ich backe Apfelwähe gegen die Sehnsucht. Mein Freund – ein Schweizer, der mit mir in der Diaspora lebt – isst sie beinahe auf einen Schlag auf. Erst in dieser Woche schaffe ich es, meinen Schweizer Führerschein gegen einen deutschen einzutauschen. Vielleicht war es ein irrationales Festhalten. Mit Sicherheit lag in meinem ausufernden Zögern auch Angst vor den für ihre Garstigkeit berüchtigten deutschen Ämtern. Zwar gibt es auch hier mittlerweile Beamte, die so freundlich sind wie in der Schweiz. Doch diesmal gerate ich an ein höheres Semester. Eine Frau, so liebevoll wie ein Profikiller. Was ich in der Schweiz gelernt habe: diplomatisches Geschick und höfliche Ruhe. Ich packe beides aus. Am Ende kann die Beamtin nicht anders: Sie schnurrt wie ein Kätzchen, benutzt sogar Wörter wie «bitte» und «danke». Freundlichkeit gewinnt.

Es regnet sacht und immerfort, es regnet lustlos, doch mit unendlicher Geduld»: So beginnt der Roman «Mazurka für zwei Tote» des spanischen Literatur-Nobelpreisträgers Camilo José Cela. So beginnen auch viele Tage in Hamburg. Die Stadt hat ein Dauer-Abo auf Nieselregen. In einer Schreibpause mache ich einen Spaziergang im Park um die Ecke, der früher ein Friedhof war. Ein rostrotes Eichhörnchen hüpfte über einen Familiengrabstein aus grauer Vorzeit, der noch immer auf der Wiese liegt. Dort hatten wir im Spät-

sommer Crémant, belegte Brote und Bierkisten abgestellt für ein Freiluftfest. Der Tag begann sonnig, und auch später nieselte es nicht, nein: Die Sintflut prasselte uns auf die Köpfe. So schnell braut sich was Ernstes nur in der Nähe des Meeres zusammen. Wir verlagerten uns spontan nach Hause. Es war das erste Fest nach dem Lockdown, und wir alle brauchten es sehr.

Warum ist Schreiben eigentlich so anstrengend?», fragt ein befreundeter Schriftsteller bei einem Teller Ramen-Suppe im Viertel. Er hat mal in Klagenfurt gelesen, seine Bücher verkaufen sich allerdings mässig. Ich antworte, dass es doch sehr darauf ankomme. Etwa das rein unterhaltsame Schreiben: bleibt harte Arbeit, kann man aber beherrschen mit der Zeit. Was einen aber richtig an die Grenzen bringt, ist das Schreiben mit einer existenziellen Dimension. «Früher habe ich mich sehr gequält beim Schreiben», sagt der Kollege. «Aber den jetzigen Roman klopfe ich einfach so runter.» Er sei verwundert darüber, wie schlecht viele Bestseller seien. «Wofür quält man sich da noch?» Ich verstehe seinen Konflikt, teile ihn aber nicht.

Für meinen Debütroman gebe ich alles. Manchmal bin ich abends so ausgekühlt vor Anstrengung, dass mein Freund mich vom Schreibtisch aufließt, unter eine Decke legt und einen Föhn auf mich richtet. Ob sich die Mühe lohnt, weiss der Kuckuck. Schreiben war schon immer etwas für Menschen ohne allzu viele Sicherungen im Kopf. Du musst dran glauben, aber es gibt keine Garantien. Da ist das Schreiben wohl wie die Liebe.

Claudia Schumacher ist freie Autorin in Hamburg.

Ministerpräsidentin Sommaruga

Die Bundespräsidentin mischt sich mehr und mehr in die Amtsgeschäfte ihrer Kollegen ein. Will Simonetta Sommaruga damit ihr pandemieverseuchtes Präsidialjahr aufpolieren?

Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) sass gerade bei einer Lagebesprechung, als das Telefon klingelte. Am anderen Ende der Leitung meldete sich Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga (SP) mit einer Überraschung: Sie plane für den 30. Oktober eine Pressekonferenz zur Schweizer Kandidatur für den Sitz im Uno-Sicherheitsrat. Ob der Aussenminister ebenfalls teilnehmen wolle? Cassis habe etwas irritiert auf die Anfrage reagiert, sagen Eingeweihte. Denn es handelt sich um ein Geschäft des Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA).

Bei Bundespräsidentin Sommaruga ist es jedoch gang und gäbe, dass sie in die Dossiers ihrer Kollegen eingreift und diese vor fast vollendete Tatsachen stellt. Darf sie das? Ein Bundespräsident übt als «Erster unter Gleichen» während eines Jahres einige traditionelle Funktionen und Aufgaben aus. Er leitet die Sitzungen des Bundesrates, hält die Ansprachen zu Neujahr und zum Bundesfeiertag, unternimmt amtliche Reisen ins Ausland und pflegt die Beziehungen zu den Kantonen. Sommaruga hat diese Rolle – wohl auch aus der Not heraus, da das Coronavirus ihr Präsidialprogramm durcheinanderwirbelte – offenbar etwas uminterpretiert.

Auf dünnem Eis

Mit dem gleichen Eifer, mit dem die ambitionierte Umweltministerin ihre Kollegen nervt, weil sie vielen Geschäften den Stempel ihrer klimapolitischen Bedenken aufdrückt, geht sie jetzt als Bundespräsidentin zu Werke. Sie trete auf, so kritisieren bundesratsnahe Kreise, als kenne die Schweiz eine Art Präsidialsystem, bei dem alle anderen Minister der Bundespräsidentin zudienen müssten. Das treibt die Kollegen regelmässig auf die Palme, doch haben sie bisher kein probates Mittel gefunden, um Sommarugas präsidialen Aktivismus einzuschränken. Ziemlich unwirsch reagiert das politische Umfeld anderer Bundesräte im Parlament auf das selbstbewusste Auftreten der Bundespräsidentin. Sommaruga wandle mit ihrem Rollenverständnis auf dünnem Eis, findet ein verärgelter FDP-Vertreter.

Doch die Sozialdemokratin, auf jegliche Einwände wohl vorbereitet wie immer, sieht sich in perfekter Übereinstimmung mit den Bestimmungen. «Wie im Regierungs- und Verwaltungsorganisationsgesetz vorgesehen, koordiniert die Bundespräsidentin bekanntlich die Angelegenheiten von wesentlicher Bedeutung, an welchen mehrere Departemente beteiligt oder die von grösster Tragweite für das Land sind», kontert ihre Informationschefin Annetta Bundi die Kritik. Dies und ihre Selbstgewissheit, moralisch auf der richtigen Seite zu stehen, sind Sommaruga Legitimation genug, das Ruder an sich zu reissen. Das Vorpreschen bei der Uno-Kandidatur war denn auch keine einmalige Entgleisung. Sie schreckt nicht einmal davor zurück, ihrem Parteikollegen Alain Berset in die Geschäfte hineinzuregieren – selbst auf die Gefahr hin, einen parteiinternen Streit vom Zaun zu brechen.

Mit wachsendem Unbehagen verfolgt die Entourage des Gesundheitsministers, den die Medien im Frühling noch als Covid-19-Superstar gefeiert haben, wie Simonetta Sommaruga versucht, ihm als Krisenmanagerin den Rang abzulaufen. Bisher mit mässigem Erfolg. So kündigte sie Anfang Oktober einen Krisengipfel mit den kantonalen Gesundheits- und Volkswirtschaftsdirektoren auf den 22. Oktober an. Das war just einen Tag bevor sich Kollege Berset ohnehin mit dem Vorstand der Gesundheitsdirektoren treffen wollte. Sommarugas Informationschefin sagt, die

Kantone hätten dieses Treffen sehr geschätzt. Tatsächlich endete der Gipfel als ergebnisloser Flop. Obwohl es nichts zu kommunizieren gab, habe sie dennoch die Teilnehmer beinahe zu einer Pressekonferenz genötigt, sagen Eingeweihte.

Die Bundespräsidentin setzte auch eine völlig unnötige Extrasitzung des Bundesrates am darauffolgenden Sonntag durch. Damit kam sie dem Kollegen Berset bei seinen Massnahmenplänen in die Quere. Manche wundern sich, dass dort, wo Sommaruga eine Rolle spielen könnte – nämlich bei der Zivilluftfahrt, für die sie als Verkehrsministerin zuständig wäre und die wegen der Pandemie in argen Nöten steckt –, aus ihrem Departement wenig bis gar nichts verlaute.

Parlament lässt sich nicht einspannen

Ihre Kritiker sind überzeugt: Auch die Kandidatur für den Uno-Sicherheitsrat komme ihr gelegen, um das Covid-19-verseuchte Präsidialjahr etwas aufzupolieren. Anfang Sommer fuhr Sommaruga dem Aussenminister ein erstes Mal in die Parade. EDA-Chef Cassis hatte in Genf anlässlich der 75-Jahr-Jubiläumsfeier der Uno-Charta die Schweizer Kandidatur für den Sicherheitsrat offiziell lanciert. Die Bundespräsidentin überrumpelte ihn daraufhin mit einem Interview am Schweizer Fernsehen, wo sie sich über die Uno-Charta und den Sicherheitsrat ausliess und so dem Aussenminister die Show stahl.

Wer Sommarugas Departement fragt, warum sie sich derart in die Amtsgeschäfte eines Kollegen einmische, erhält zur Antwort, das EDA habe Bundespräsidentin Sommaruga für die Lancierung der Kandidatur der Schweiz für den Uno-Sicherheitsrat angefragt. Damit war aber der gemeinsame Auftritt in New York gemeint. Dieser konnte wegen der Pandemie nicht stattfinden und wird virtuell durchgeführt.

Dass aber die Bundespräsidentin von sich aus eine Medienkonferenz ansetzt, war mit dem Departement Cassis nicht abgesprochen. Simonetta Sommaruga wollte sogar die Präsidenten der Aussenpolitischen Kommissionen von National- und Ständerat dafür aufbieten. Diese haben der Bundespräsidentin aber die Gefolgschaft verweigert.



BLICK IN DIE ZEIT



Nichts ist unerträglicher als die Wirklichkeit, die man nicht sehen will. Der *Blick*, grösste Boulevardzeitung der Schweiz, schrieb zuerst überhaupt nicht über die fürchterliche Köpfung eines französischen Lehrers durch einen tschetschenischen Islamisten in Paris. Als die Bluttat ganz Frankreich empörte und einen diplomatischen Kleinkrieg zwischen Macron und Erdogan in der Türkei auslöste, rang sich das Blatt dann doch noch zu einem Kommentar durch. Er darf zu den absonderlichsten journalistischen Ereignissen des Jahres gezählt werden. Nicht nur verschwieg die Autorin, eine Camille Kündig, ihren Lesern den religiösen Hintergrund der Tat. Die Worte «Islam» und «Islamismus» kommen in keiner Zeile vor. Auch die tschetschenische Herkunft des Täters, ein «radikalisiert 18-Jähriger», wird wortreich verschwiegen. Der nächste Gedankensprung entfernt uns dann gänzlich von der Wirklichkeit. Fast schlimmer noch als den «barbarischen Akt» findet die Autorin den «mittelalterlichen» Schweizer Blasphemie-Artikel. Er habe angeblich internationale «Signalwirkung». Darüber müsse in der Schweiz jetzt endlich geredet werden. Der *Blick* hat so etwas von recht: Es ist höchste Zeit, dass sich der Automechaniker in Ostermundigen, der am Morgen um sieben zur Arbeit fährt, endlich überlegt, was wir in der Schweiz anders machen müssen, damit in Paris kein Islamist, Pardon: kein «radikalisiert 18-Jähriger», einen Lehrer köpft.

Man kann sich auch in eine Krankheit hineinsteigern. In der Schweiz stei-

gen die Corona-Testfälle, weil wir so viel testen wie nie. Gäbe es nur halb so viele Tests, hätten wir auch nur halb so viele Fälle. Die Medien behandeln jeden Testfall wie ein Himmelfahrtskommando. Dabei wissen wir nicht einmal, wie viele der positiv Getesteten ernsthaft erkranken oder ins Spital müssen.

Vor allem die Linke fordert jetzt drastisches Eingreifen durch den Bundesrat. Die Überlegung dahinter ist logisch und nachvollziehbar. Befiehlt die Regierung den Lockdown, haftet sie für die wirtschaftlichen Schäden. Die neue SP-Führung will mit Corona den Traum vom Sozialismus vorantreiben: Niemand soll

Kim Kardashian ist ihr eigenes Dschungelcamp. Sie vermarktet sich so genial wie gnadenlos.

mehr sterben müssen, niemand soll mehr arbeiten gehen, und die Steuerzahler, also die Reichen, zahlen alles. Für SP-Mitcheffin Mattea Meyer gibt es ausdrücklich keine Grenze, wie viel Geld rausgeworfen werden soll.

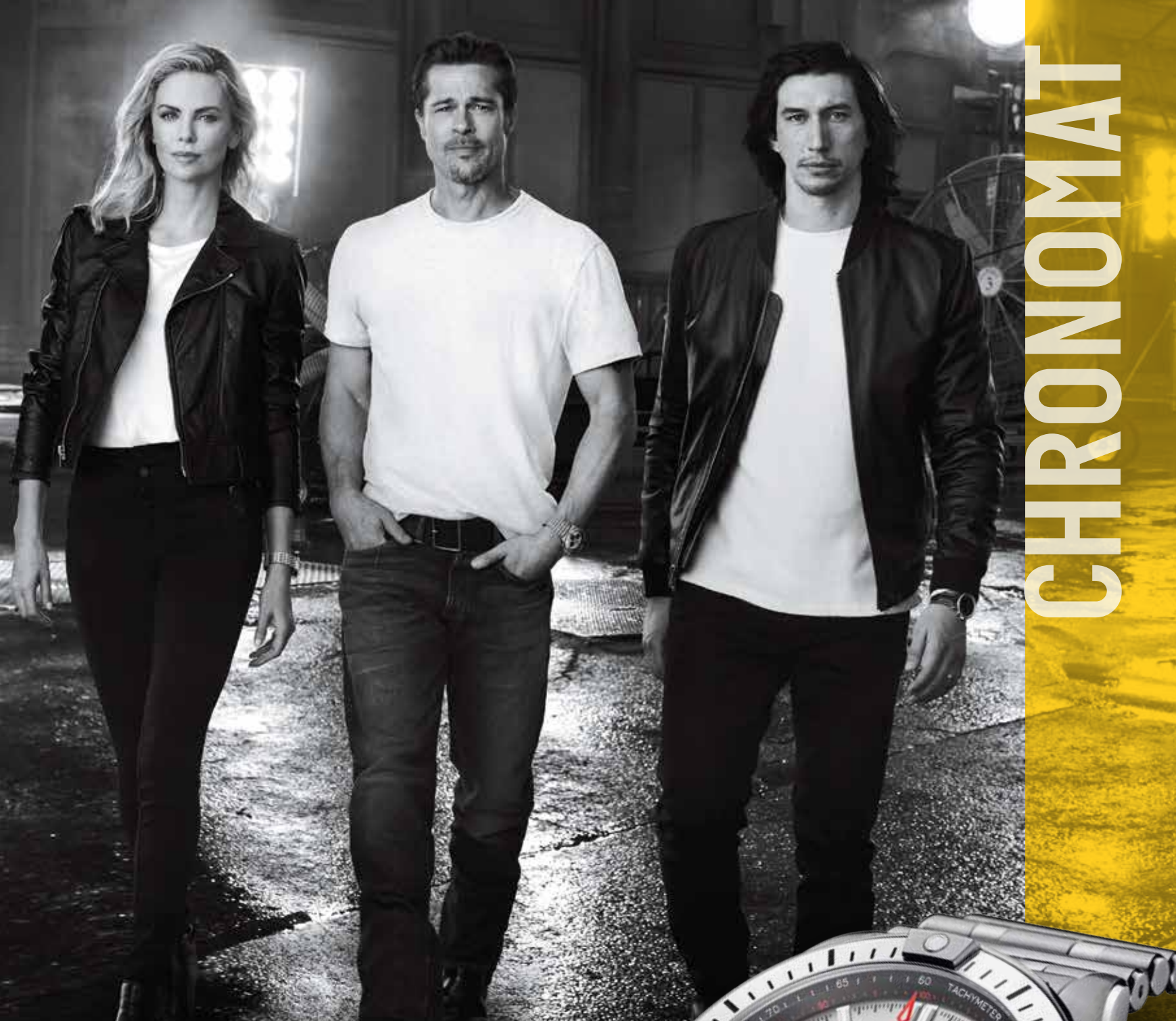
Den Zweiten Weltkrieg mit Dutzenden Millionen von Toten ertrugen die Schweizer gelassener. Obwohl das Virus für die meisten Menschen ungefährlich und für die Bedrohten etwa viermal tödlicher als die Grippe ist, verbreiten sich apokalyptische Stimmungen und Ahnungen im Land. Wer den Panik-Tango verweigert, macht sich verhasst. Nach der Klimaerwärmung kommt die soziale Corona-Eiszeit: Bitterkalt wird es vor allem für jene, die eine andere Meinung haben oder einen Rest Normalität zu leben wagen.

Das grösste Panikorchester ist die Covid-Task-Force des Bundes. Das Gremium der

Selbstdarsteller lässt keine Gelegenheit aus, sich selber ins Rampenlicht zu schieben. Task-Force-Mitglied Althaus twittert, gewittert, völlig losgelöst, gegen die Bundesräte, die er beraten darf. Ist Althaus noch Wissenschaftler? Oder schon Agitator? Diktator? Die neuen Covid-Despoten wännen sich im Besitz höherer Wahrheiten, für die es keine Diskussion mehr braucht.

Gesellschaften können ihren Verstand verlieren. Das hat es in der Geschichte immer wieder gegeben. Aber nur, weil alle gemeinsam in den Abgrund marschieren, muss man es ihnen noch lange nicht gleichtun. Immerhin: Bis Redaktionsschluss hatte der Bundesrat die Kraft, den Ermächtigungsehnsüchten von unten zu widerstehen. Das ist lobenswert. Anderen Regierungen fällt das Diktieren leichter.

Kim Kardashian wird vierzig. Sie ist ihr eigenes Dschungelcamp. Niemand vermarktet sein Privatleben gnadenloser. Und erfolgreicher. Wer den Tiger der Öffentlichkeit so reitet – seit dreizehn Jahren –, braucht Mut. Und Disziplin. In ihrer ganzen Künstlichkeit wirkt sie echter als Hollywood, authentischer als all die glattgebügelten korrekten Stars, zurechtgeschminkt von ihren PR-Büros. Kims Körper ist eine Art Frontalangriff auf die magersüchtigen Schönheitsideale unserer Zeit. Doch sie steht zu ihren vermeintlichen Makeln, macht auch daraus ein Geschäft. Die Frau ist eine amerikanische Feministin, eine glitzernde Unabhängigkeitserklärung, und als Frau, die ihren Weg beharrlich und unerschrocken geht, ist Kim Kardashian die Alice Schwarzer Kaliforniens.



CHRONOMAT



BREITLING
1884

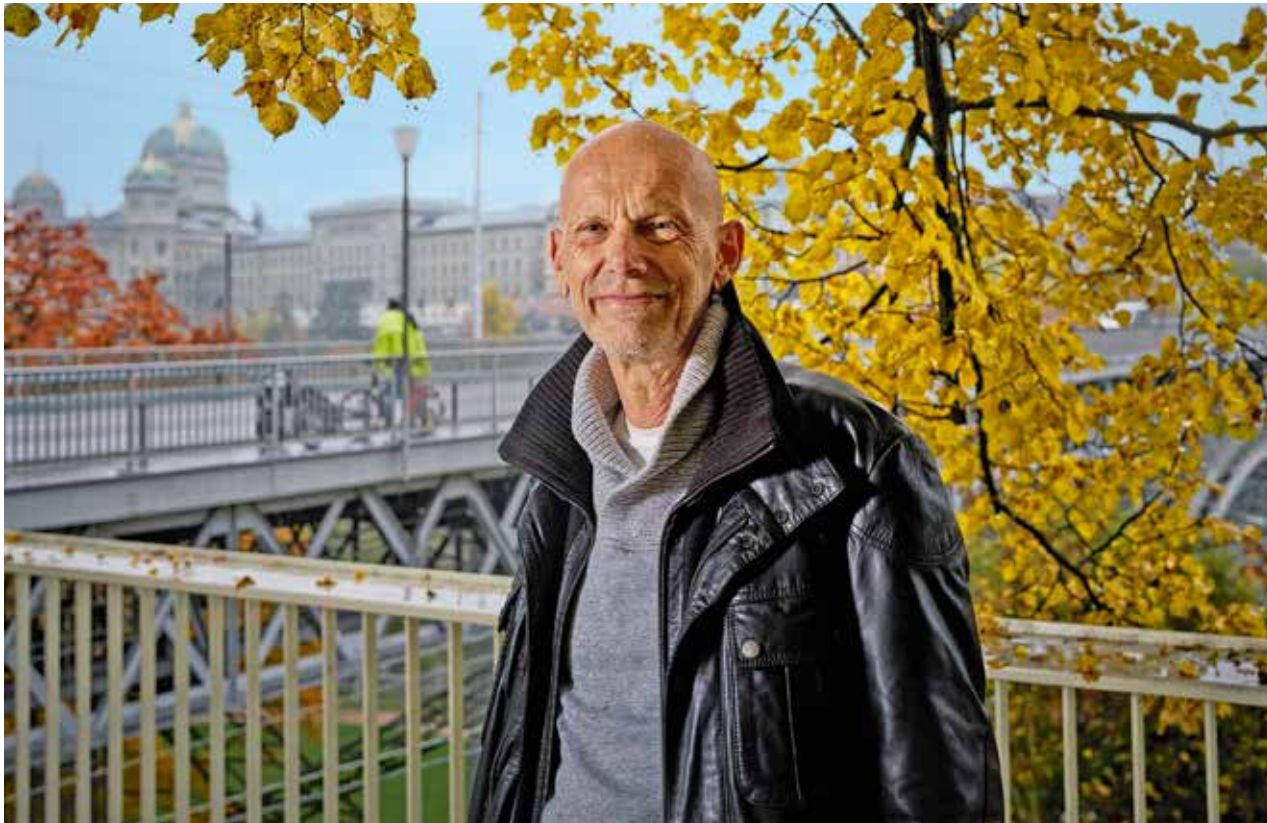
BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH



Radikaler Mittelweg

Aktivismus ist in der Corona-Krise ebenso falsch wie Laisser-faire.
Wir können nur Schäden begrenzen, aus Fehlern lernen und auf Innovation vertrauen.

Daniel Koch



«Entscheidend ist die Akzeptanz in der Bevölkerung»: Mediziner Koch.

Epidemiologen sind gefragt wie schon lange nicht mehr. Wenn sie uns nur verbindlich sagen könnten, wie sich das neuartige Coronavirus genau verbreitet, wie gefährlich es wirklich ist, wie es um die Immunbildung und die befürchteten Langzeitschäden steht – die Probleme liessen sich lösen wie eine mathematische Gleichung. Es gäbe nur ein richtiges Resultat. Tatsächlich wissen wir zu all diesen Fragen heute viel mehr als vor neun Monaten, als die ersten Berichte über Sars-CoV-2 aus China eintrafen. Doch es wäre vermessen, zu behaupten, dass wir dieses Virus mit all seinen Eigenheiten heute wirklich verstehen würden.

Wir sollten uns deshalb in der Corona-Krise nicht auf die Epidemiologie versteifen. Bei der öffentlichen Gesundheit wirken psychologische,

soziale, politische, ethische und vor allem auch wirtschaftliche Faktoren mit, die man nicht vernachlässigen darf. Einfache Universallösungen gibt es nicht. Jene, die glauben, man könne die Verbreitung des Virus völlig verhindern, liegen ebenso falsch wie jene, die für eine schnelle Durchseuchung plädieren. Beide Extremstrategien nehmen Kollateralschäden in Kauf, die wir weder absehen noch verantworten können. Ein Ideal gibt es nicht, wir haben nur die Wahl des mutmasslich geringeren Übels.

Schädliche Nebenwirkungen

Ein langanhaltender Lockdown dämpft zwar nachweislich die Virusverbreitung ein. Er kann sich aber – mal ganz von den wirtschaftlichen Folgen abgesehen – trotzdem negativ auf die

Gesundheit auswirken. Wenn etwa die Krebsprävention vernachlässigt wird oder Menschen mit Kreislaufproblemen die Spitäler meiden, wenn Existenzängste und soziale Isolation zu depressiven Verstimmungen führen. Auch das kann tödliche Konsequenzen haben. Wie

*Ein Ideal gibt es nicht,
wir haben nur die Wahl des
mutmasslich geringeren Übels.*

die positive Wirkung können wir auch die schädlichen Nebenwirkungen eines Lockdowns bestenfalls im Rückblick beurteilen. Aber wir müssen sie zumindest in Betracht ziehen.

Auf der anderen Seite wäre es nach dem heutigen Stand des Wissens unzulässig, Covid-19 als eine mehr oder minder schwere Grippe abzutun. Es stimmt zwar, dass zumindest in der Schweiz tödliche Verläufe nach einer Sars-CoV-2-Infektion fast nur (derzeit 96,8 Prozent) bei über 60-Jährigen zu beklagen sind. Doch abgesehen davon, dass es unmöglich und inakzeptabel wäre, diese Altersgruppe völlig zu isolieren, sind schwere Verläufe mit möglicherweise gravierenden Langzeitschäden auch bei jüngeren Patienten häufiger zu beobachten als bei einer Grippe. Im Tessin und in der Westschweiz, wo im März besonders viele Ansteckungen verzeichnet wurden, lag die Übersterblichkeit deutlich über dem Wert, der selbst bei einer schweren Grippewelle zu erwarten gewesen wäre.

Zeit spielt für uns

Pragmatismus ist also angesagt: ein ständiges Überprüfen, Korrigieren und Justieren der Massnahmen nach dem Stand des Wissens. Das klingt nicht sexy und ist schwer zu verkaufen in einer Zeit, die nach schnellen und griffigen Lösungen ruft. Doch was vielen als zielloses Durchwursteln erscheinen mag, verschafft uns einen entscheidenden Vorteil, den leider viele vergessen: Zeit. Zeit, um zu forschen, Zeit, um zu lernen, Zeit, um Therapien zu verbessern, Zeit, um neue Lösungen zu finden. Der Faktor Zeit spielt also nicht nur gegen, sondern auch für uns.

Wir können nicht voraussagen, ob wir in der nächsten nützlicher Frist einen effizienten Impfstoff zur Verfügung haben werden. Es gibt zu viele Ungewissheiten, als dass wir uns darauf verlassen könnten. Es wäre deshalb falsch, sich auf ein bestimmtes Szenarium zu versteifen. Wir wissen nicht, ob und wann es uns gelingen wird, Medikamente für wirksamere Therapien zu entwickeln. Persönlich verspreche ich mir von Schnelltests Fortschritte bei der Früherkennung. Doch es gibt weder eine Garantie noch Erfahrungswerte dafür, dass es funktionieren wird. Niemand kann in die Zukunft schauen. Und trotzdem bin ich zuversichtlich. Denn die Geschichte lehrt uns, dass der menschlichen Innovationskraft keine Grenzen gesetzt sind. Wir werden auch diese Pandemie überwinden. Die Frage ist nur, wie wir die Schäden insgesamt möglichst tief halten.

Die Schweiz hat die Corona-Krise bislang recht gut gemeistert, trotz oder auch dank einem relativ moderaten Lockdown. Gemessen an den Hospitalisierungen war die Sterberate bei uns sehr tief. Was wir unter allen Umständen vermeiden müssen, ist eine Überlastung der Spitäler, das galt im letzten Frühling, das gilt auch heute noch. Ich bin allerdings zuversichtlich, dass uns das mit unserem heutigen Wissen ohne erneuten Lockdown gelingen wird. Wir müssen lernen, mit diesem Virus zu leben, ohne

das Leben auf ein Abstellgleis zu stellen. Hierzu müssen wir Massnahmen finden, die so einfach wie möglich in jedem Alltag integriert werden können. Nur so werden diese breit akzeptiert und von der ganzen Bevölkerung mitgetragen.

Die Akzeptanz ist ein entscheidender Faktor bei jeder Massnahme. Eine Massnahme ist stets auch eine Botschaft, und die Botschaft ist oft ein wesentlicher Teil der Massnahme. Nur wenn sie die Bevölkerung auf ihrer Seite haben, können die Ämter etwas bewirken. Nehmen wir das leidige Thema der Gesichtsmaske. Ich hatte dazu stets eine ambivalente Haltung. Die Maske kann die Verbreitung des Virus verlangsamen, sie kann die Menschen aber auch in falscher Sicherheit wiegen und sie dazu ver-

Wir müssen lernen, mit diesem Virus zu leben, ohne das Leben auf ein Abstellgleis zu stellen.

leiten, andere wichtige Schutzmassnahmen wie das Händewaschen zu vernachlässigen. In Südamerika verhinderte eine strikte Maskenpflicht die Katastrophe nicht, in Asien scheint sie gewirkt zu haben.

Die Maske kann ein Warnfinger sein, der die Menschen daran erinnert, dass sie achtsam und auf Distanz zueinander bleiben sollten. Wenn sie aber als aufgezwungenes Glaubensbekenntnis empfunden wird, wecken wir damit nur Unwillen, also das Gegenteil von dem, was angestrebt wird. Solchen kontraproduktiven Effekten kann man nur mit Pragmatismus und Augenmass begegnen. Besserwisseri und Rechthaberei vergiften das Vertrauen. Jede Massnahme muss für die Bevölkerung nachvollziehbar sein.

Selbstverständlich können wir auch von den Erfahrungen aus anderen Ländern lernen. Wenn Neuseeland oder Südkorea die Verbreitung von Covid-19 in den Griff bekamen, dann haben diese Länder offenbar etwas richtig gemacht. Wir sollten aber nie ausser Acht lassen, dass jedes Land seine Eigenheiten hat. Klima, Siedlungs- und Bevölkerungsstruktur, Traditionen, Sitten und Bräuche, Staatsverständnis, Gesundheits- und Wirtschaftssystem – all diese Faktoren sind entscheidend für den Erfolg oder den Misserfolg von Massnahmen. Am Schluss muss jedes Land selber entscheiden, welcher Weg seinen spezifischen Bedürfnissen und Möglichkeiten am besten entspricht.

Katastrophe in Entwicklungsländern

Für viele Entwicklungsländer waren die rigiden Lockdowns, die einfach nach chinesischem Vorbild übernommen wurden, eine Katastrophe. Als Beispiel sei Indien erwähnt: Millionen von Wanderarbeitern wurden über Nacht nicht nur ihrer Existenzgrundlage beraubt, sondern

auch in ihre Dörfer zurückgetrieben, was die Verbreitung der Pandemie über das ganze Land beschleunigte. Auch in Lateinamerika sind die Kollateralschäden der rigiden Lockdown-Politik verheerend und stehen in keinem Verhältnis zum Nutzen, vor allem für die ärmeren Schichten. Es ist absehbar, dass weltweit langfristig mehr Menschen an den Folgen unvernünftig radikaler Massnahmen sterben werden als am Coronavirus.

In der Schweiz sind wir in dieser Hinsicht privilegiert. Zweifellos wird man dereinst im Rückblick herausfinden, dass man das eine oder andere hätte besser machen können. Doch das Wichtigste ist, dass wir der Versuchung standhalten konnten, in Extreme zu verfallen – weder in die eine noch in die andere Richtung. An diesem Weg sollten wir festhalten.

Deshalb der Aufruf: Scheuen wir keinen Aufwand, um die Pandemie als Gesellschaft zu bewältigen. Wir müssen dazu die Bedürfnisse aller Kreise, von Jung bis Alt, aktiv und offen einbeziehen. Die Bewältigung der Coronapandemie wird uns nur gelingen, wenn Massnahmen ergriffen werden, welche die ganze Bevölkerung bereit ist mitzutragen. Denn am Ende entscheiden nicht die Massnahmen über den Erfolg einer Bekämpfungsstrategie, sondern das Verhalten der Bevölkerung.

Daniel Koch, 65, ist Arzt mit einem Master für Öffentliche Gesundheit der Johns-Hopkins-Universität. Als Leiter der Abteilung Übertragbare Krankheiten und Delegierter des BAG für Covid-19 beriet er den Bundesrat vom 1. März bis zum 27. Mai 2020.

ZURICH | GENEVA | LUGANO | LUXEMBOURG
BEIJING | HONG KONG | DENMARK

Swiss tradition.
European roots.
Eastern expertise.
To meet both
your personal and
corporate needs.

www.bil.com/swisstradition

BIL
1856
BANQUE INTERNATIONALE
À LUXEMBOURG
| SUISSE

Der Mann mit dem Hammer

Ralph Hamers baute die niederländische Bank ING radikal um. Nun tritt er als UBS-Chef an. Seine Währung heisst Leistung.

Derk Jan Eppink

Am 1. November wird Ralph Hamers (54) von Sergio Ermotti die Leitung der UBS übernehmen, einer der grössten Vermögensverwaltungsbanken der Welt. Das ist ein gewaltiger Sprung an die Spitze der Finanzwelt für jemanden, der in Simpelveld, einem verschlafenen Nest an der niederländisch-belgischen Grenze, geboren wurde. Kaum jemand hätte damit gerechnet, dass ein Mann, der aus dieser malerischen, friedlichen Region stammt, einmal den Spitznamen «Der Mann mit dem Hammer» tragen würde.

Hamers studierte Ökonometrie an der Universität Tilburg. 1991 trat er in die ING ein, eine der grössten niederländischen Banken, wo er im Rechnungswesen begann. In seinen dreissig Jahren bei der ING kam es zu tiefgreifenden Veränderungen nicht nur im Bankensektor, sondern auch in der öffentlichen Wahrnehmung der Branche, besonders nach der Finanzkrise 2008. Hamers war treibende Kraft bei der Konzentration auf Automatisierung, Digitalisierung und Fintech-Firmen. Er veränderte den Charakter der ING: Aus der Filialbank, die für den Bäcker und Metzger von nebenan da war, wurde ein globales Netzwerk, das Superreiche als Kunden gewann.

2013 wurde Hamers Konzernchef und damit Nachfolger von Jan Hommen, dem früheren Philips-Finanzchef, der unter dem Übernamen «Trümmerbeseitiger» bekannt war. Die schwere Finanzkrise war damals schon kein Thema mehr. Hamers profilierte sich als knallharter Verkäufer, der entschlossen auf innovative Technologie setzte. Stand ihm etwas im Weg, zögerte er nicht, den Vorschlaghammer hervorzuholen. In Belgien schloss er Dutzende von ING-Filialen, 3000 Arbeitsplätze fielen weg.

Er scheute auch nicht davor zurück, Leute abzukanzeln, die aus seiner Sicht unterdurchschnittliche Leistungen brachten. Einmal lud er in einem vollbesetzten Saal einen nur mässig erfolgreichen Filialleiter zu sich aufs Podium und überreichte ihm eine rote Laterne, zum Zeichen dafür, dass dieser leistungsmässig das Schlusslicht darstellte. Diese öffentliche Blossstellung muss beschämend gewesen sein.



Beherzte Lohnforderung: Hamers.

Für Hamers steht Leistung an allererster Stelle, auch bei seiner finanziellen Entschädigung. Bei der ING fühlte er sich unter seinem Wert honoriert, so kam er 2018 mit dem Antrag auf eine Gehaltserhöhung um 30 Prozent auf drei Millionen Euro pro Jahr. Das sorgte für Wirbel in der durch eine calvinistische Kultur geprägten niederländischen Politik, zumal das breite Publikum der Hochfinanz mit Argwohn und Geringschätzung begegnete. Ministerpräsident Mark Rutte musste gar intervenieren, um die Öffentlichkeit zu beruhigen. Hamers bezeichnete seine Gehaltsforderung als «beherzt», weil er fand, dass ihm ohnehin mehr zugestanden hätte. Schliesslich musste aber die Erhöhung rückgängig gemacht werden.

Eine gewisse Berechtigung hatte der öffentliche Aufschrei. In der Finanzkrise hatte die ING über zehn Milliarden Euro Staatshilfen erhalten. Hinzu kamen lästige Ermittlungen gegen die Bank wegen Geldwäschereiverdacht. Das Verfahren wurde gegen Zahlung von 775 Millionen Euro eingestellt. Vor allem die Niederländische Zentralbank warf Hamers aber mangelhafte Kontrollen vor und forderte Verbesserungen. Möglicherweise gibt es noch Gerichtstermine, die Sache ist für ihn noch nicht ausgestanden.

Bei der UBS wird Hamers nun eine Entschädigung beziehen, die, wie er sagt, seiner Leistung entspricht: das Sechsfache seiner Abgeltung bei der ING. Er wird aber immer wieder beweisen müssen, dass die UBS für ihr Geld einen valablen Gegenwert erhält – besonders in diesen unsicheren Corona-Zeiten.

Derk Jan Eppink ist niederländischer Journalist und Mitglied des Europäischen Parlaments.

PERSONENKONTROLLE

Pfister, Spinas, Wermuth, Irminger, Tschanz

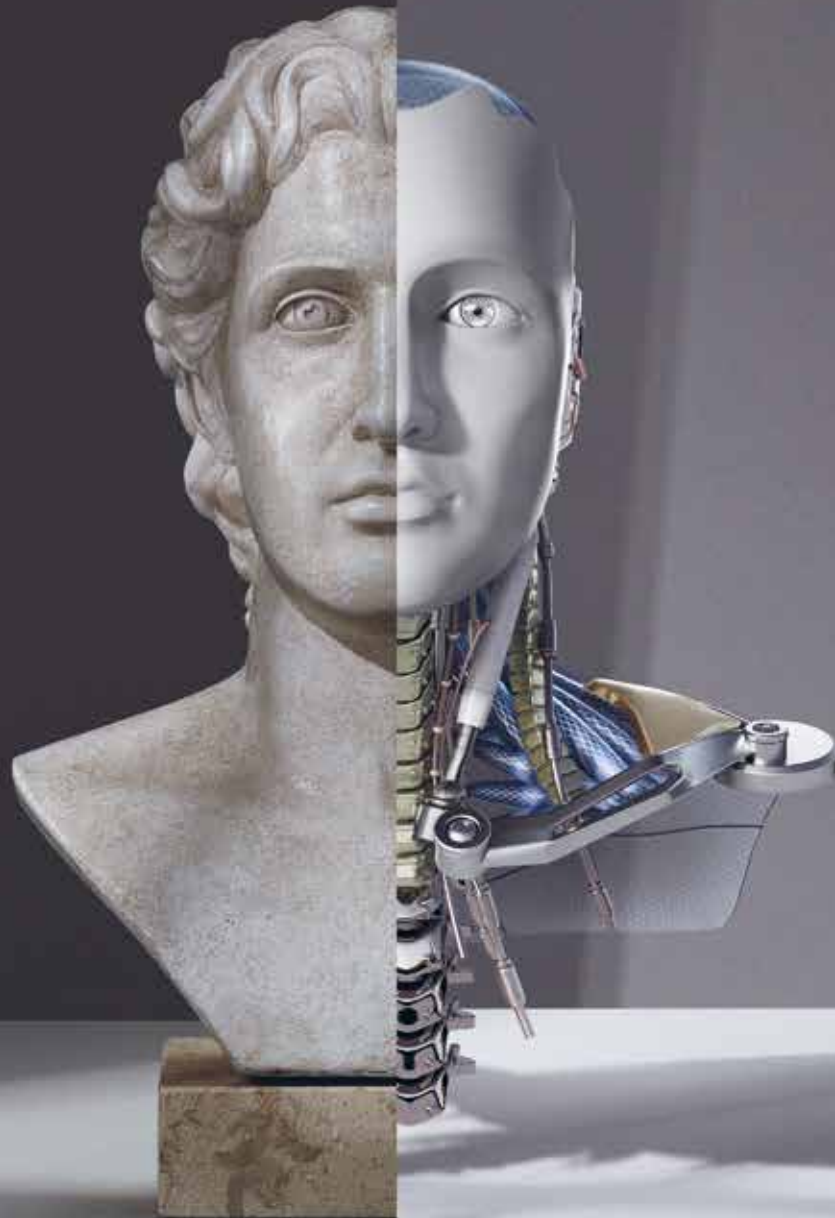
Gerhard Pfister, Reformator, ist am Ziel. Die Basis hat mit grosser Mehrheit einer Änderung des Parteinamens zugestimmt, wie der CVP-Chef Anfang Woche an einer Pressekonferenz bekanntgab. Die CVP will sich in Zukunft auf nationaler Ebene «Die Mitte» nennen. Diesen Prozess angestossen hat Pfister, der sich davon Auftrieb für seine unter Wählerschwund leidende Partei erhofft. Politikwissenschaftler schätzen das Potenzial der Mittepartei (CVP und BDP) auf 20 Prozent. Oder wie heisst es doch? Die Hoffnung stirbt zuletzt. (*hmo*)

Lorenz Spinas, Plakatfälscher, gab in der *NZZ am Sonntag* zu: Das traurige Mädchen auf dem Plakat für die Konzernverantwortungsinitiative stand nicht vor einer vergifteten Kupfermine, sondern auf einem Sportplatz. Auch ein Brasilianer mit einer pestizidverbrühten Lunge ist laut dem linken Werbeprof gefälscht. Doch solche Manipulationen seien erlaubt «aus Verantwortung für den Zweck und das Ziel». Spinas' Agentur verrechnet den Kunden im Schnitt 160 Franken pro Stunde. Dies ergibt für einen Kampagnenberater mit einem Achtstundentag und einer Fünftagewoche einen Monatslohn von 25 600 Franken. Da greift auch **Cédric Wermuth** gerne zu: Der Präsident der SP Schweiz ist bezahlter «Strategieberater» der Agentur Spinas Civil Voices. (*mö*)

Florian Irminger, Jetsetter, wird neuer Generalsekretär der Grünen. Er ersetzt **Regula Tschanz**, die die Leitung des Parteisekretariats nach zehn Jahren abgibt. Der Genfer Grüne ist sein halbes Leben von einem Brandherd der Weltgeschichte zum nächsten gejettet. Dies, obwohl die Grünen die Fliegerei regelmässig verteufeln: Irminger war bis 2018 bei den Vereinten Nationen, beim Europarat und bei der Europäischen Union als Lobbyist für die Human Rights House Foundation verantwortlich. Es ist nicht anzunehmen, dass er mit dem Velo zu diversen Einsatzorten, beispielsweise in Zentralafrika, radelte. (*hmo*)

Inspirierend seit 1861.

Innovatives Banking
auf Augenhöhe mit der Zeit.



Noch nie waren Kommunikationswege so einfach, kurz und schnell. Dank unserer hochmodernen digitalen Lösungen profitieren davon auch unsere Kunden. Sie entscheiden, wann Sie Ihre Geschäfte abwickeln. Bequem, einfach und unter modernsten Sicherheitsstandards. Denn kluge Lösungen sind die härteste Währung. www.llb.li



**Liechtensteinische
Landesbank**¹⁸⁶¹

Tradition trifft Innovation.

Märtyrer der Republik

Erwacht Frankreich? Nach der Enthauptung des Lehrers Samuel Paty geht ein Ruck durchs Land.

Jürg Altwegg

In der Schule hatte 1989 alles angefangen. Frankreich und die Welt zelebrierten den 200. Jahrestag der Revolution. In Berlin fiel die Mauer, in Europa der Eisene Vorhang – die Franzosen zogen den Schleier hoch. Die neue Epoche begann in Creil, fünfzig Kilometer ausserhalb von Paris. In einem Collège mit 500 (von insgesamt 750) Schülern aus 25 Nationen weigerten sich drei Schülerinnen, das Kopftuch abzulegen. Erst der König von Marokko konnte sie zum Nachgeben bewegen.

Vor einem «München der Republik» warnen damals die Philosophen Elisabeth Badinter, Alain Finkielkraut und Régis Debray. Der Vergleich meinte nicht nur die feige Blindheit der Regierungschefs, die 1938 in München Hitler zu besänftigen hofften. Die implizite Gleichstellung mit dem Nationalsozialismus verwies auf die Gefährlichkeit des Islamismus.

Vorposten der Islamisierung

In Frankreich begann ein kalter Bürgerkrieg. Die Konflikte um das Kopftuch häuften sich. Nach dem 11. September wurde Bin Laden in den Banlieues zum Helden und das Land zum Nebenschauplatz der Intifada. Fünfzehn Jahre nach dem Präzedenzfall von Creil legte Jean-Pierre Obin seinen Bericht über die Schulen in den Banlieues vor: Sie waren die Vorposten der Islamisierung, Paris entdeckte die «verlorenen Territorien der Republik». Im gleichen Jahr, 2004, verabschiedete das Parlament ein Gesetz und verbot das Kopftuch in den öffentlichen Schulen. In der arabischen Welt mutierte Frankreich vom Freund, der sich dem Krieg gegen den Irak verweigert hatte, zum absoluten Feindbild.

Der islamistische Terror begann nicht mit den Anschlägen auf *Charlie Hebdo* und den jüdischen Supermarkt «Hyper Cacher» im Januar 2015. In Toulouse hatte Mohammed Merah schon 2012 jüdische Schulkinder und muslimische Soldaten der französischen Armee ermordet. Den gezielten Attentaten auf Juden, abtrünnige Muslime, blasphemische Journalisten folgten die Anschläge von Paris und Nizza. Danach wurde einem Priester in einer kleinen Kirche bei Rouen

während der Messe die Kehle durchgeschnitten. Polizisten gerieten ins Visier der Terroristen. Vor einem Jahr erstach im Herzen der Inneren Sicherheit, in der Präfektur von Paris, ein radikalisierte Polizist vier Kollegen. Fazit: 300 Tote, Hunderte von Verletzten.

Und jetzt erstmals ein Lehrer. Die Enthauptung von Samuel Paty hat das abgebrühte und zerstrittene Land, das auf alles gefasst sein musste, ganz besonders aufgewühlt. Das Köpfchen ist nicht nur ein vom radikalen Islamismus inszeniertes Ritual der «religiösen Exekution» (Elisabeth Badinter). Es erinnert Frankreich an die Gewalt seiner eigenen Geschichte und Revolution. Deren grösster zivilisatorischer Erfolg ist die «Schule der Republik». Ein Symbol, das bis vor kurzem die Versprechen der Revolution verkörperte: die Chancengleichheit, die Brüderlichkeit, die Erziehung zum freien Citoyen. Jedes Kind weiss, wer der Minister Jules Ferry war und wann die Schule für alle obligatorisch und gratis wurde. In vielen Klassikern der französischen Literatur wird dem Lehrer ein Denkmal gesetzt.

In der Sorbonne, dem Leuchtturm der französischen Kultur, gedachte Frankreich Samuel Paty als «Märtyrer der Republik». Der Brief, den Albert Camus nach der Verleihung des Nobelpreises an seinen Lehrer in Algerien geschrieben hatte, wurde verlesen: Dank ihm

hatte der Sohn einer Analphabetin aus ärmsten Verhältnissen studieren können.

Ein «Je suis Samuel» geht durch das Land. Doch schon die ersten Manifestationen des Entsetzens und Trauerns waren von einer neuen Kampfbereitschaft begleitet: «Es reicht jetzt mit den Kerzen und Kränzen.» Die Zeitungen drucken die Mohammed-Karikaturen, die tabu waren. Sie sollen in die Schulbücher aufgenommen werden. Lehrer reden über die Selbstzensur, der sie sich unterworfen hatten.

Blindheit der Linksextremisten

Der Aufbruch scheint auch die Muslime zu erfassen. In der Moschee von Mantes-la-Ville werden in diesen Tagen 600 Jugendliche mit den heiklen Fragen konfrontiert. Die Eltern hätten es so gewollt, berichtet deren Vorsteher Aziz El Jaouhari. Im Arabischunterricht erklärt er den Kindern: «Der Prophet ist immer karikiert worden, schon zu seinen Lebzeiten. Grosse Poeten haben ihn verspottet. Nie aber hat er deswegen zu ihrer Ermordung aufgerufen.»

Erneut schlägt Frankreich der Zorn der muslimischen Welt entgegen. Seit Macrons Gedenkrede in der Sorbonne über den Islam und die Aufklärung stellt Erdogan seine «mentale Gesundheit» in Frage. In mehreren Ländern werden Aufrufe zum Boykott französischer Produkte erlassen – und eifrig befolgt.

Elisabeth Badinter hofft für ihr Land auf einen «Elektroschock»: «Nicht mehr länger akzeptieren, was inakzeptabel ist. Man kann das Problem nicht mehr pazifistisch lösen.» Der Bürgerkrieg um den «Islamfaschismus» und die Blindheit der Linksextremisten, mit denen viele Lehrer sympathisieren, ist nicht zu Ende. Die Gräben, die sich 1989 in Creil auf-taten, bleiben tief.

Einen ersten verbindlichen Eindruck von der Lage der Republik wird man sich am kommenden Montag machen können. Dann gehen die Ferien zu Ende, in allen Schulen sind Gedenkeremonien vorgesehen. Nach dem Attentat auf *Charlie Hebdo* waren die Marseillaise und die Schweigeminute durch schrille Pfiffe gestört worden.



Damit die Schweiz gut überwintert

Samsung-Hallen-Singsang: Rima statt Chiesa. Kommt es zum antimonopolistischen Bündnis?



Ueli Maurer will nichts für die kleinen und mittleren Unternehmer machen. Er warnt vor Corona-Hysterie. Genauso wie Chefredaktor Gujer von der konzeptlosen NZZ. SVP-Hysteriker Pierre Alain Schnegg machte als Hardliner im «Club» des Schweizer Fernsehens eine gute Falle. Genau wie Natalie Rickli in der «Arena». Das blonde Gift will, dass der Bundesrat anstelle der Kantone handelt. Alain Berset fehlte zwischenzeitlich etwas der Pfupf. Christophe Darbellay ist endlich erwacht und nennt Maurer «unmoralisch». Mattea Meyer bläst in das gleiche Horn, aber mit weniger Puste. In der Samsung-Halle tobt – wegen der ökonomischen Ängste im Nacken – die ehemalige Anti-EWR-Basis der SVP: Rima statt Chiesa. Für beste Unterhaltung ist gesorgt.

Viele verwechseln Wirtschaften mit Wirtschaft. Die Beizen, unsere Wirtschaften, sind nicht die Wirtschaft, sondern ein Teil des sozialen Konsums, wie man dies neuerdings nennt.

Wir hatten in der Schweiz im Frühling keinen Shutdown der Wirtschaft, sondern von Teilen der Wirtschaft. Neben den Beizen, neben den Event-Veranstaltern waren auch Teile des Handels direkt betroffen.

In den letzten zwei Jahrzehnten ist uns Schweizerinnen und Schweizern alles etwas zu Kopf gestiegen. Wir glaubten im Ernst, wir seien weit und breit die Besten. Seuchen zeigen auf, wie unterschiedlich verletzlich Gesellschaften sein können. Das war schon bei der Spanischen Grippe so. Städte, die in den USA rechtzeitig harte Massnahmen ergriffen, hatten viel weniger Tote zu beklagen als andere. Wir stehen heute als Schweiz verdammt

schlecht da. Wir haben pro 100 000 Einwohner achtmal mehr Neuinfizierte als Deutschland. Deutsche Skifahrer, die in der Schweiz Ferien machen, müssen bei ihrer Rückkehr während vierzehn Tagen in die Quarantäne.

Praktisch nirgends in Europa gab es Mitte Oktober mehr Fälle als im Wallis. Vor neun Tagen verhängte die Walliser Regierung deshalb einen faktischen Shutdown. Im Land des Totenkults dürfen nur mehr zehn Personen an Beerdigungen teilnehmen. Und die Fitnesscenter bleiben geschlossen. Mindestens bis Ende November 2020, vermutlich noch länger.

Vor kurzem wollten viele Politikerinnen und Politiker in Sachen Pandemie immer mehr Lockerungen. Wer hat noch nicht, wer

In den letzten zwei Jahrzehnten ist uns Schweizerinnen und Schweizern alles etwas zu Kopf gestiegen.

will noch mehr? Allen voran Ueli Maurer, der die Einführung einer überfälligen Pandemie-Versicherung verpennt hat. Jetzt trifft die zweite Welle vorab die Betriebe des sozialen Konsums. Viele sind verzweifelt, sehen dem Konkurs ins Auge.

Kommen ein oder mehrere funktionierende Impfstoffe Ende dieses oder Anfang des nächsten Jahres auf den Markt? Sieht echt danach aus. Hatten wir dank der Kraft der Sonne, dank deren UV-Licht im Sommer so wenige Fälle? Die Anzeichen mehren sich, dass dem so ist. Wird sich die Schweiz, sobald wir das

Virus im Griff haben, wirtschaftlich so schnell erholen wie China? Vieles spricht dafür.

Das heisst unter dem Strich, dass wir kleine Teile der Schweizer Wirtschaft vermutlich bis Ende Mai 2021 einmotten müssen, damit die Schweiz gut überwintert. Das wird uns als Volkswirtschaft – wenn sich die Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH Zürich nicht verrechnet – absehbar 30 bis 40 Milliarden zusätzlich kosten. Die Frage ist nur, wer die Kosten trägt.

Die Nationalbank verwaltet in ihrem Schattenloch einen Staatsfonds von 1000 Milliarden Franken. Sie kann diese 30 bis 40 Milliarden aus der Portokasse bezahlen. SP, Grüne und Gewerkschaften müssten endlich diese heilige Kuh anmelken. Gemeinsam mit dem Jäger Christophe Darbellay.

Die Forderungen scheinen klar: Kurzarbeitsentschädigung für alle. Auch für die Solo-Selbständigen, auch für die Inhaberinnen und Inhaber kleiner Unternehmen. Und nicht-zurückzahlbare Zuschüsse für alle Unternehmen in der Höhe von 20 Prozent des Umsatzes. Sofern sie aufgrund ihrer Steuererklärungen effektiv Verluste gemacht haben.

Früher nannte man das in der Sprache der Linken ein antimonopolistisches Bündnis. Vielleicht wird der Begriff so schnell auftauchen wie das Virus. Und gemeinsam mit diesem den Neoliberalismus etwas schwächen.

Man weiss ja nie.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Eine Art Fruchtbarkeitsgöttin

Sie ist das mutmasslich grösste PR-Genie nach dem amerikanischen Präsidenten. Kim Kardashian wird 40. Die Überfrau hat Mut. Und Disziplin.

Anton Beck

Auf nahezu allen Posts, die in den letzten Monaten auf Kim Kardashians Instagram-Profil erschienen sind, ist sie selbst zu sehen. Mal ist sie umgeben von Models, mal von ihren Kindern oder ihrem Ehemann Kanye West, mal von einem Parfüm ihrer eigenen Marke. Die Fans, gigantische 190 Millionen Follower, sind immer begeistert, loben ihren Körper, der so jung geblieben sei, obwohl sie doch kürzlich vierzig wurde, zeigen sich gerührt von den Familienbildern oder aber tauschen sich über die Farbwahl der Ampullen aus, die Kims Duftkollektion «Diamonds» beherbergen. Blau, grün, rot – «We know you love these colors ...», schreibt eine Followerin und fügt noch drei entsprechend farbige Herz-Emojis an.

Die Anfänge

Auch wer sich nicht so intensiv mit Kim Kardashian befasst wie ihre Fans und nicht weiss, welche Farben die gebürtige Kalifornierin liebt, wird dem Namen Kim Kardashian schon einmal begegnet sein. Vielleicht beiläufig, vielleicht in einem der Klatschmagazine, die regelmässig über sie berichten, oder im Feuilleton, das sich ihr oft süffisant-sarkastisch annähert, vielleicht aber auch im Fernsehen. Denn das ist ihr eigentliches Medium, durch das Fernsehen begann sie sich selbst ins Rampenlicht zu stellen, sich zu entblößen, auszustellen, der Öffentlichkeit preiszugeben, anstatt nur im Schatten anderer zu stehen. Zuvor war Kim Kardashian vor allem die Nebenfrau von Hotelierin Paris Hilton, die sie aus Jugendzeiten kannte. Sie begleitete Hilton im Dirndl ans Oktoberfest und feierte mit ihr die Nächte durch, das volle schwarze Haar bedeckte damals noch schüchtern die gesamte Stirn. Manchmal trug sie einen Notizblock bei sich, um Hiltons Termine im Blick zu haben. Kardashian nahm sich zurück, stahl der Chefin nie die Show. Das dauerte bis 2007, als ein Sex-Tape von Kardashian an die Öffentlichkeit gelangte. Dann ging alles schnell. Die Reality-Show «Keeping Up with the Kardashians» hatte bald danach Premiere – und lässt noch bis 2021 das Privatleben der Kardashians und



Was sie anpackt, gelingt: Unternehmerin Kardashian.

den mit ihnen verwandten Jenners in einer Art Big-Brother-Show ausbreiten.

Die Wurzeln der Jenner-Kardashian-Familie liegen bei Robert Kardashian, der Mitglied jenes Anwalt-Teams war, das die American-Football-Legende O. J. Simpson vor Gericht wegen Mordes verteidigte. Er heiratete in den Siebziger Kris Jenner, eine Stewardess mit einem Händchen für Marketing, die fortan ihre Töchter und Söhne, Kylie, Khloé, Courtney, Kim, Kendall und Rob junior, managte. Es wird vermutet, dass die tüchtige Kris Jenner massgeblich an der Veröffentlichung von Kims Sex-Tape beteiligt war, auch wenn die Kardashians das bis heute bestreiten.

Doch das scheint alles lange her, denn mittlerweile stehen die Geschwister auf eigenen Füßen (Kylie Jenner verkaufte ihre Firma für rund 600 Millionen Dollar) und haben ihre ganz eigenen Merkmale. Bei Kim sind das etwa all die Kurven und vor allem der Po. Sie hat den Körper einer urmenschlichen Fruchtbarkeitsgöttin. Ihre Kunst besteht auch darin, wie sie die üppige Fülle in Zeiten magersüchtiger Schönheitsideale komplexlos zu einem Kernbestandteil ihrer Marke machte.

Vor allem aber ist sie, gerade in den letzten zehn Jahren, zu einer adretten Geschäfts-

Kardashian betrank sich nie an den Verlockungen des Ruhms, sondern behielt den Weg vor Augen.

frau geworden, die genau weiss, wo ihr Name draufsteht und wie alles präsentiert wird, die neuen Schuhe, die neue Armbanduhr oder der neue Duft – bis hin zu den Farben der Ampullen. Zwar haben das viele schon versucht, doch die Alchemie der Selbstvermarktung und des Berühmtseins um des Berühmtseins willen scheint Kim genauer studiert und besser verstanden zu haben.

Kim Kardashian scheint sich nie an den Verlockungen des Ruhms betrunken zu haben. Nüchtern behielt sie den Weg vor Augen, ohne in die Sphären des Elitären abzuheben. Natürlich kann man lästern über «Keeping Up with the Kardashians». Da ist viel Trash und Trivialität dabei. Handkehrum ist es bewundernswert, mit welcher Energie und Disziplin Kim ihr Leben als Soap Opera inszeniert, wie sie ihre eigene Berühmtheit steigert, indem sie Millionen von Fans fast hautnah an sich ranlässt.

Die gnadenlose Selbstentblössung fast ohne Filter braucht Mut. Und ist riskant. Es muss enorme Überwindung kosten, sich immer wieder ins eigene Schaufenster zu stellen. Die Kamera läuft seit gut dreizehn Jahren. Andere Prominente wie George Clooney setzen alles daran, die Linsen der Öffentlichkeit aus dem Privatleben rauszuhalten. Kim Kardashi-

an macht das exakte Gegenteil. Sie perfektioniert das Prinzip der Nicht-Distanz.

Mit vierzig hat scheint sie es nun geschafft zu haben. Das tägliche Hadern lässt sie sich nicht mehr anmerken. Stattdessen verkörpert sie absolute Unabhängigkeit. Sie ist ihr eigene Botschaft, ist sich selbst Plattform genug, ohne dabei auf eine Fernsehshow oder ein Modelabel, auf einen Event oder irgendwelche bekannten Freunde angewiesen zu sein.

Diese Unabhängigkeit begeistert ihre Fans. Kim Kardashian führt ein aufregendes Leben, wechselt Orte und Outfits mühelos und scheint zu tun, wonach ihr gerade ist. Sie setzt sich Ziele und erreicht sie, auch wenn der Widerstand zu Beginn immens ist. Während sie in ihren Teenagerjahren, zu ihrer Paris-Hilton-Zeit, noch den Eindruck einer gewissen Sorglosigkeit vermittelte, stiegen ihre Ansprüche immer stärker.

«My smartest business decision has been going for it and having no fear», sagte sie in einem Interview, als sie auf ihren Erfolg angesprochen wurde. Und tatsächlich ist bei der Häufigkeit, mit der Kardashian sich einer stets neuen Aufgabe annimmt, nicht viel Platz für Selbstzweifel übrig. Wenn sie es als Model geschafft hat, versucht sie sich in der Beauty-Branche. Wenn die neue Duftkollektion auf Kurs ist, nimmt sie sich vor – wie jüngst in einem *Vogue*-Interview bekanntgegeben –, Anwältin zu werden und so in die Fussstapfen ihres 2003 verstorbenen Vaters zu treten. Gleichzeitig vernachlässigt sie ihre Familie scheinbar nie, zeigt sich in der Show als beherzte Schwester, die sich um die Geburtstagsplanungen kümmert, und auf Instagram als liebevolle Mutter.

Erfolg ist Erfolg ist Erfolg

Egal, was Kim Kardashian anpackt, früher oder später gelingt es irgendwie. Sie erfüllt diesen Anspruch, der an junge Menschen gestellt wird: nämlich privat wie auch beruflich das Leben im Griff zu haben, als emanzipierte, unabhängige Businessfrau und auch als liebevolles Familienmitglied präsent zu sein und das alles auch noch seltsam leicht aussehen zu lassen. Für viele ist sie ein Vorbild, und dank all der Parfüms und Schmuckkollektionen ein solches, das seinen Weg zu jedem einzelnen Landstrich findet – egal, wie weit er von Los Angeles und dem Haus der Kardashians entfernt ist.

Es würde nicht verwundern, wenn Kardashian es irgendwann sogar ins Präsidentenamtschaffen würde, mit dem ihr Ehemann West schon einige Mal, auch in diesem Jahr, geliebäugelt hat. Ist es so abwegig, sie mit einem anderen Genie der ausdauernden Selbstinszenierung zu vergleichen, mit dem Mann, der seinen Bankrott überlebte, um das Weisse Haus zu erobern? Kim Kardashian könnte es schaffen. Nur wird sie, anders als Leichtfuss Trump, vorher den Konkurs vermeiden.

MÖRGELI

Moralprediger Christophe Darbellay

«Unmoralisch»: Darbellay kritisiert Maurer», titelte die letzte *Sonntagszeitung* auf Seite eins. Die Schweiz habe «das finanzielle Potenzial», Finanzminister Ueli Maurer dürfe «die Wirtschaft nicht im Stich lassen», meinte der Walliser Regierungsrat Christophe Darbellay. Man dürfe doch nicht den Geldhahn zudrehen und gleichzeitig weniger scharfe Massnahmen fordern. Das verlängere den Kampf gegen die Covid-Pandemie und führe zu unzähligen Toten. Darbellay zieht folgendes Fazit: «Alles andere ist meiner Meinung nach unmoralische Politik und bringt die Wirtschaft am Ende trotzdem zum Kollabieren.»

Man ist versucht, zu lächeln. Und denkt sich: typisch Wallis, typisch CVP und typisch Darbellay. Bezeichnend für das Wallis ist, dass das Wallis seine Wirtschaft als *die* Wirtschaft beurteilt. Doch die Walliser Wirtschaften sind – bei aller Sympathie für die leidende Gastronomie und Hotellerie – nicht die hauptsächlichen wertschöpfenden Faktoren unserer Volkswirtschaft. Und wenn die Walliser Regierung reklamiert, dass der Staat den SBB besser unter die Arme greife als den Walliser Bergbahnen, so verkennt sie die grösseren ökonomischen Zusammenhänge.

Typisch CVP ist, dass ihre Vertreter für die CVP-Kantone und für ihre Rand- und Alpengebiete sorgen. Man schaue sich nur die robusten Interessensvertreter der CVP im Ständerat an. Ihr Föderalismus folgt der Formel: Ausgaben sind Sache der Kantone, Einnahmen Sache des Bundes. Und politische Fragen sind für die christliche CVP rasch einmal Fragen der Moral oder Unmoral. «Ueli Maurer darf nicht auf seinen Milliarden sitzen bleiben», urteilt CVP-Mann Darbellay. Doch es sind nicht Maurers Milliarden. Sondern jene von uns allen.

Damit wären wir bei Christophe Darbellay persönlich, der Bundesrat Ueli Maurer Unmoral vorwirft. Bei Darbellay handelt es sich um jenen Familienpolitiker, der in einem Berner Hotelzimmer ein aussereheliches Kind gezeugt hat. Moralist Darbellay machte dies via *Sonntagsblick* öffentlich und versprach, für das Kind zu sorgen. Was er – wie amerikanische Gerichtsunterlagen belegen – mit ziemlicher Unlust tat. Was auch wieder mit Moral zu tun hätte. Nämlich mit Zahlungsmoral.

Christoph Mörgeli

Mensch und Raubtier

Ist ein friedliches Zusammenleben mit Wölfen und Bären möglich?

Wenn sich der Mensch seine Neigung zu brüderlicher Nähe verkneift, dann ja.

Veronika Straass

Innerhalb kurzer Zeit sind in der japanischen Präfektur Niigata drei Menschen von Bären attackiert worden, in einem Fall mit tödlichem Ausgang. Von April bis August dieses Jahres wurden in Japan 56 Bärenangriffe gemeldet.

Eigentlich gilt der Kragenbär als friedlicher Zeitgenosse, der Menschen aus dem Weg geht. Dass es dennoch immer öfter zu Konflikten zwischen Mensch und Bär kommt, könnte mit dem demografischen Wandel in Japan zu tun haben. Besonders in ländlichen Gegenden nimmt die Bevölkerung seit zehn Jahren stetig ab.

Wo der Mensch geht, kommt der Bär. Die verwaisten Felder und Obstbäume am Rande menschenleerer Dörfer ziehen die Bären gerade im Herbst magisch an, wenn sie sich Reserven für den Winterschlaf anfressen. Laufen sie bei ihrer Futtersuche Menschen über den Weg, ist der Konflikt vorprogrammiert.

Mit Warnhinweisen an die Bevölkerung versuchen die Behörden, solchen Attacken vorzubeugen. Für eine wirksame und bärenschonende Abwehr aber fehlen die Geldmittel. Erweisen sich einzelne Tiere als übergriffig, werden eben Abschüsse genehmigt – beunruhigend viele, wenn man bedenkt, dass der Kragenbär auf der Roten Liste bedrohter Arten steht.

Rückkehr des Wolfs

Ein Konzept für eine friedliche Koexistenz von Mensch und Wildtier ist nicht einfach zu finden. Beeindruckend ist es in Kenia gelungen. Dort versuchten die Bauern verzweifelt, ihre Ernte mit Trillerpfeifen und Trommeln gegen Elefanten zu verteidigen. Jetzt übernimmt ein Drahtzaun diese Aufgabe, an dem Bienenstöcke befestigt sind. Macht sich ein Dickhäuter am Zaun zu schaffen, bringt er die Bienenstöcke in Schwingung und die Bienen in Alarmstimmung. Vor einem angreifenden Bienenschwarm ergreifen selbst Elefanten die Flucht.

Auch in Namibia werden tierische Helfer bei Konflikten mit Wildtieren eingesetzt. Bisher griff man zur Flinte, wenn wieder mal ein Gepard



Musste das sein?

Haustiere erbeutet hatte. Schutzzäune halfen nur bedingt, denn Warzenschweine, Erdferkel und Stachelschweine graben sich unter Zäunen durch und schaffen dabei Durchschlupfe, durch die auch Geparden aufs Farmgelände gelangen. Wo aber Herdenschutzhunde als Bodyguards für Ziegen eingesetzt werden, bleiben die Geparden fern. Und wo zusätzlich Schwingtore in die Zäune eingebaut sind, die wie grosse Katzenklappen funktionieren, kommen die Geparden gar nicht erst aufs Farmland. Wühlende Tiere stossen diese Klappen einfach auf und haben freien Durchgang. Geparden aber halten den Zaun für undurchdringlich und bleiben draussen.

Weit emotionaler ist die Einstellung zu Wildtieren in Westeuropa, wo sich Befürworter und Gegner oft unversöhnlich gegenüberstehen. Seit ein Jungwolf mit dem Codenamen MT6, von seinen Fans liebevoll «Kurti» genannt, durch die Medien geisterte, wird unablässig über die Rückkehr des Wolfs diskutiert. Ab Mitte 2015 näherte sich MT6 Menschen mehrfach bis auf wenige Meter und attackierte schliesslich sogar einen Hund an der Leine. Als alle Versuche fehlschlugen, ihn dauerhaft zu «vergrämen», wurde von höchster Stelle beschlossen, ihn abzuschliessen.

Ähnlich verlief die Karriere von JJ1, dem be-

rühmten Problembären Bruno. Er verköstigte sich in Schafpferchen, brach Kaninchen- und Hühnerställe auf, schlenderte durch Siedlungen und zeigte bedenklich wenig Scheu gegenüber Menschen. Mehrere Versuche ihn einzufangen, scheiterten. Schliesslich wurde auch JJ1 als Sicherheitsrisiko eingeschätzt und geschossen. Musste das sein? Durfte das sein?

Ein Sauviech, das Respekt verdient

Wenn die Nachbarschaft zu Wölfen und Bären eines gezeigt hat, dann dies: Ja, wir können auch im dichtbesiedelten Mitteleuropa neben ihnen leben – unter einer Bedingung: Sie müssen scheu bleiben. Ein Bär, der die Nähe des Menschen mit erstklassiger, leicht zugänglicher Nahrung assoziiert, weil seine Übergriffe auf Vieh und Vorräte folgenlos geblieben sind, kann zum

Risiko werden. Ebenso ein Wolf, der als Welpen angefüttert wurde und den Menschen als Spassfaktor und Futterspender kennengelernt hat.

Dennoch: Eine Nachbarschaft mit Bär und Wolf ist möglich, wenn der Mensch sich alle Ambitionen auf brüderliche Nähe konsequent verkneift. Wie das gehen könnte, zeigt der Tiroler Wanderschäfer Thomas Schranz, der mit seiner Herde mitten im Wolfsgebiet lebt. «Der Wolf ist ein Sauviech!», sagt Schranz – aber ein «Sauviech», das Respekt verdient und ein Lebensrecht hat. Schranz berät andere Schäfer und wirbt für einen vernünftigen Umgang mit dem Wolf. Der sieht bei ihm so aus: Seine Schafe sind mit Elektrozäunen gesichert. Seine Herde wird rund um die Uhr von Herdenschutzhunden bewacht. Zur Herde gehören ausserdem zwei kampfflustige Lamas, die einen Wolf gründlich beunruhigen können. Und natürlich sieht er jeden Tag nach seinen Tieren. Thomas Schranz hat alles getan, um seine Herde für Wölfe zu einem unkalkulierbaren Risiko zu machen. Sein Konzept funktioniert – und es gibt den Wölfen eine echte Chance. Sie werden ihre Beute anderswo suchen. Sie werden wild bleiben – und leben!

Veronika Straass ist Biologin und Schriftstellerin. Sie lebt bei München.

Lob des Maskulinums

Geht es um die Sprache, darf man das Feld nicht den Ideologen überlassen.



Vor ein paar Wochen sah ich einen Beitrag von Peter Düggele. Der USA-Korrespondent des Schweizer Fernsehens, den ich schätze, berichtete vor Ort über eine «Black Lives Matter»-Demonstration in Washington und über die Situation der Afroamerikaner im Lande. Bald schon achtete ich nicht mehr auf den Inhalt des Beitrags, sondern darauf, wie Düggele im Schnelltempo eins ums andere Mal die Doppelnennung «Afroamerikanerinnen und Afroamerikaner» abfeuerte, und zwar konsequent bis zum Ende. Das dünkte mich, gelinde gesagt, übertrieben.

Nun arbeitet Düggele für das Schweizer Fernsehen, und dieses zeigt sich besonders beflissen, eine geschlechtergerechte Sprache zu verwenden. Ob dies auch im Sinne der Journalisten ist, weiss ich nicht. Der Information des Publikums dient es jedenfalls nicht – niemandem wäre in den Sinn gekommen, dass in Washington einzig Männer demonstrierten, hätte man die «Afroamerikanerinnen» weggelassen, und niemand hätte den Journalisten deswegen als Macho abgetan. Sein Beitrag wäre einfach besser verständlich gewesen. Doch um Verständlichkeit geht es bei der Sprache leider immer weniger.

Seit Jahrzehnten wird herumgetüftelt, auf welche Weise die Geschlechter sprachlich abzubilden sind. Klar, wir sprechen und schreiben nicht mehr wie in früheren Zeiten, die Konventionen ändern sich, und mit ihnen die tägliche Sprache. Es ist nichts daran auszusetzen, dass man ausprobiert, ob es vielleicht treffendere Wortformen gibt als immer nur die männliche Bezeichnung – das sogenannte

generische Maskulinum, das alle Geschlechter einschliesst. Doch sollten die Lesbarkeit und die Ausdrucksstärke der Sprache dadurch nicht auf der Strecke bleiben. Genau das ist aber leider fast immer der Fall.

Die Doppelnennung ist, wie das eingangs erwähnte Beispiel zeigt, zu ermüdend. Sie hat aber immerhin den Vorteil, dass sie grammatikalisch korrekt ist – dies im Gegensatz zum Partizip («die Mitarbeitenden»), das meist nicht nur falsch verwendet wird, sondern auch zu einer komplett verweichlichten Sprache führt. Dasselbe gilt, wenn man ständig auf

Eltern müssen miterleben, wie ihre Kinder im Deutschunterricht in ein Sprachkorsett gesteckt werden.

geschlechtsneutrale Bezeichnungen ausweicht: Ein «Gericht» ist nun einmal kein «Richter», den man anfassen kann, der Begriff ist ähnlich blutleer wie die «Lehrperson». Erschreckenderweise haben etliche Zeitgenossen diese Unsitte schon derart verinnerlicht, dass sie sich selbst dann geschlechtsneutral ausdrücken, wenn sie von einer Frau oder einem Mann sprechen.

Eher neu ist der Trend, abwechslungsweise einmal die weibliche und dann wieder die männliche Form zu nennen. Man kann das etwas kindisch finden, doch wenn die Sache vernünftig gehandhabt wird und man nicht partout von «den Bauarbeiterinnen» und «den Kosmetikern» spricht, mag es passen.

Ein Unfug sind dagegen auf dem Reissbrett entworfene Konstrukte wie das Genderstern-

chen und die gesprochene Gender-Pause, mit der alle biologischen oder sozialen Geschlechter nebst Mann und Frau eingeschlossen werden sollen. Das ist nicht mehr Sprache, sondern Ideologie, und man kann sich nur wundern, dass solche aus der feministischen Sprachkritik und der Queer-Community entstandenen Absurditäten über diese Kreise hinaus haben Fuss fassen können und heute schon in Werbungen oder Medienmitteilungen auftauchen.

Besonders bitter ist die skizzierte Entwicklung für sprachensible Eltern. Sie müssen miterleben, wie ihre Kinder im Deutschunterricht in ein eigentliches Gender-Sprachkorsett gesteckt werden – etwa mit Übungen, in denen «der Schüler» durch «die Schülerschaft» zu ersetzen ist, «jeder» durch «alle», «die Leser» durch «die Lesenden» und «die Arbeitnehmer» durch «die Lohnabhängigen». Dass Grammatik und Stilistik leiden, scheint für die Schule keine Rolle zu spielen – Hauptsache, man gibt sich politisch korrekt.

Was bleibt zu tun? Einmal mehr gilt: Wer sich nicht wehrt, hat schon verloren. Man sollte also keinesfalls kapitulieren, sich die Freiheit des sprachlichen Ausdrucks nicht nehmen lassen und mit Überzeugung das Maskulinum wählen, wenn einem danach ist; etwas Schlichteres und Ökonomischeres ist noch nicht gefunden. Für einmal kann man sich ein Beispiel an den Welschen und den Tessinern nehmen: Sie zeigen Widerstandsgeist und verunstalten ihre Sprache nicht so leichthin, wie man es im deutschen Sprachraum tut.

Asylwohnungen mit Seeblick

Die Stadt Zürich hat im noblen Seefeld eine Siedlung erstellt, damit weniger Begüterte im Quartier bleiben können. Nun werden die Wohnungen auch an Asylbewerber vergeben.

Christoph Mörgeli

Seit letzter Woche wird die Erstvermietung der Stadtzürcher Wohnsiedlung Hornbach im edlen Seefeldquartier online ausgeschrieben. Sehnsuchtsort von vielen tausend Bewerbern sind 125 stadteigene Wohnungen – die meisten mit Seesicht –, die in zwei riesigen Gebäudekomplexen, nur eine Gehminute vom Ufer des Zürichhorns entfernt, errichtet worden sind. Ein «Zufallsgenerator» soll dann 630 Personen auswählen, welche die Musterwohnungen besichtigen dürfen. Wer möchte nicht für 1400 Franken pro Monat eine Viereinhalb-Zimmer-Wohnung mieten, die auf dem freien Markt an dieser Lage ein Mehrfaches kosten würde? In einem zweiten Schritt können die eigentlichen Bewerbungen eingereicht werden – dann spielt allerdings nicht mehr Gervatter Zufall, sondern ein strenges Korsett von Vorschriften. Zwanzig Wohnungen werden direkt vermietet, fünf davon durch die Asylorganisation Zürich.

Verwurzelt im Quartier?

Im Zürcher Verkehrsverbund war bekanntlich das Tram auch ein Schiff. Und jetzt ist offenbar der subventionierte Wohnungsbau auch ein Asylzentrum. Was erstaunt. Denn bei der Bewilligung des 100,7-Millionen-Kredits für die Grossüberbauung auf dem Hornbach-Areal war von einer Asylunterkunft noch keine Rede. Vielmehr bewarb man das Monsterprojekt mit dem Schlagwort «bezahlbarer Wohnraum für Familien» und betonte als Kriterium der Wohnungsvergabe die «Verwurzelung im Quartier». Sind etwa die Bewohner aus dem Asylbereich im alten Riesbach speziell verwurzelt? Werden auch die Betreuer dieser Asylsuchenden eine Wohnung erhalten? Ist es eine gute Idee, die Familien zusammenzulegen mit Asylbewerbern (mit ihrer überdurchschnittlichen Tätigkeit im Drogenhandel, der sich bequem an der nahen Seepromenade abwickeln lässt)? Und ist es schliesslich im Sinne des subventionierten Wohnungsbaus, dass die Steuerzahler – wie bei Asylsuchenden üblich – zu 100 Prozent für die Mieten aufkommen müssen?

Abgesehen von solchen Fragen handelt es sich um eine Täuschung der Stimmbürger. Weder bei der Volksabstimmung vom 14. Juni 2015 noch bei den vorgängigen Verhandlungen des Stadtparlaments noch in der offiziellen Abstimmungszeitung wurde mit einem einzigen Wort eine Wohnungsvergabe an Asylsuchende erwähnt. Die Behörden versprachen dort «Familienwohnungen» wegen «akuten



Täuschung der Bürger: Grossüberbauung Hornbach.

Familienmangels im Quartier» und ein Projekt «ohne Beanspruchung von Steuergeldern». Es seien «alle Kosten der Stadt durch die Einnahmen gedeckt». Erwähnt wurden auch die geplante Gewerbefläche, der Werkhof, die Veloabstellplätze und die Tiefgarage. Die Abstimmungszeitung beklagte lautstark, dass sich nur noch «doppeltverdienende» Personen das Seefeld leisten könnten. Um gleich darauf eine Kinderbetreuungs- und Kindertagesstätte anzukündigen, damit Mamis wie Papis als Doppelverdiener ihrer Arbeit nachgehen können.

Dass sich die Stadt Zürich bei ihrer Überbauung um die Marktgesetze foutiert, belegt die Tatsache, dass sie ihre fast zehntausend Quadratmeter Bauland mit lediglich 10,65 Millionen Franken bewertet. Auf dem Markt wäre an dieser zentralen Lage mit Seesicht zweifellos ein Mehrfaches herauszuholen. Dies hätte der Stadt willkommenes Geld in die klammen Kassen gespült und obendrein steuerkräftige Mieter angezogen. Doch die Stadtregierung wollte

das finanzielle Potenzial ihres Landstücks bewusst nicht nutzen, sondern sämtliche der 125 Wohnungen unter dem Marktwert vermieten. Für die sechsstöckige Überbauung musste die bisherige Baulinie in einem städtebaulichen Brutalo-Akt angepasst und eine Teilrevision der Bau- und Zonenverordnung durchgepeitscht werden. Dafür sollen durch die Freilegung des Hornbachs dem lokalen Gewerbe weitere vierzig Parkplätze entzogen werden.

Faust aufs Auge

Die Stadtbehörden loben die Bauten des Architekturbüros Knapkiewicz & Fickert als «attraktives Tor zum Quartier», ja als «städtebaulich und architektonisch herausragendes Projekt». Dieses vollmundige Eigenlob teilen die Quartierbewohner und viele Zürcher nicht. Die massive Überbauung fügt sich in die städtebauliche Umgebung ein wie die Faust aufs Auge. Und als ob nicht schon die schiere Masse des Baukörpers genügte, wählte man eine Farbgebung in knalligem Gelb und Rostbraun und

obendrein grünlich wirkende Wind- und Lärmschutzfenster.

Nur die SVP hat sich von Anfang an gegen die Sozialüberbauung im Seefeld gewehrt. Von der FDP sprach sich ursprünglich im Parlament keine einzige Stimme dagegen aus. Sogar Albert Leiser, beruflich Direktor des Hauseigentümerversbands von Stadt und Kanton Zürich, stimmte mit Ja. Dabei bedürfen Wohnungen an so zentraler, begehrter Lage mit Seesicht weder einer direkten noch einer indirekten Subvention. Jetzt werden in einem undurchsichtigen Verfahren 125 Privilegierte für die Hornbach-Siedlung ausgewählt. Während ein paar Glückliche künftig vergünstigt und herrlich wohnen dürfen, werden nach den Gesetzen des Marktes sämtliche anderen Mieten durch die neuerliche Verknappung der überbaubaren Fläche teurer. Privilegierung der einen heisst immer Diskriminierung der anderen. Es gibt nichts Asozialeres als den sozialen Wohnungsbau.

Bundesrätinnen fördern Männer

Fünfzig Jahre nach Einführung des Frauenstimmrechtes reden Frauen noch immer nicht gerne über ein Thema: über die ungelebte Frauensolidarität von Bundesrätinnen.

Hubert Mooser

Im Jahr 2010 schien es, als hätten es die Frauen politisch endlich geschafft. Sie besetzten die höchsten Ämter in der Schweiz: Doris Leuthard (CVP) war Bundespräsidentin, Erika Forster (FDP) Ständeratspräsidentin, und Pascale Bruderer (SP) stand dem Nationalrat vor. Erstmals regierte mit Simonetta Sommaruga (SP), Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) Micheline Calmy-Rey (SP) und Doris Leuthard eine Frauenmehrheit. «Im Bundesrat haben wir mutigere Entscheidungen gefällt als vorher und nachher», so Leuthard kurz vor ihrem Rücktritt. Die Personalpolitik der Bundesrätinnen war indes wenig couragiert.

Das blenden die Vertreterinnen der Frauenbewegung aus, wenn sie jetzt in einem Buch («Jeder Frau eine Stimme. 50 Jahre Schweizer Frauengeschichte 1971–2021») zum bevorstehenden Fünfzig-Jahr-Jubiläum seit Einführung des Frauenstimmrechtes Etappensiege und Kämpfe Revue passieren lassen. Gerade Leuthard, die bei der Buchvernissage im Landesmuseum in Zürich als weiblicher Stargast hätte auftreten sollen (die Party wurde wegen Corona verschoben), hat sich beim Thema Frauenförderung nicht eben mit Ruhm bekleckert.

«Chefsache»

Von ihr stammen Sätze wie: Frauenförderung sei Chefsache. Leuthard fiel jedoch während ihrer zwölfjährigen Amtszeit als Chefin des Wirtschaftsdepartementes und des Infrastrukturdepartementes nicht dadurch auf, dass sie Frauen in einflussreiche Positionen gehievt hätte. Kaum im Amt als Wirtschaftsministerin, musste sie zum Beispiel den Chefposten bei der wichtigen Direktion für Arbeit im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) neu bestellen. Sie entschied sich für Gewerkschafter Serge Gaillard.

2014 beförderte sie Jürg Röthlisberger zum neuen Direktor des Bundesamtes für Strassen (Astra). Als sie 2015 einen neuen Aufseher über die zivile Luftfahrt (Bazl) brauchte, wählte sie Christian Hegner aus. 2016 ernannte sie Benoît Revaz zum Direktor des Bundesamtes für Energie und Marc Chardonnens zum Chef des Bundesamtes für Umwelt (Bafu). Die zentrale Figur bei Leuthard war Generalsekretär Walter Thurnherr, der

2015 Bundeskanzler wurde. Als Nachfolger holte sie Toni Eder, also wieder einen Mann, obwohl es im Generalsekretariat ihres Departementes nicht an qualifizierten Frauen fehlte, zum Beispiel in der Person von Vize-Generalsekretärin Barbara Hübscher Schmuki.

Auch die Super-Feministin Micheline Calmy-Rey besetzte wichtige Funktionen hauptsächlich mit Männern. Sie erregte zwar mit ihrer Frauenquote bei der Auslese des diplomatischen Nachwuchses viel Aufsehen, hielt sich aber Diplomaten auf Distanz – wie im Fall von Livia Leu, die Calmy-Rey 2008 als Botschafterin in den Iran entsandte. In der EDA-Zentrale beförderte die SP-Bundesrätin männliche Diplomaten in Top-Positionen. Roberto Balzaretti leitete das Generalsekretariat, als Chef der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) wählte sie Martin Dahinden, und Staatssekretär unter Calmy-Rey war Michael Ambühl.

Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf fing 2008 frauenfreundlich an – mit Sonja Bietenhard als Generalsekretärin –, um sie nach weniger als zwei Jahren durch einen Mann zu ersetzen. Direktor des Bundesamtes für Migration wurde Alard du Bois-Reymond. Später, als Finanzministerin, wählte sie Jacques de Watteville zum Staatssekretär für internationale Finanzfragen und Serge Gaillard zum Chef der Finanzverwaltung. Sie feuerte den Direktor der Steuerverwaltung, Urs Ursprung, und setzte mit Adrian Hug einen anderen Mann als Nachfolger ein.



Simonetta Sommaruga setzte Caritas-Mann Mario Gattiker an die Spitze des Bundesamtes für Migration (SEM) und machte später ihren engen Vertrauten Vincenzo Mascioli zum SEM-Vizedirektor mit Botschaftertitel. Martin Dummermuth wurde Direktor des Bundesamtes für Justiz. Mit Nicoletta della Valle hievte sie 2014 immerhin auch eine Frau beim Fedpol auf den Chefsessel. Im Infrastrukturdepartement hat Sommaruga Katrin Schneeberger zur neuen Direktorin des Bundesamtes für Umwelt befördert. Ihr Stabschef, ihr wichtigster Mitarbeiter also, ist mit Matthias Ramsauer aber ein Mann.

Maurers Vorzeige-Bilanz

Justizministerin Karin Keller-Sutter liess aufhorchen, als sie sich Anfang Jahr am Radio für ihre Frauenförderung lobte – wohl auch, weil sie als einzige Bundesrätin mit Barbara Hübscher Schmuki eine Generalsekretärin beschäftigt. Etwas weniger elegant war, dass sie eine Frau absägte, um einen Mann als Informationschef zu installieren. Und wie sieht es bei Verteidigungsministerin Viola Amherd aus? Neuer Chef der Armee wurde unter der Walliserin der 52-jährige Divisionär Thomas Süssli, neuer Chef der Luftwaffe Peter Merz, und als Generalsekretär übernahm sie von Leuthard Toni Eder.

Ganz anders die Bilanz von Finanzminister Ueli Maurer (SVP): Sein Generalsekretariat leitet eine Frau. Maurer beförderte auch Daniela Stoffel zur Staatssekretärin für internationale Finanzfragen. Bei Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) ist mit Nathalie Goumaz ebenfalls eine Frau als Stabschefin tätig. Sein Vorgänger Johann Schneider-Ammann (FDP) machte Handelsdiplomatin Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch zur Chefin des Seco und Martina Hirayama zur Staatssekretärin für Bildung, Forschung und Innovation. Im EDA beförderte Aussenminister Didier Burkhalter Pascale Baeriswyl zur Staatssekretärin. Sein Nachfolger Ignazio Cassis holte Patricia Danzi als Deza-Direktorin und Livia Leu als EDA-Staatssekretärin. Das überraschende Fazit lautet: Beim Bund sind die Bundesräte, nicht die Bundesrätinnen die wahren Frauenförderer.

«Ich will nicht Bischöfin werden»

Die Reformierten wählen ihr neues Oberhaupt. Eine Frau wird es sein – vielleicht erstmals seit 34 Jahren eine Westschweizerin: Isabelle Graesslé.

Jürg Altwegg

Isabelle Graesslé wurde 1959 in Strassburg geboren. Seit 35 Jahren lebt die feministische Theologin in der Schweiz. Das von ihr in Genf aufgebaute und geleitete Musée international de la Réforme wurde als «Europäisches Museum des Jahres» ausgezeichnet. In Genf, dem protestantischen Rom und der Hauptstadt der Ökumene, wurde «Isabelle la Rebelle» in der Nachfolge von Jean Calvin als erste Frau von den Pfarrern zu ihrer Vorsitzenden gewählt. Seit drei Jahren wirkt Graesslé als Gemeindepfarrerin in Renens, einem Vorort von Lausanne. Jetzt kandidiert die Calvinistin für das Präsidium der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz.

Weltwoche: Bei Calvin geht es um die Prädestination, die Vorherbestimmung des Menschen. Welche Werte haben Sie geprägt?

Graesslé: Meine Mutter war katholischer Herkunft und als junge Frau im Widerstand gegen die deutschen Besatzer aktiv. Sie hat Dinge vollbracht, zu denen ich nie in der Lage gewesen wäre. Mein Vater fühlte sich mehr als Elsässer denn als Franzose. Meine beiden Grossväter hatten im Ersten Weltkrieg in der deutschen Armee gekämpft. Diese Herkunft hat mich geprägt – ich bin «dazwischen»: zwischen zwei Sprachen, zwei Ländern. Auch ein bisschen zwischen den Konfessionen, die katholische Kultur ist mir aber sehr vertraut. Meine Mutter war lustig und lebensfroh, mein Vater ernsthaft und pflichtbewusst. Sie verkörperten verschiedene Welten, zwischen denen ich mich manchmal hin- und hergerissen fühlte. Die Schweiz war für mich eine Zufluchtsstätte, in der ich mir diese Fragen nicht mehr stellen musste. Ich könnte heute nicht mehr in Frankreich leben.

Weltwoche: Auf die Theologie kamen Sie über die Literatur.

Graesslé: Ich habe zunächst Französisch, Griechisch und Latein studiert. Einen Beruf, der mich erfüllt hätte, konnte ich damit nicht vereinen. Das Pfarramt erfüllt mich. Seit drei Jahren bin ich für die Kirchgemeinde Prilly tätig.

Weltwoche: Sie predigen gerne?

Graesslé: Ja, sehr. Nach meiner Konfirmation war ich in einer Jugendgruppe tätig, meine erste Predigt hielt ich mit siebzehn Jahren. Das war eine grosse Freude für mich. Ich wurde mir aber auch der Macht des Wortes bewusst. Die Literatur ist für mich prägend geblieben. Meine Doktorarbeit schrieb ich über die «Rhetorik der Predigt». Es ging mir um die Fragen: Was passiert, wenn man auf die Kanzel steigt? Wo endet die Argumentation, wann beginnt die Manipulation? Mich fasziniert die Sprache, die überzeugen und verführen kann. Als ich studierte, war es Mode, sich auf einen «Meisterdenker» zu berufen. Der für mich massgebende Theologe war Karl Barth, dessen Werke ich im Alter von fünfzehn Jahren zu lesen begonnen habe. Aber auch der Sprach- und Literaturtheoretiker Roland Barthes mit seiner Semiologie der Zeichen war für mich

«Wir alle haben messianische Funken in uns. In vielen Menschen scheinen sie erloschen zu sein.»

ein Meisterdenker. In Genf habe ich gerne mit der Bemerkung provoziert, dass nicht Karl, sondern Roland Barthes mein *maitre* sei.

Weltwoche: Was wollen Sie mit Ihren Predigten vermitteln?

Graesslé: Wir sind Fleisch und werden zu Staub. Aber wir sind nicht nur Staub. Es gibt in unserer Existenz die Transzendenz. Für mich hat jeder Mensch eine eigene messianische Dimension. In der klassischen Theologie gibt es nur einen Messias, Jesus ist der einzige Sohn Gottes. Aber wir alle haben messianische Funken in uns. In vielen Menschen scheinen sie erloschen zu sein. Doch es gibt Momente, in denen sie zum Sprühen kommen. Ich sage immer: Bis zu unserem letzten Atemzug ist alles möglich. Hier kommt meine Affinität zu Gershom Scholem und Walter Benjamin ins Spiel!

Weltwoche: Wie kann sich diese messianische Dimension manifestieren?

Graesslé: Zum Beispiel in einer Tat. Unsere einzige Möglichkeit, Gott zu sehen, ist, sich

dem Nächsten hinzuwenden. Als Moses mit den Gesetzestafeln vom Berg Sinai zurückkehrte, strahlte sein Gesicht ein derart starkes Licht aus, dass er es mit einem Schleier verhüllen musste. Wir alle können solche Momente der Erleuchtung erleben. Ich bin keine grosse Mystikerin, ich bin mehr dem Handeln verpflichtet. Aber es ist schon sehr bewegend, wenn man nach der Predigt am Ausgang der Kirche mit den Menschen redet. Manche haben Tränen in den Augen. Ich mache mir dann fast schon Vorwürfe, zu emotional gepredigt zu haben. Ich bin evangelisch, aber nicht evangelikal. Ich will niemanden manipulieren und bekehren.

Weltwoche: Ist diese Zurückhaltung heute nicht die grosse Schwäche des Protestantismus? Die anderen Religionen sind viel offensiver, zum Teil aggressiv – und haben damit Erfolg.

Graesslé: Die Schwäche des Protestantismus ist seine Stärke. Wir befinden uns in einem zivilisatorischen Umbruch, der mit dem 16. Jahrhundert vergleichbar ist. Es gab damals die Reformation und die Gegenreformation. Der Buchdruck wurde erfunden, Amerika entdeckt und kolonisiert. Ein solcher Umbruch dauert lange, Krisen wie die Covid-Pandemie beschleunigen ihn. Der Protestantismus muss sich neu erfinden. Alles, was nicht wichtig ist, müssen wir hinter uns lassen. Ich habe um die Jahrtausendwende während vier Jahren die Welt bereist, um zu beobachten, wie man anderswo auf die Umwälzungen reagiert.

Weltwoche: Wo waren Sie, was haben Sie gesehen?

Graesslé: In Seoul und auf den Philippinen, ich habe mit Jesuiten und Bauern diskutiert. In Helsinki erlebte ich die von Lutheranern entwickelte Thomas-Messe, die sich nicht an die Gläubigen, sondern an Zweifler und Skeptiker richtet. Es war wie eine Rückkehr zu den Anfängen der Kirche. Es wurde wenig gesprochen, es gab Musik und ein Ritual. Die Menschen brauchen Rituale. Auch für dieses vernachlässigte Bedürfnis müssen die Protestanten eine Antwort finden.

Weltwoche: Haben Sie eine Vorstellung von der neuen Welt?



«Ich habe ein unerschütterliches Vertrauen in das Leben»: Theologin Graesslé.

Graesslé: Nein. Obwohl ich mich sehr dafür interessiere. Ich habe unterschiedlichste Autoren gelesen, von Faith Popcorn bis Yuval Harari.

Weltwoche: Aber der Glaube gibt Ihnen Vertrauen in diesen Übergang?

Graesslé: Der Glaube vernetzt mich mit der Welt. Deren Zustand und die Prüfungen des Schicksals haben ihn bei vielen Menschen in Frage gestellt. Ich kann das nachvollziehen. Ich habe ein unerschütterliches Vertrauen in das Leben.

Weltwoche: Sie glauben an Gott?

Graesslé: Wenn Sie von einem alten Mann mit Bart auf einer Wolke reden – nein. Ich habe kei-

nen Rucksack mit einem Vorrat an Glaubenssätzen voller Dogmen und Überzeugungen im Gepäck. Glauben heisst beitreten, für mich trifft das zu. In der Religionssoziologie indes spricht man seit zwanzig Jahren von «believing without belonging», von einer Gläubigkeit ohne Zugehörigkeit. Die Menschen sind nicht mehr unbedingt an eine Kirchgemeinde oder gar Religion gebunden. Die Zahl der Taufen, Trauungen, Beerdigungen geht auf dramatische Weise zurück. Meiner Ansicht nach wird die Corona-Krise auch diese Entwicklung beschleunigen.

Weltwoche: Bedrückt Sie das, wollen Sie Gegensteuer geben?

Graesslé: Wir können diese Entwicklung nicht rückgängig machen. Es gibt Formen, die nicht mehr zeitgemäss sind. Ich habe in Manila und Helsinki neue Möglichkeiten gesehen; man kann sie nicht einfach übernehmen, aber sich von ihnen inspirieren lassen. Vor einem halben Jahrtausend hat sich das Christentum neu erfunden. Der Protestantismus verkörpert eine neue Epoche, deren Aufkommen auf das 16. Jahrhundert zurückgeht.

Weltwoche: Was bleibt von Calvin? Die Genfer liebten ihn nicht wirklich.

Graesslé: Als sein Nachfolger Théodore de Bèze starb, bekam er ein grosses Begräbnis.

Die Leute sagten: Lieber mit ihm in der Hölle als mit Calvin im Paradies. Ich habe über Calvins Genf eine Ausstellung gemacht: Wir würden es keine drei Tage in dieser Stadt aushalten. Alle zehn Jahre kam die Pest und forderte mehr als 1000 oder 2000 Tote – bei einer Gesamtbevölkerung von weniger als 20 000. Der Alltag war ungemein schwierig. Während Jahrzehnten kamen Flüchtlinge aus ganz Europa, die Gebäude mussten mit zusätzlichen Stockwerken erhöht werden. Die Ankunft der Bankiers aus der Lombardei hat die Wirtschaft angetrieben. Die Privatbanker haben die protestantische Kirche stets finanziell unterstützt, und dies ganz besonders seit der Trennung von Kirche und Staat 1907. Sie treten als Mäzene in Erscheinung, ohne deren Engagement vieles nicht möglich wäre. Es hat seine Wurzeln in der Theologie Calvins – durchaus im Sinne von Max Weber, der das Aufkommen des Kapitalismus mit der Theologie des Calvinismus und seiner Prädestinationslehre verknüpfte. Die Ungewissheit darüber, ob man zu den Erwählten oder zu den Verworfenen gehörte, motivierte die Gläubigen dazu, auf Konsum zu verzichten und sich eine bewusste, rationale Lebensführung zu eigen zu machen. Calvin steht aber auch für eine Ethik, die keineswegs nur eine moralisierende ist. Er hat die Scheidung zugelassen. Der Protestantismus hat die Menschen immer dazu aufgefordert, ihr Leben, ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen.

Weltwoche: Kann man sagen, dass der Protestantismus in politischer Hinsicht dem

«Zu bestimmten Fragen muss die Kirche eine klare Position haben und diese öffentlich vertreten.»

Liberalismus entspricht, mehr als dem Sozialismus oder dem Konservativismus?

Graesslé: Für den Calvinismus trifft das zweifellos zu. Die Lutheraner neigen eher zum Konservativismus. Seit den Anfängen der Reformation gibt es zudem radikale Strömungen: Sie glauben, aus der Bibel konkrete Handlungsanweisungen herauslesen zu können. Luther, der sie nicht ertrug, nannte sie «Schwärmer». Als solche bezeichnete er auch die Bauern und Thomas Müntzer, die ihre politischen und ökonomischen Forderungen auf das Evangelium gründeten. Man kann in ihnen aber auch die Vorfahren der «religiösen Sozialisten» ausmachen, einer Bewegung, die in der deutschen Schweiz sehr präsent ist. Alle politischen Grundpositionen können sich auf die Reformationszeit berufen. Der Liberalismus aber ist für den Protestantismus von zentraler Bedeutung, weil er die Freiheit und die Verantwortung ins Zentrum seines Menschenbilds rückt. Nicht umsonst nannte ihn Hegel «die Religion der Freiheit».

Weltwoche: Welches war die wichtigste Entscheidung in Ihrem Leben?

Graesslé: Als ich mich entschloss, eine freie Frau zu sein. Über mein Leben zu bestimmen.

Weltwoche: Wie wurde sie möglich?

Graesslé: Als ich noch sehr jung war, hat man mir gesagt: Es ist an dir, Entscheidungen zu treffen. Mein Vater war mir beim Abwägen behilflich, aber die Entscheidung überliess er mir. Meine Mutter lebte mir mit ihrem Beispiel die Freiheit vor: Ich will niemandem die Bestimmung über mein Leben überlassen, auch nicht über mein Haus und mein Land. Ich will auch die Freiheit der anderen nicht einschränken, sie müssen selber entscheiden. Darum ist es mir sehr wichtig, mit meinen Predigten nicht zu manipulieren. Als mir die Genfer Pfarrer die Leitung der von Jean Calvin begründeten Compagnie des pasteurs anvertrauten, nannten sie mich «Isabelle la Rebelle». Heute bin ich keine Rebellin mehr. Aber ich hoffe, dass meine Fähigkeit zur Empörung intakt geblieben ist.

Weltwoche: Unterstützen Sie die Konzernverantwortungsinitiative?

Graesslé: Ja. Mein Vater sagte immer, dass sich die Kirche aus der Politik heraushalten sollte. Meiner Ansicht nach kann man das nicht so kategorisch sagen. Falls man eine Kirche will, die in ihrem Elfenbeinturm bleibt, soll man sich nicht einmischen. Für mich agiert sie im öffentlichen Raum. Wenn es um Fragen des Rechts, der Gerechtigkeit und der gesellschaftlichen Verantwortung geht, hat sie etwas zu sagen. Aber ohne die Bürger zu bevormunden. Eine Abstimmungsempfehlung ist kein Befehl. Jeder entscheidet frei, ob er ihr folgen will oder nicht. Aber zu bestimmten Fragen muss die Kirche eine klare Position haben und diese auch öffentlich vertreten. Selbstverständlich bleibt beim politischen Engagement das Evangelium der Massstab.

Weltwoche: Was hat Sie motiviert, für das Präsidium der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz zu kandidieren?

Graesslé: Ich wurde dazu von verschiedenen Seiten aufgefordert: Nach 34 Jahren sei es Zeit für eine Westschweizerin.



Weltwoche: Gibt es grosse Unterschiede zwischen den Landesteilen in der Schweiz?

Graesslé: Es gibt sie, aber man sollte trotzdem nicht von einem Röstigraben sprechen. Die Westschweizer Kirchen unterhalten enge Beziehungen zu den Protestanten in den lateinischen Ländern. Diese sind in Frankreich eine Minderheit und in Italien oder Spanien erst recht. Die Westschweizer Kirchen sind in der Minderheit, selbst in Genf gibt es mehr Katholiken als Reformierte – und immer mehr Konfessionslose. Das ist in der deutschen Schweiz genauso, aber das Bewusstsein, einer Minderheit anzugehören, ist weniger ausgeprägt. Dieses Bewusstsein schärft die Wahrnehmung für die Veränderungen in der Welt. Es erleichtert den Verzicht auf alles Überflüssige, das wir hin-

«Wir benötigen eine neue Spiritualität, um den Glauben verständlich zu artikulieren.»

ter uns lassen müssen. Es stellt sich die Frage, ob wir weiterhin in jeder Gemeinde einen traditionellen Gottesdienst brauchen. Für hundert Besucher ist er berechtigt. Wir müssen uns aber auch um neue Formen bemühen, ohne in New Age zu machen. Wir benötigen eine neue Spiritualität und neue Ausdrucksmittel, um den Glauben heute verständlich zu artikulieren.

Weltwoche: Ist das Ihr Programm?

Graesslé: Es geht hier nicht um ein Programm, sondern um den Versuch einer nüchternen Diagnose. Ich will ja nicht Bischöfin werden, sondern meine Dienste zur Verfügung stellen und als gesamtschweizerische Präsidentin wirken. Brücken bauen, darin habe ich Erfahrung.

Weltwoche: Auch zu den anderen Konfessionen und Religionen?

Graesslé: Ja, aber Brücken bauen heisst nicht, Unterschiede zu nivellieren. In den achtziger Jahren war der ökumenische Aufbruch so stark, dass man sich sagte, im 21. Jahrhundert werde es nur noch eine einzige christliche Konfession geben. Genauso war es im Dialog mit den anderen Religionen. Der Anschlag auf die Twin Towers hat uns in Erinnerung gerufen, dass Religionen auch zu todbringenden Ideologien werden können. Die Unterschiede zwischen den Konfessionen und den Religionen wurden uns inzwischen oft schmerzlich bewusst. Gegenwärtig hat es keinen Sinn, weiter über die theologischen Lehrunterschiede bezüglich der Eucharistie zu diskutieren. Wir müssen überlegen, wie wir mit den Differenzen umgehen wollen, und uns auf die gemeinsamen Werte besinnen: um in der Welt mit einer Stimme zu reden und gemeinsam zu handeln.

BEAUTIFUL FAST CARS

JAGUAR I-PACE 100 % ELEKTRISCH



AB
635.^{CHF}-
PRO MONAT

0%
LEASING UND
ANZAHLUNG

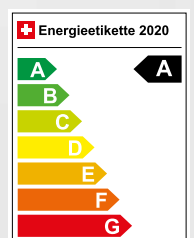


Nutzen Sie die einmalige Gelegenheit, mit Stil in die Welt der vollelektrischen Mobilität von Jaguar einzusteigen. Profitieren Sie jetzt von den unschlagbaren Leasingkonditionen auf den 400 PS-starken Jaguar I-PACE.

Jetzt als exklusives Angebot beim teilnehmenden Jaguar-Händler.

jaguar.ch

0 % Leasing gültig für eine limitierte Stückzahl an ausgewählten Jaguar I-PACE Modellen (Modelljahr 2021). Leasingbeispiel: I-PACE EV AWD S Aut., 400 PS (294 kW), Gesamtverbrauch 24.8 kWh/100 km, CO₂-Emissionen 0 g/km. Energieeffizienz-Kategorie: A. Bei einem Kaufpreis von CHF 91'160.-. Leasingrate CHF 635.-/Monat, effektiver Jahreszinssatz 0 %, Laufzeit 36 Mte., 10'000 km/Jahr, keine Anzahlung erforderlich. Die Finanzierung läuft über die MultiLease AG und ist exkl. obligatorischer Vollkaskoversicherung. Angebotsgültigkeit sowie Fahrzeug-Immatrikulation bis 18. Dezember 2020 bei teilnehmenden Jaguar-Händlern. Die Kreditvergabe ist unzulässig, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Änderungen jederzeit vorbehalten.



BORDEAUX GRANDS CRUS

Am Freitag und Samstag dieser Woche können Sie sämtliche Weine aus unserem Sortiment mit 20 Prozent Rabatt kaufen. Erstmals auch alle Bordeaux mit Jahrgang 2017, die dem Vergleich mit den ausgezeichneten Jahrgängen 2016 und 2015 standhalten.

CHÂTEAU SOCIANDO-MALLET

2017, Haut-Médoc AOP, 75 cl



33.95



Holzkrise mit 6 Flaschen: CHF 203.70

Freitag, 30. und
Samstag, 31. Oktober 2020

20%

auf alle Weine* –
auch auf bestehende Aktionspreise!

Gültig in allen Denner Verkaufsstellen, unter denner.ch/weinshop und in der Denner App.

*Ausgenommen Schaumweine, Online Specials und Einzelflaschen mit gelbem Rabattkleber. Nicht mit Gutscheinen, Bons und Rabatten bei Neueröffnungen und Weinmessen kumulierbar. Solange Vorrat.

CHÂTEAU CANTENAC BROWN

2017, Margaux AOC, 3^e Grand Cru Classé, 75 cl



49.95



Holzkrise mit 6 Flaschen: CHF 299.70

CHÂTEAU LA GAFFELIÈRE

2017, Saint-Emilion AOC,
1^{er} Grand Cru Classé B, 75 cl



69.95



Holzkrise mit 6 Flaschen: CHF 419.70

Einer für alle Weinliebhaber **DENNER**

Viele weitere Bordeaux Grands Crus finden Sie unter denner.ch/bordeaux oder in ausgewählten Denner Filialen, siehe denner.ch/filialen/bordeaux

Antiheldin der Generation Z

Disney-Sternchen Zendaya hat sich mit der Serie «Euphoria» nicht nur zur seriösen Schauspielerin gemausert, sondern auch zur Ikone der neuen Generation.

Claudia Schumacher

Und dann passiert es», sagt Rue in der HBO-Serie «Euphoria»: «Der Moment, wenn dein Atem langsamer wird.» Gespenstisch laut dringt einem als Zuschauerin dieser Atem ans Ohr. Ein existenzielles Stöhnen, ein Ringen um Ruhe. Es ist dunkel, und die Kamera folgt der siebzehnjährigen Protagonistin zwei Minuten lang durch die Hölle einer Partynacht. Ihr Gesicht in der Nahaufnahme ist sehr eindrücklich. Changierendes Partylicht und irisierende Emotionen huschen darüber. Zerstörungswut, Angst, Freude, Schmerz – und schliesslich: Erlösung. Wenn auch nur für den Moment.

Rue, gespielt von Zendaya, ist auf Drogen. Der Moment, als ihr Rausch einsetzt, wird für die Zuschauer intim erfahrbar. «Und jedes Mal, wenn du atmest, atmest du den ganzen Sauerstoff aus, den du in dir hast», erklingt Rues Stimme aus dem Off, während man ihr zugehörntes Gesicht sieht. «Und alles stoppt. Dein Herz, deine Lunge und schliesslich dein Hirn. Alles, was du fühlst und dir wünschst und vergessen willst, es sinkt alles runter.» Für diesen Moment, für diese «zwei Sekunden Nichts», wenn der Rausch reinkickt: Dafür riskiert die junge Frau ihre Gesundheit, den Frieden in ihrer Familie, ihre Zukunft und mitunter ihr Leben. Etwas Ruhe, bevor sich das Karussell weiterdreht: Das ist es auch schon. Ruhe, mit allen Mitteln. Mehr will die 17-Jährige in diesem Jugenddrama offenbar nicht. Denn die verrückte Zeit, in der sie lebt, überfordert sie restlos.

Temporeiche Hardcore-Erzählung

Zendaya Maree Stoermer Coleman, Künstlername: Zendaya, ist mit «Euphoria» eine erstaunliche Verwandlung gelungen. Bekannt wurde die heute 24-Jährige als Model und als singender und tanzender Mädchenstar des Disney Channels («Shake It Up – Tanzen ist alles»). Ihre früheren Rollen haben wenig gemein mit dem verängstigten, wilden, vulnerablen High-School-Junkie, den sie in «Euphoria» spielt. «Es ist ein beängstigender Sprung», sagte Zendaya



Grosse und brillante Erzählung: Schauspielerin Zendaya.

über den Wechsel. «Aber ich glaube, es war Zeit für mich, das zu tun.»

1996 wurde Zendaya, Tochter einer weissen Mutter und eines afroamerikanischen Vaters, in Oakland, Kalifornien, geboren. Ihr Name kommt aus der Bantusprache Schona und bedeutet «danke sagen». Da ihre Mutter am California Shakespeare Theater als Hausmeisterin arbeitete, kam sie bereits als Kind mit der Schauspielerei in Berührung und begann bald eine Ausbildung als Performerin. So kam sie mit dreizehn Jahren zum Disney Channel, wo auch die Karrieren von Britney Spears, Ryan Gosling, Selena Gomez oder Miley Cyrus angingen. Es entspricht dem klassischen Muster, dass ein erwachsen gewordener Disney-Star sein Heile-Welt-Image loswerden muss. Miley Cyrus gelang das durch hartnäckiges öffentliches Nackigmachen und Britney Spears am Ende durch den mentalen Kahlschlag. Zendaya ist die Befreiung

mit «Euphoria» als rein künstlerischer Akt gelungen. Wild geworden ist lediglich Rue, auf der Leinwand. Die echte Zendaya scheint noch immer ein braves Mädchen zu sein. Bis heute nennt sie auf die Frage nach ihrem Vorbild ihre eigene Mutter.

Das Geheimnis der Zendaya ist vielleicht, dass sie zwei Gesichter hat: Mitunter steht sie mit vollem Make-up auf der Bühne und singt oder tanzt wie eine perfekte Aufzuehpuppe. Aber es scheint, man müsse die schöne Frau nur abschminken und ihr die Haare zerzausen, schon wird aus ihr eine bübische (und nicht minder attraktive) Charakter-schauspielerin. Als knallhartes Junkiemädchen ist Zendaya atemberaubend. Aber auch die furiose Serie ist ein Hauptgewinn für Zendaya. Schneller als mit dieser düsteren, temporeichen Hardcore-Erzählung konnte sie Disney nicht hinter sich lassen. Heute folgen ihr achtzig Millionen Menschen auf Instagram. Etwa doppelt so viele wie Millie Bobby Brown oder Lady Gaga.

Schöpfer der Serie ist Sam Levinson, 35, der als Sohn eines Regisseurs in jungen Jahren selber ein Junkie war und unter einer Angststörung litt. «Euphoria» beruht auf einer gleichnamigen israelischen Teenager-Serie, die jedoch viel einfacher gemacht ist. Das amerikanische «Euphoria» ist eine grosse und brillante Erzählung über Verlorenheit, Digitalisierung und die Generation Z, aber auch ein Sittengemälde Amerikas. Die politische Instabilität, die Polarisierung der Gesellschaft sowie das Klassensystem und die Opioidkrise klingen an.

Interessanterweise sind die Teenager in «Euphoria» überhaupt keine typischen Stellvertreter ihrer Generation, die im Allgemeinen als sexuell zögerlich, drogenfeindlich und zahm gilt. Trotzdem scheinen die jungen Zuschauer etwas Entscheidendes mit den Figuren zu teilen: ein Lebensgefühl. Angst und Unsicherheit in einer von politischen Krisen geschüttelten Welt. «Ich weiss, dass das jetzt vielleicht alles traurig klingt», sagt Rue. «Aber was soll ich sagen: Ich hab' dieses System nicht errichtet. Und ich hab's auch nicht in die Scheisse geritten.»

Der Sheriff von Genf

In seiner Heimat wird Generalstaatsanwalt Olivier Jornot mehr gefürchtet als geliebt. Spricht das für oder gegen seine Wahl zum Bundesanwalt? Ein Blick hinter die Kulissen.

Von Alex Baur



Unbestechlicher Kämpfer oder rücksichtsloser Haudegen? Jurist Jornot.

Privataudienzen beim mächtigsten Mann von Genf sind so rar wie Bettler in der Stadt. Das eine hat mit dem andern zu tun. Denn seit Olivier Jornot vor acht Jahren die Staatsanwaltschaft von Genf unter seine Fittiche genommen hat, sind die Sitten in mancher Hinsicht strenger geworden. Ältere Journalisten erinnern sich wehmütig an die Ära Bernard Bertossa (1990–2002, SP), als die Archive der Strafermittler offen standen wie Scheunentore, zumindest für die Hofberichterstatter.

Die Beziehungen zwischen den Medien und der Staatsanwaltschaft erkalteten zwar bereits unter Bertossas Nachfolger Daniel Zappelli (FDP). Doch seit Olivier Jornot (FDP) das Amt übernahm, fielen sie unter den Gefrierpunkt. Seine im Einklang mit Sicherheitsdirektor Pierre Maudet (FDP) verkündete Law-and-Order-Politik stiess bei den Journalisten auf wenig Verständnis. So liessen sie nichts unversucht, um den angeblich eigenmächtigen «Sheriff Jornot» der Doppelmoral zu überführen.

Die Liste der medialen Enthüllungen über angebliche Verfehlungen («Sex, Gewalt und Alkohol», *Weltwoche* Nr. 43/20) ist lang. Auch in Genfer Anwaltskreisen kursieren deftige Geschichten. Jornot wird als eine Art J. Edgar Hoover beschrieben, als einer, der seine Macht und

sein Insiderwissen skrupellos nutzt, um eine ganze Stadt unter seine Kontrolle zu bringen. Doch wenn es darum geht, Beweise und Zeugen zu nennen, krebren sie alle zurück. Zu gefährlich. Es bleibt beim Ondit.

Tatsächlich verfügt der direkt vom Volk gewählte *procureur général* in Genf über mehr Einfluss als jeder andere Staatsanwalt in der Schweiz. Das gilt erst recht seit der Zusammenlegung von Anklage- und Untersuchungsbehörden, die Jornot noch als Parlamentarier massgeblich geprägt und danach als Generalstaatsanwalt in die Praxis umgesetzt hatte. Durch die Ernennung einer «Prätorianergarde» (*Le Temps*) von treuergebenen Oberstaatsanwälten sicherte er sich intern ab. Die beiden Sozialisten Yves Bertossa und Stéphane Grodecki, die Spezialisten «für politisch sensible Verfahren», gelten als seine engsten Vertrauten und gewähren auch Flankenschutz gegen Angriffe aus dem linken Lager.

Zusammen mit Bertossa und Grodecki lancierte Olivier Jornot 2018 das Korruptionsverfahren gegen den Staatsrat und ehemaligen Bundesratskandidaten Pierre Maudet (FDP), das weit über Genf hinaus Wellen schlug. Was weniger bekannt ist: Mit Maudet nahm Jornot einen alten Parteikollegen und Rivalen ins Vi-

sier. Zwei Deutungen sind möglich. Ist Olivier Jornot ein unbestechlicher Kämpfer ohne Rücksicht auf Rang und Namen – oder ein rücksichtsloser Haudegen, der das Strafrecht missbraucht, um seine Macht zu sichern?

Oboe und Latein statt Fussball

Olivier Jornot, geboren 1969, wuchs als Einzelkind in der Genfer Vorortsgemeinde Veyrier auf. Das Milieu war protestantisch, die Mutter Hausfrau, der Vater ein Bauingenieur. In der Privatschule Institut Florimont tat sich Olivier als ehrgeiziger Einzelgänger hervor. Während die andern von Fussball und E-Gitarren träumten, büffelte er altgriechische und lateinische Vokabeln und übte auf seiner Oboe Mozart-Kompositionen (er brachte es damit bis auf Konservatoriumsniveau). «Wenn sich Olivier auf ein Thema kaprizierte, dann kniete er sich obsessiv rein», erinnert sich ein alter *copain*, «doch wenn er Perfektion erreicht hatte, verlor er jedes Interesse daran.»

Mit fünfzehn Jahren tritt Jornot 1984 der Vigilance bei, einer lokalen nationalistischen Bewegung rechts von der SVP. Im Parteiblatt schreibt er feurige Artikel gegen die EU und den Asylmissbrauch. Mit zwanzig wechselt er zu den Liberalen. Man misstraut ihm, stellt ihn vorerst unter Quarantäne. Jornot schluckt die Demütigung klaglos, macht Karriere in der Armee (bis zum Obersten im Generalstab). In Genf studiert er zuerst Altphilologie, danach Rechtswissenschaften.

Als Anwalt befasst sich Jornot vor allem mit Zivilrecht, gelegentlich übernimmt er Pflichtverteidigungen. In drei Kanzleien schafft er es im Verlauf seiner Karriere zum Partner. 1996 heiratet er eine Lehrerin. Vier Jahre später wird die Ehe nach der Geburt einer Tochter geschieden. Nebenbei politisiert er zuerst im Gemeinde- und später im Kantonsparlament. 2008 scheiterte sein Sprung in den Staatsrat, was er sehr schlecht verkraftet haben soll.

Es ist die Zeit, in der Radikale und Liberale in Genf unter dem Dach des Freisinns fusionieren. Das ist etwa so, als müssten in Zürich die ewigen Stadtrivalen FCZ und GC plötzlich

zusammen spielen. Der Bruch zwischen den beiden Bruderparteien geht auf den Sonderbundskrieg (1847) zurück, doch er wirkt bis heute nach. Olivier Jornot gehörte zur Parteispitze bei den Liberalen, Pierre Maudet bei den Radikalen.

Der neun Jahre jüngere Überflieger und Sonnyboy Maudet kann sich als Aushängeschild der neuen Partei etablieren. Jornot bleibt der Mann im Hintergrund. Er sei stets einer gewesen, der die undankbare Knochenarbeit übernommen habe, erinnert sich ein Kollege: Protokolle verfassen, Vorlagen studieren, Gesetzesentwürfe ausknobeln. Jornot habe es stets vorgezogen, sich durch Fleiss unentbehrlich zu machen, statt mit grossen Worten Sympathien zu sammeln. Ideologische Fragen hätten ihn kaum interessiert, rechtliche Probleme habe er pragmatisch angegangen.

Als Ende 2011 Generalstaatsanwalt Daniel Zappelli nach einer Mobbing-Kampagne seiner Untergebenen das Handtuch wirft, schlägt Jornots Stunde. Das Parlament wählt ihn als vorläufigen Ersatz. Viele glauben nicht, dass er sich lange halten werde. Seit Menschengedenken wurde in Genf nie ein Quereinsteiger zum Generalstaatsanwalt gewählt. Doch Jornot nutzt die zwei Jahre bis zur Volkswahl, um sich als Macher zu profilieren, den Apparat nach sei-

nen Plänen aus- und umzubauen, seine Macht im Haus zu sichern. Die Wahl von 2014 schafft er spielend. Bei seiner Wiederwahl im letzten Winter gab es keinen Gegenkandidaten. Keiner hatte es gewagt, gegen den mächtigen *procureur général* anzutreten.

Und jetzt also, mit 51 Jahren, als Krönung der Sprung nach Bern? Ist Olivier Jornot der Macher, der endlich für Ordnung bei der Bundesanwaltschaft sorgt? Wir schaffen es dann doch noch zu einer Audienz beim mächtigsten Mann von Genf. Einzige Bedingung: Über seine Kandi-

Er sei sich der vielen wachsamen Augen bewusst, die jeden Schluck mitzählten, den er sich genehmige.

datur gibt Jornot öffentlich keine Auskunft. Aber er nimmt zu den Vorwürfen und Gerüchten um sein Privatleben Stellung.

Jornod bestreitet die Flecken in seinem Curriculum nicht. Ja, es gab einmal eine tätliche *rencontre*, aus nichtigem Anlass; liegt allerdings fünfzehn Jahre zurück. Er habe seither gelernt, sein Temperament zu zügeln. Ja, er lebte in einer Beziehung mit der ihm unterstellten Staatsanwältin Rita Sethi-Karam, was allgemein bekannt war und zu Interessenskonflikten führte;

er habe seine Lehren gezogen und würde eine solche Konstellation heute nicht mehr zulassen.

Und ja, es stimmt, er war 2016 beim Jahresessen einer anderen Untergebenen «sehr nahe» gekommen: «Wir haben uns an jenem Abend verliebt, aber wir gingen erst eine Beziehung ein, nachdem sie von der Staatsanwaltschaft weggegangen war. Ich habe sie im letzten Juli geheiratet, sie ist heute meine Ehefrau.» Es handelt sich um die ehemalige Staatsanwältin Marine Wyssenbach (SP). Sie wurde 2017 zur Richterin gewählt, woraus sich ein neues Problem ergab: Die Frau hatte nun über Anklagen zu urteilen, die aus dem Amt ihres Partners kamen. Erst im letzten Juni wechselte Wyssenbach in eine zivilrechtliche Abteilung.

Er habe gelernt, dass er sich nicht einmal den Verdacht einer Unkorrektheit leisten könne, versichert Jornot: «Heute fahre ich nicht mehr Auto, wenn ich am Abend ausgehe.» Es gäbe viele wachsamen Augen, die jeden Schluck Wein mitzählten, den er sich genehmigt. Und wenn er im Tram unterwegs sei, kursiere am nächsten Tag bereits das Gerücht, er habe seinen Ausweis abgeben müssen: «Glauben Sie mir – niemand steht in Genf unter derart scharfer Beobachtung wie ich.» Sein Aufstieg zur Macht war hart und hat ihm mehr Feindschaften als Freunde eingebracht.

Bindella
la vita è bella

Ihr geliebtes Weihnachtessen fällt dieses Jahr ins Wasser?

Verschenken Sie doch einfach
Ristorante-Gutscheine für
schöne Momente in kleiner Runde.
Auch einlösbar im Webshop
oder in der Vinoteca.

bindella.ch

Frauen erobern Basel

Am Basler Polithimmel ziehen neue Lichter auf, die der Stadt mehr Geltung verleihen könnten. Und wie so oft ist in Basel Politik auch Familiensache.

Katharina Fontana

Es ist ein Verhältnis, das man als leidenschaftslos bezeichnen kann, jenes zwischen der Schweiz und Basel. Die Stadt am Rheinknie ist die drittgrösste des Landes, sie ist wirtschaftlich erfolgreich, Heimat der Pharmariesen Roche und Novartis, Ort spektakulärer Bauten wie der gigantischen Roche-Türme, geplant von den Basler Stararchitekten Herzog und de Meuron, sie ist Museumsstadt, Grenzregion zu Deutschland und Frankreich und hat, um das auch noch zu erwähnen, den einzigen Hochseeschiffhafen hierzulande. Und doch scheint der Rest der Schweiz die kleine Metropole nur mässig interessant zu finden, und umgekehrt gilt dasselbe: In Basel schaut man, was vor der eigenen Haustüre passiert, oder dann über die Grenze und hinaus auf die ganze Welt.

So wurde im Land denn auch nur eher beiläufig vermerkt, dass die Basler vor ein paar Tagen Parlament und Regierung neu gewählt haben – in Zürich oder Bern sorgen solche Ereignisse jeweils schon im Vorfeld schweizweit für Aufmerksamkeit. Und während die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch und ihr Berner Amtskollege Alec von Graffenried national bekannt sind, dürfte die Basler Regierungspräsidentin Elisabeth Ackermann ausserhalb des Stadtkantons kaum jemandem ein Begriff sein. Man muss sich ihren Namen auch nicht mehr merken. Denn Elisabeth Ackermann, ehemalige Gitarrenlehrerin, fuhr am Wahltag ein mehr als bescheidenes Resultat ein und landete abgeschlagen auf den hinteren Plätzen. Die Regierungspräsidentin will nun nicht mehr zum zweiten Wahlgang Ende November antreten.

Kennedys im Lokalformat

Die grüne Politikerin hat sich im Präsidialdepartement mehrere Schnitzer geleistet, doch das ist nur die halbe Erklärung ihres Misserfolgs. Ackermann ist der beste Beweis dafür, dass man sich in der Politik muss verkaufen können und gerade als Präsidentin nicht nur das Pflichtprogramm meistern, sondern die

Kür lieben sollte. Sie dagegen scheint unter ihren öffentlichen Auftritten zu leiden, und als Zuschauer leidet man mitunter fast etwas mit. Offenbar gibt es bei den Grünen nun Bestrebungen, die Basler Nationalrätin Sibel Arslan ins Rennen zu schicken.

Mit den Wahlen dürfte sich die Basler Politik nicht gross ändern. Das Programm ist rot-grün wie in den meisten grossen Schweizer Städten,



Sie wirkt frisch, forsch und kompetent: Spitzenkandidatin Eymann.

wobei die Grünen den Roten im Parlament ein paar Sitze weggenommen haben. Auf der Erfolgsstrasse befinden sich die Grünliberalen, die mit der so einnehmenden wie unverbindlichen Esther Keller, einem aufgehenden Stern am Basler Polithimmel, sogar in die Nähe eines Regierungssitzes gerückt sind. Interessanter sind die Personalien, denn wie so oft in der Basler Politszene begegnet man Namen aus bekannten Familien – Junge, die nachziehen, Kennedys im Lokalformat sozusagen. Böse Zungen sprechen von «Sippen», die die Basler Politik dominieren und ihre Macht laufend ausbauen würden.

Im Fokus stehen derzeit die Eymanns, genauer gesagt: Stephanie Eymann, die in die Basler Regierung einziehen und deren Präsidentin werden will. Die Kandidatin der Liberal-Demo-

kratischen Partei (LDP) ist nur ganz knapp am absoluten Mehr vorbeigeschrammt und gilt als bürgerliche Spitzenkandidatin für den zweiten Wahlgang. Eymann stammt aus einer bekannten Familie. Ihr Onkel Christoph Eymann ist eine prägende und bestens vernetzte Figur in Basel. Der 69-Jährige war früher selber Regierungsrat und sitzt seit 2015 für die Liberalen im Nationalrat; er hatte dieses Amt schon früher inne. Stephanie Eymanns Vater Felix war jahrzehntelang Mitglied des Basler Grossen Rates.

Auch die Präsidentin der Basler Liberalen, Patricia von Falkenstein, zählt zur erweiterten Familie Eymann. Sie gilt in Basel als Grande Dame des Politbetriebs – und ihre Partei immer noch als jene des «Daigs», des alten Basler Bürgertums – und hat zusammen mit Christoph Eymann zwei erwachsene Kinder; diese engagieren sich ebenfalls für die Liberalen, der Sohn visierte bereits den Nationalrat an. Patricia von Falkenstein könnte selber in absehbarer Zeit im Nationalrat auftauchen, dies, wenn ihr ehemaliger Partner Christoph Eymann zurücktritt; sie ist die erste Nachrückende, der Sitz bliebe also sozusagen in der Familie.

Chefin der Verkehrspolizei

Stephanie Eymann will kein Abziehbild ihrer Familie sein. Dennoch dürfte ihr familiärer Hintergrund ihre Bekanntheit deutlich gesteigert haben, denn sie kann, wie sie selber einräumt, in Basel keinen politischen Leistungsausweis vorweisen. Die 41-jährige promovierte Juristin, die sehr früh Mutter wurde, arbeitete als Staatsanwältin und ist heute Chefin der Baselbieter Verkehrspolizei. Sie wohnte viele Jahre im Nachbarkanton Baselland und kam erst letztes Jahr wieder zurück nach Basel. Sie wirkt frisch, forsch und kompetent, will fürs Gewerbe schauen – und vor allem möchte sie das Regierungspräsidium mit mehr Strahlkraft ausfüllen als die unglücklich agierende Elisabeth Ackermann. Man traut es ihr ohne weiteres zu.

Obsessive Zwangshandlungen

Wird Donald Trump abgewählt, endet für die Journalisten ein unvergessliches Schlaraffenland.



Als die Vereinigten Arabischen Emirate im September ihren Friedensschluss mit Israel unterzeichneten, war es ein Durchbruch in der Nahostpolitik. Doch der Durchbruch war für die Journalisten ein Problem.

Das Problem: Den Durchbruch hatte US-Präsident Donald Trump hinbekommen.

Der Friedensschluss war darum bloss eine Friedensshow. «Trump's Middle East Peace Show», titelte etwa die *New York Times*. «Es ist die grosse Show», schrieb auch der *Tages-Anzeiger* über die Vertragsunterzeichnung im Weissen Haus.

Es ist ein Beispiel unter vielen. Egal, ob Trump die Steuern senkt, die Immigration bekämpft, die Wirtschaft ankurbelt oder China verärgert, die Journalisten holen die Axt hervor und holzen. Es ist dies eine Novität der Mediengeschichte. Noch nie, inklusive Hitler, Stalin und Mao, haben sich weltweit die Journalisten gegenüber einem Politiker derart aggressiv wie freudvoll ausgetobt.

Nur ein kleiner Vergleich aus der Schweiz. Seit der Wahl von Trump sind in den hiesigen Blättern rund 250 000 Artikel erschienen, in denen Trump eine Rolle spielt, meist eine negative Rolle. Das sind gleich viele Artikel wie über alle sieben Bundesräte zusammen.

Das Verhältnis der Journalisten zu Trump betrachtet man denn am besten aus Sicht der Psychiatrie. Man kann es Obsession nennen. Obsessionen, wie man weiss, führen zu Zwangshandlungen. Es entstand in den Medien die zwanghafte, permanente und überhitzte Trump-Manie, 24 Stunden am Tag, 365 Tage im Jahr.

Die Obsession entstand paradoxerweise dadurch, weil Trump und viele Journalisten eine Wesensverwandtschaft teilen. Trump ist so theatralisch wie kein Politiker zuvor – Theatralik ist ein primäres Prinzip der Medien. Er ist so polarisierend wie kein Politiker zuvor – Polarisierung ist ein bestimmender Baustein der Medien.

Die tägliche Abarbeitung an Trump hatte einen Effekt, der für die Journalisten so neuartig wie elektrisierend war. Sie erzielten bei ihren Lesern und Zuschauern eine Resonanz wie nie zuvor. *New York Times* und *Washington Post* beispielsweise gewannen mit ihren kompromisslosen Anti-Trump-Kampagnen Millionen an neuen, digitalen Abonnenten. Auch CNN erreichte mit seinem konsequenten Trump-Bashing Einschaltquoten wie seit Jahren nicht mehr.

Auf der Gegenseite passierte dasselbe. Fox News, der glühende Pro-Trump-Kanal, wurde in der Primetime zum meistgesehenen Sender des Landes. Er distanzierte die grossen Networks ABC, CBS und NBC deutlich, die vor Trump als uneinholbar galten.

Die Trump-Obsession veränderte auch das Publikum. Die früheren Medienkonsumenten wandelten sich zu Mitgliedern eines Fanklubs, pro oder kontra den Präsidenten. Fanklubs unterscheiden sich von normalen Kunden durch hohe Loyalität. Sie bezahlen ihre Abrechnung pünktlich und immer neu, denn sie erkaufen nicht eine Dienstleistung, sondern eine Überzeugung.

Für die Journalisten führte das Fanklub-Syndrom in eine freigewählte Gefangen-

schaft. Sie konnten Trump nicht mehr unbefangen und objektiv beschreiben, wenn sie keine Konflikte mit ihren erregten Lesern und Zuschauern riskieren wollten. Sie konnten nur noch bestätigen, Daumen rauf oder runter, was ihr Auditorium bestätigt haben wollte.

Ein gutes Beispiel dazu lieferte 2019 die *New York Times*. Nach einer Rede Trumps zu Gewaltopfern titelte das Blatt in wohlwollendem Ton: «Trump ruft zu Einigkeit gegen Rassismus auf». Nun entlud sich ein gewaltiger Proteststurm über das Blatt. Viele Leser drohten mit Kündigung. Die Redaktion änderte den Titel sofort.

Europäische Medien machten die Obsession in der Regel nicht derart exzessiv mit. Ihre US-Korrespondenten, weil weniger im Mainstream Washingtons verstrickt, setzten mitunter auch differenzierte Töne. Unerbittliche Anti-Trump-Kampfblätter gab es nur wenige, etwa den *Spiegel* und die *Süddeutsche Zeitung* in Deutschland und den *Tages-Anzeiger* mit seinen Schwesterblättern in der Schweiz. Auf die Auflagen allerdings hatte das hier keinen heilsamen Einfluss.

Für die US-Medienindustrie hingegen ist Trump ein kommerzieller Faktor. Wenn an die Stelle des polarisierenden Trump der kantenlose Joe Biden tritt, dann werden *New York Times* wie *Washington Post* Hunderttausende von Lesern einbüßen und Fox News wie CNN Hunderttausende von Zuschauern verlieren.

Wenn die Wahlumfragen richtigliegen, dann ist es mit dem Schlaraffenland der Journalisten schon bald vorbei.

Hilfe, mein Mann tickt falsch

Politische Meinungsverschiedenheiten können Beziehungen belasten.
Was hilft? Was ist zu tun?

Klaus Heer

Nehmen wir an, Sie leben mit jemandem in einem gemeinsamen Haushalt. Ich meine, mit Ihrem Mann, Ihrer Lebenspartnerin. Als Paar. Oder als Elternpaar mit Kindern. Seit März hängt eine Art Dauerbelastung über Ihnen beiden: Corona. Was Sie drückt, ist eine diffuse Angst. Eine dumpfe Sorge um Ihre Gesundheit. Um die Ihres Partners. Ihrer Eltern. Um Ihre wirtschaftliche Existenz.

Und seit Wochen nehmen die Diskussionen zwischen Ihnen beiden zu. Ihre Positionen driften mehr und mehr auseinander. Sie verhaken sich immer häufiger. Je häufiger und je länger Sie reden, umso frustrierender ist das Ergebnis.

Er: Hier steht, die Fallzahlen explodieren gerade in der Schweiz. Exponentieller als in Spanien oder in Grossbritannien.

Sie: Ja, wir haben hier eine Testpandemie.

Er: Nein, Covid ist ausser Kontrolle bei uns.

Sie: Blödsinn! Es wird getestet auf Teufel komm raus. Dann kommt er halt, der Teufel.

Er: Ach, hör doch auf ...!

Sie sehen, die landläufige Empfehlung: «Man muss halt reden miteinander», ist nicht das Gelbe vom Ei. Reden bringt's nicht. Im Gegenteil. Reden reiss hier Gräben auf, vertieft die bestehenden Risse.

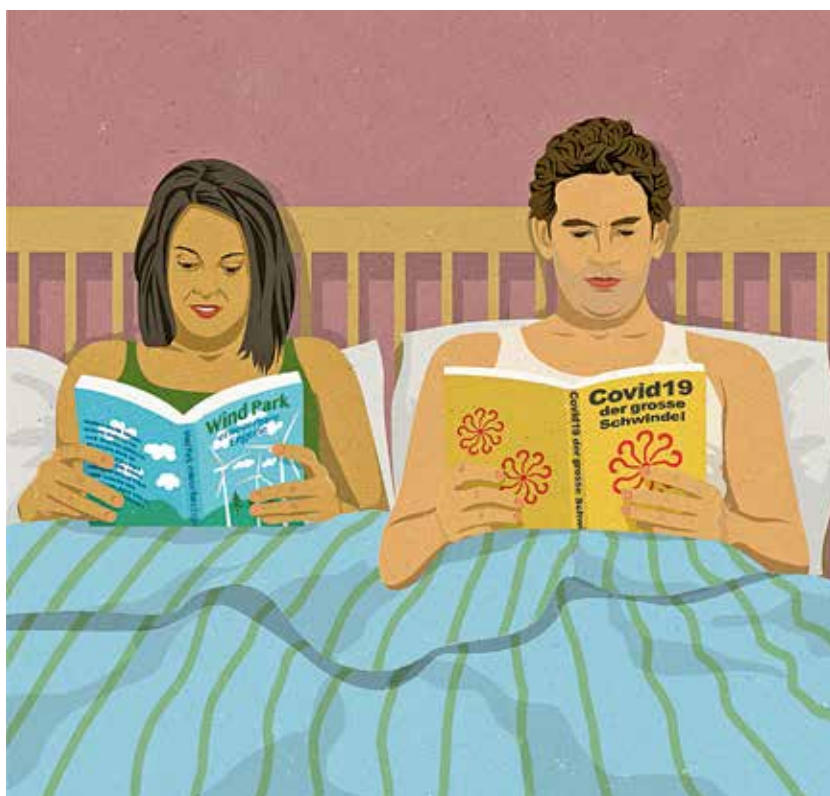
Sie: Der Bundesrat denkt über einen Mini-Lockdown nach, hab ich heute gehört. Also nichts gelernt im letzten halben Jahr, offensichtlich.

Er: Stimmt nicht! Zwei Wochen Circuit-Breaker ist absehbar. Schützt vor Kurzschluss.

Sie: Nein, überhaupt nicht. Das ist sinnfrei, ruinos. Länder mit dem strengsten Corona-Regime haben die meisten Fälle.

Reden zum Rechthaben

Reden wird überschätzt. Und, genau genommen, missbraucht. Beobachten Sie sich, wenn Sie mit Ihrem Partner über holprige Themen reden: Worauf sind Sie aus? Was streben Sie an? Wetten, Sie wollen recht haben. Ich kenn' das doch von mir. Ich will sozusagen immer recht haben, wenn wir, meine Partnerin und ich, zweierlei Meinung sind. Will heissen: Ich nutze das Gespräch nicht etwa zur Verständigung mit meinem Gegenüber. Nein, ich rede, um Oberwasser zu bekommen –



Crash im Organismus der Liebe.

Oberwasser zu behalten. Und das sehe ich genauso jeden Tag bei meiner Arbeit mit Paaren.

Sie: Du plädiert doch nicht etwa für einen 14-Tage-Lockdown oder?

Er: Doch!

Sie: Jetzt spinnst du aber total.

Er: Und du bist voll verantwortungslos.

Sie müssen sich entscheiden. Entweder Sie wollen recht haben – oder eine Beziehung. Beides geht nicht zusammen. Den anderen als psychisch krank zu beschimpfen oder als moralisch verkommen, ist nämlich gewalttätig. Man bezeichnet das als psychische Gewalt. Psychische Gewalt geht fast immer häuslicher Gewalt voraus. Die ja nach Presseberichten jetzt zu Corona-Zeiten besonders grassieren soll.

Sie (in der Migros, beim Eingang): Wo ist deine Maske?

Er: Keine Lust mehr.

Sie: Wie bitte?

Er: All diese maskierten Zombies kotzen mich an.

Sie (schmeisst den Einkaufskorb auf den Boden): Mach deinen Scheisseinkauf alleine! Ich geh'.

Wer ist schuld an den hochkochenden Emotionen? Das BAG oder die WHO? Die Mainstream-Presse? Die Corona-Skeptiker? Oder am Ende Sie selber? Sie mit Ihrer fixen Ideologie, die immer enger und härter wird? Also eskaliert die Situation zwischen Ihnen. Die Eskalation lässt sich nicht aufhalten oder stoppen. Auch nicht mit Hilfe eines Faktenchecks. Paare drangsalieren einander ja gewohnheitsmässig mit solchen Faktenchecks. Schon während der andere am Reden ist, überprüft einer des anderen «Behauptungen» auf deren Stichhaltigkeit. Statt zuzuhören.

Sie: Du, ich hab das Neuste vom Elektronenmikroskop. Maskenporen sind wie Scheunentore, das Virus höchstens wie ein Pingpongball. Wenn

du Schwein hast, prallt der Ball zufällig mal an den Pfosten.

Er: Woher hast du diesen Humbug wieder?

Sie: Von Ioannidis.

Er: Von wem?

Sie: Siehst du, mit der «Tagesschau» allein bist du nicht wirklich informiert. Eher an der Nase herumgeführt.

Erschütterte Zweisamkeit

Sie lassen sich ungern für dumm verkaufen, nicht wahr? Schon gar nicht von dem Menschen, den Sie lieben. Oder doch sicher gern haben. Es verletzt. Tut weh. Es enttäuscht. Bisher glaubten Sie ja, Sie stünden mit Ihrer Partnerin auf festem Grund, den nichts würde erschüttern können. Niemals. Und jetzt das. Jetzt wackelt es unter Ihren Füßen. Ihre seismischen Sensoren melden Beunruhigendes. Es gibt unübersehbaren Zwiespalt zwischen Ihnen beiden. Reden spitzt die Bedrohung zu.

Sie: Dieser Teufels-PCR-Test, die *blutte* Katastrophe. Taugt nichts, misst irgendwas Labormässiges ...

Er (*unterbricht sie*): ... Immerhin stützen sich alle Regierungen der Welt auf ihn und reagieren ...

Sie (*unterbricht ihn*): ... Ja, eben! Wie idiotisch-blöd muss man sein, um nicht ...

Er (*unterbricht sie*): ... Ach was! Du weisst es natürlich besser als alle ...

(*Beide reden gleichzeitig.*)

Wenn zwei gleichzeitig reden, fehlt die wichtigste Figur im Spiel: jemand, der hören will, was der andere sagt. Hier, unter dem gemeinsamen Dach Ihrer Beziehung, ist das nackte Desaster nicht der zweifelhafte PCR-Test. Auch nicht der drohende Circuit-Breaker. Sondern der Kurzschluss im Kontakt zwischen Ihnen beiden. Der Crash im Organismus Ihrer gemeinsamen Liebe. Und zwar erstens: der Blackout auf der Höhe Ihrer beiden Hirne. Wirklich klar denken können Sie nicht mehr, beide nicht, wenn Ihre beziehungsinterne Verbindung kollabiert. Sowie zweitens: Auf dem Niveau Ihrer Herzen erleben Sie einen zeitweiligen Kreislaufstillstand. Einen Ausfall Ihrer Empathie, stressbedingt.

Er: Du treibst dich dauernd auf diesen dubiosen Kanälen herum, Youtube, Telegram und so. Die verdrehen dir den Kopf.

Sie: Ha! Und du füllst dir die Birne mit dem Einheitsbrei der Hofberichterstattung aus Bern.

Er: Ich will auf sicher gehen. Mit seriöser Information.

Sie (*verdreh die Augen*): Ha, seriöse Information nennst du das! Panikmache ist's. Tag für Tag.

Er (*seufzt nach einer Pause*): Es ist sinnlos.

Zuhören und Ernstnehmen

Überlegen Sie: Vier Schädelhälften schaffen mehr Grosshirnrindenleistung als nur zwei. Vor allem, wenn sie kooperieren und nicht rivalisieren. Also am gleichen Strick ziehen – am gleichen Ende des Stricks. Will heissen: Da Sie zwei Ihr Heu ab-

solot nicht auf derselben Bühne haben, können Sie Ihrem bisherigen Widerpart ja Naheliegenderes anbieten: Ich höre dir mal genau eine halbe Stunde zu, wie du dich informierst, wie du darüber denkst, was du von Leuten wie mir hältst, wie wohl dir dabei in deiner Haut ist und so weiter. Ich halte die Klappe und versuche dir zu folgen. Ist das ein annehmbares Angebot? Morgen Abend nach dem Znacht, dreissig Minuten? – Aha, eine Premiere bei Ihnen zu Hause: Interesse statt Hohn. Augenmerk statt Missachtung. Platzmachen statt in die Ecke drängen. Achtung statt Ächtung.

Wenn zwei gleichzeitig reden, fehlt die wichtigste Figur im Spiel: jemand, der hören will, was der andere sagt.

Er: Heute früh in der S44 hat ein älterer Mann eine junge Frau angebrüllt. Sie hatte keine Maske an.

Sie: Ja und ...? Du regst dich doch auch immer auf über die Maskenverweigerer.

Er: Die Frau hat zu weinen angefangen. Sie sackte zusammen auf ihrem Sitz. Der Mann hörte nicht auf zu schreien: «Dieses verdammte Ego-Pack!»

Sie: Hm.

Ihre Liebesgeschichte richtet sich nicht nach dem Geschäftsmodell von Parship und Konsorten. Dieser Schnittmengenwahn, die sogenannten «Gemeinsamkeiten», die «Seelenverwandtschaft», «Ausstrahlung», «Anziehung», das alles erweist sich mit der Zeit als Schmus und Kitsch. Das vermag dem Ansturm dessen nicht standzuhalten, was man früher im Emmental als «Differenz» bezeichnet hat. «Mir hei Differänze gha», hiess es, wenn man sich zünftig zoffte. Eine herbe Poesie, die beschreibt, was Sie als Paar auszuhalten eingeladen sind, wenn Sie mal steini-

ge, stotterige Strecken miteinander zu meistern haben. Wie jetzt in der Seuchenzeit. Mehr als das: Die altemmentalische Differenz zwischen Ihnen und Ihrem geliebten Gegenüber ist einer der potentesten Bitterstoffe, die Ihre Liebe haltbar machen. Kitsch wird ranzig mit der Zeit.

Er: Eigentlich bin ich mehr oder weniger immer sauer auf dich.

Sie: Wie bitte? Sauer auf mich?

Er: Ja, sauer. Du verrätst mich. Dauern. Lässt mich hocken.

Sie: Wusste ich nicht. Du nimmst das persönlich.

Er: Wie soll ich's denn sonst nehmen?

Hoppla, der aufrechte Gang! Sie hören auf, behämmert zu debattieren. Sie stehen einander gegenüber mit dem Mut ausgewachsener Menschen. Sie sagen dem anderen, was bei Ihnen, in Ihrem Inneren los ist. Oder Sie stellen sich dem, was Ihre Partnerin Ihnen sagt. Weil Sie wissen wollen, was sie innerlich bewegt. Sie erinnern sich vielleicht, was Sie ihr vor Jahren versprochen haben. Zum Beispiel explizit anlässlich Ihrer Hochzeit. Nämlich sinngemäss dies: Ich stehe zu dir, «in guten und in bösen Tagen». Ja, genau so hiess es da: «in bösen Tagen». Jetzt, im Herbst 2020.

Sie: Sag' mal, hast du auch manchmal Angst?

Er: Angst? Angst vor was?

Sie: Hm. Niemand scheint zu wissen, was noch kommt. Jeder ist gegen jeden. Alle sind allein. Oder einsam. Ich fürchte sie auch, die Einsamkeit. Die Einsamkeit neben dir. Manchmal liege ich neben dir im Bett und habe Angst.

Er: Echt jetzt?

Sie: Ja. Einsame Angst. Echt.

Er: Huch – magst erzählen?

Klaus Heer, promovierter Psychologe, arbeitet seit über 45 Jahren als Paartherapeut in Bern. Er publizierte mehrere Bücher, etwa «Ehe, Sex & Liebesmüh'» (Salis, 2012).



«Ich möchte nie aufhören, Fragen zu stellen.»

Patrick Frost
Group CEO
zum selbstbestimmten Leben



Iron Mike leckt die Kröte

Was das mutmassliche Comeback des früheren Box-Weltmeisters Mike Tyson über den Zustand der Gegenwart aussagt.

Mario Widmer

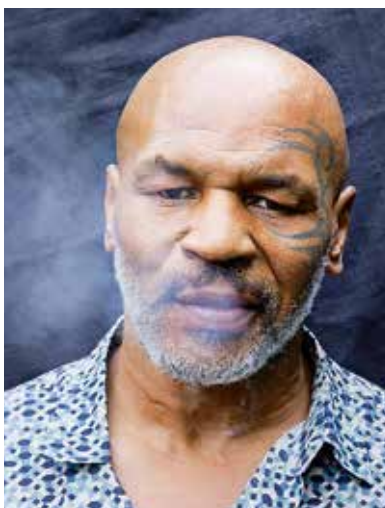
Michael Gerard Tyson sitzt in seinem Büro in El Segundo bei Los Angeles. Er hat eine Coloradokröte in der Hand. Hässlich, wie aus der Hölle gekrochen. Der 54-jährige ehemalige – im Wortsinn – «Iron Mike», der letzte wirkliche amerikanische Boxweltmeister aller Klassen, streichelt dem kleinen Monster zärtlich über eine Warze auf dem Rücken. Die Kröte streckt sich ängstlich. Und sondert aus einer unter der Warze versteckten Drüse einen Tropfen einer weisslichen Flüssigkeit ab. Tyson leckt die Kröte. Die Substanz nennt sich 5-MeO-DMT. Es ist das stärkste bekannte «Entheogen» der Welt. Eine psychedelische Droge. Es befördert dich blitzartig in ein anderes Universum des Bewusstseins. Erst stirbst du. Dann wirst du mit millionenfach verstärkten Sinnen wiedergeboren. Einig mit der Umwelt. Und mitten in deinen Süchten.

Mike Tyson, 54, ist seit 42 Jahren alkohol-, drogen-, medikamenten- und sexsüchtig. Die Welt weiss das. Aber die Welt spricht darüber, dass Mike Tyson am 28. November im Dignity Health Sports Park von Carson gegen den 51-jährigen Roy Jones junior, einen der besten Boxer aller Zeiten, ein Comeback geben will. Der Kampf wurde von der Video-Sharing-Plattform Triller für 50 Millionen Dollar gekauft und vom September in den November verschoben, damit sich noch mehr Menschen im Pay-per-View für \$ 49.99 verarschen lassen können.

Fight oder «exhibition»?

Kürzlich säbelte bei Paris ein junger Muslim einem französischen Geschichtslehrer auf offener Strasse den Kopf von den Schultern. Mit einem Küchenmesser. Ich suche die Geschichte darüber im *Blick*. Sie ist grandios versteckt. Neun Zeilen. Warum ist dem *Blick* die Geschichte nur neun Zeilen wert? Jeder weiss, dass es dem *Blick* wie allen Printmedien nicht gut geht, weil ihm die Stories fehlen, die die Menschen lesen möchten.

Der Kampf von Mike Tyson, der bereits als Jugendlicher 38-mal wegen Raub- und Gewaltdelikten verhaftet wurde, der, gemäss Medien, etwa eine halbe Milliarde verdient haben soll, die letzten zwei Kisten in eine goldene Bade-



Blitzartig im anderen Universum: Champion Tyson.

wanne investierte, mit einer bipolaren Störung geboren wurde, schon früh wegen manisch-depressiver Schübe schwere Medikamente nehmen musste, die ihn für Tage in eine Art Gemüse verwandelten, wird von der California State Athletic Commission sanktioniert. Sie besteht darauf, dass der Fight kein Fight sein darf, nur eine «exhibition». Sie bestimmte, dass der Kampf nicht in normalen Boxhandschuhen ausgetragen wird, sondern dass die Handschuhe so gepolstert sein müssen, dass die Rammelei eher zu einer Kissen-schlacht ausarten als ein Kampf werden dürfte, und dass die Runden von drei auf zwei Minuten verkürzt werden sollen. Der Ringrichter hat die Begegnung abzurechnen, wenn er die Lust auf Gewalt in den Augen des einen oder anderen älteren Herrn aufblitzen sieht; er darf diesen leicht abartigen Tanz nur freigeben, wenn sämtliche Dopingtests bestanden sind. Mein Gott: Welche verdammte Kröte soll Iron Mike denn in seinem *recliner* in El Segundo lecken, damit der erste Gong erklingen kann?

Nun kommen wir zum gemeinsamen Nenner von Tyson mit seiner Kröte, dem Lehrer ohne Kopf in Paris, den neun Zeilen darüber in unserer ehemaligen Boulevardzeitung, der Kissen-schlacht von Carson und den fehlenden amerika-

nischen Schwergewichtsboxern: Was führt dazu, dass alles die Brieftasche zückt, die Kreditkarte mit \$ 49.99 für den Quatsch im Dignity Park vom 28. November belastet?

Der gemeinsame Nenner heisst Geld. Es gibt keine grossen amerikanischen Schwergewichtsboxer mehr, weil die besten amerikanischen Athleten mehr Geld leichter im Football und in der National Basketball League (NBA) verdienen als im schmerzhaften Ring. Mike Tyson will im Krötenwahn nochmals boxen, weil er nach seinen Aufhalten im Knast wegen Gewalt gegen die eigene Frau, wegen Vergewaltigung einer #Me-Too-Pionierin und ähnlicher Delikte genug hat vom Leben im Gefängnishof. In seinem Büro in El Segundo plant er zwischen der gelegentlichen Krötenleckerei zwei gewaltige Ferienanlagen mit Erstklasshotel, Restaurants, Golf- und Tennisplätzen, Kinos sowie künstlichen Seen und vielen, vielen lauschigen Plätzchen, wo man in Ruhe einen Joint geniessen kann. Natürlich Marke Iron Mike. Ihm geht es nur ums Geld.

Ängstlich dem leidigen Ende entgegen

Dem *Blick* geht es ums Geld, wenn er am Tag nach der Kopfabsägerei in Paris nur versteckte neun Zeilen aus dem Horror macht – offenbar fehlt ihm das Geld für Leute, die sofort merken, dass dies eine grosse Geschichte ist. Und so darbt er lieber weiter still, ängstlich, vorsichtig und politisch korrekt seinem leidigen Ende entgegen.

In diesem ganzen Konzert des Wahnsinns zwischen El Segundo, Carson und Dufourstrasse in Zürich sehe ich eigentlich nur einen einzigen Exponenten, dem es nicht um Geld gegangen ist. Um nicht zum Ende noch eine ganze Religion oder Menschengruppe zu diskriminieren oder pauschal zu beschimpfen, was in Zeiten politischer Korrektheit schnell passiert, nenne ich den blutdürstigen Kerl halt unseren muslimischen Mitbürger von Paris.

Dass ausgerechnet er der einzige Exponent in dieser kleinen Analyse um die fehlenden grossen amerikanischen Schwergewichtsboxer der Gegenwart ist, den man mit gutem Gewissen nicht als dekadent bezeichnen kann, macht die Sache auch nicht besser. Oder?

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'111'000.-, Bezug ab Frühling 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 ½ Zi. Eck-EFH, 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 996'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.greens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.greens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'521'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil/Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 673'400.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch




2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

Drache mit drei Flügeln

Auslandbanken gelten als Auslaufmodell. Jetzt meldet sich die Banque Internationale à Luxembourg zurück: Sie investiert 80 Millionen Franken und forciert mit chinesischen Investoren das Wachstum.

Florian Schwab

Viele Auslandbanken wurden von den Wirren auf dem Finanzplatz empfindlich getroffen. Gemäss Nationalbank hat ihre Zahl zwischen 2007 und 2019 von 122 auf 71 abgenommen. Eine solche Bank ist die Banque Internationale à Luxembourg (BIL). Sie setzt mit einem 80-Millionen-Franken-Investment und neuen Eigentümern zum Sprung an. Ihre Muttergesellschaft in Luxemburg gehört zu 90 Prozent der chinesischen Beteiligungsgesellschaft Legend Holdings, die auch grosse Teile des Computerherstellers Lenovo besitzt, und zu 10 Prozent dem Grossherzogtum Luxemburg.

Wir treffen Hans-Peter Borgh, seit Anfang 2020 Chef der BIL in Zürich. Zuvor leitete er das Wealth Management der Muttergesellschaft. Der gebürtige Niederländer blickt auf eine langjährige Karriere bei ABN Amro zurück, wo er ins Top-Kader aufstieg. Dreizehn Jahre lang war er beruflich in Asien tätig.

Weltwoche: Herr Borgh, wie viele Auslandbanken schreibt auch die BIL seit zehn Jahren Verluste. Wie wollen Sie die Dynamik umkehren?

Borgh: Der Schlüssel zur Überwindung der Verlustphase liegt im Wachstum der Erträge. Das ist unser Fokus. Dazu kommt ein umsichtiges Kostenmanagement. Dieses Jahr durchleben wir eine Restrukturierung, die mit Corona noch an Dynamik zugelegt hat.

Weltwoche: In den letzten zwölf Monaten hat die BIL über zehn Prozent Personal abgebaut.

Borgh: Um in unsere zukünftige Strategie zu investieren, war es notwendig, die Kräfte zu bündeln und Spielraum bei den Ausgaben zu gewinnen. Das bewirkte eine deutliche Personalreduktion.

Weltwoche: Wie sieht Ihre Strategie aus?

Borgh: Bei den Kunden legen wir den Schwerpunkt auf international tätige Unternehmer und deren Familien. Dabei bearbeiten wir vor allem Wachstumsmärkte: China, was für uns als Bank im Besitz einer grossen chine-

schen Gesellschaft auf der Hand liegt, sowie Osteuropa und den Mittleren Osten. Zudem erfüllen wir weiterhin die Bedürfnisse unserer europäischen Kunden mit Bedarf nach Schweizer Dienstleistungen.

Weltwoche: Wie positionieren Sie Ihr Angebot für international aktive Unternehmer?

Borgh: Durch die Kombination von Vermögensverwaltung mit, bei Bedarf, Finanzberatung für die Unternehmen. Wir helfen den Unternehmern bei ihrer privaten Vermögensverwaltung und kümmern uns um ihren Liquiditätsbedarf im Business. Das umfasst auch Kredite. Nicht zuletzt darum haben wir unsere Bilanz mit einer Kapitalspritze von achtzig Millionen Franken gestärkt.

Weltwoche: Wie stark wollen Sie in den nächsten fünf Jahren wachsen?

Borgh: Wenn man die Kundengelder als Masstab nimmt, dann wollen wir von etwa fünf Milliarden auf zehn Milliarden Franken kommen.

Weltwoche: Wie kann dieses Ziel erreicht werden?

Borgh: Hauptsächlich möchten wir organisch wachsen. Dafür ist die Rekrutierung von Kundenberatern sehr wichtig. Wir sind

«Ich kann mir die Akquisition von ein oder zwei Banken vorstellen, die ähnlich gross sind wie wir.»

auf gutem Weg, dieses Jahr zehn Relationship-Manager anzustellen, was angesichts unserer Grösse massiv ist. Eine oder zwei kleinere Übernahmen könnten ebenfalls helfen.

Weltwoche: Wie sähen interessante Übernahmekandidaten aus?

Borgh: Sie müssen einen Beitrag leisten in den angesprochenen Wachstumsmärkten. Ihre Fähigkeiten bei unseren Unternehmer-Kunden ergänzen idealerweise die unsrigen. Ich kann mir einerseits die Akquisition von

ein oder zwei Banken vorstellen, die ähnlich gross sind wie wir. Oder aber die Übernahme kleinerer Vermögensverwalter oder Banken, die uns unserem Ziel näherbringen. Allerdings werden wir dabei Umsicht walten lassen. Als Bankengruppe mit Hauptsitz in Luxemburg sind wir von der EZB beaufsichtigt und fallen in die Kategorie systemrelevanter Banken. Wir wenden strengste Standards an bei Dingen wie Anti-Geldwäsche oder Kapitalausstattung. Demzufolge passen wir auf, dass wir über Akquisitionen unser Risiko nicht erhöhen.

Weltwoche: Warum investieren Sie ausgerechnet in der Schweiz?

Borgh: Für Kunden ausserhalb Europas ist die Schweiz nach wie vor die weltweite Nummer eins. Das kommt unseren Zielen entgegen, die Gruppe zu internationalisieren und uns nach Osten hin zu orientieren – vor allem nach China. In der Erwartung unserer Kunden rangieren die hohe Qualität der Dienstleistungen, das Tempo und eine gewisse Flexibilität sehr weit oben. Unsere Grösse wird hier zum Vorteil: Wir sind klein genug, um uns zu kümmern, und gross genug, um eine Rolle zu spielen mit Blick auf die Stärke unserer internen Aufstellung, unsere Bilanz, die Unterstützung durch die Luxemburger Bank und letztlich auch unseren Aktionär. Unser Verwaltungsrat und unser Aktionär glauben an die Schweiz.

Weltwoche: Also ein Bekenntnis zur Schweiz?

Borgh: Definitiv. Letztes Jahr haben wir eine Kapitalspritze von 80 Millionen Franken erhalten, um unser Wachstum zu unterstützen. Das Bekenntnis wird auch aus meiner eigenen Rolle deutlich: Ich wurde zum CEO der Schweizer Einheit berufen, bleibe aber in der Geschäftsleitung der Gruppe als Leiter des internationalen Geschäfts. In dieser Funktion habe ich den Auftrag, unser internationales Geschäft aufzubauen, einschliesslich China. Die Verbindung dieser Aufgaben zementiert auch die Position der Schweiz.

Weltwoche: Sie bauen auch ein lokales China-Geschäft auf. Innert sechs Monaten hatten Sie die Lizenz für eine Repräsentanz.





Nische statt Mainstream: Bankenchef Borgh.

Borgh: Das war sehr schnell. Aber um exakt zu sein: Es ist keine Filiale der Schweizer Bank, sondern des Mutterhauses in Luxemburg.

Weltwoche: Welches sind die Vorteile des Dreiecks Schweiz–Luxemburg–China?

Borgh: Wir sind sozusagen ein Zweifach-Hub: Als einzige bedeutende Luxemburger Bank mit einer Schweizer Tochter kombinieren wir die zwei führenden Finanzplätze in der Vermögensverwaltung. Beide Länder haben ein AAA-Rating und bringen Stabilität. Sie haben eine gute Regulierung und sorgen bei unseren Kunden für Seelenruhe. Allerdings unterscheiden sich die Schwerpunkte der beiden Zentren. Die Schweiz ist die Nummer eins im Wealth Management mit einem einzigartigen Biotop an Anlaufstellen für vermögende Privatpersonen und Family-Offices. Luxemburg hingegen eröffnet einzigartige Möglichkeiten bei den Asset-Services, bei der Vermögens-

strukturierung, bei den Fonds und bei allem, was man für Wealth Management in Europa braucht. Die BIL bringt diese Luxemburger Lösungen an die Türschwelle der für unsere Kunden relevanten Finanzzentren Genf, Zürich und Lugano.

Weltwoche: Welche Rolle spielt Technologie für die BIL?

Borgh: Wir investieren in das Wesentliche, aber wir werden keine reine Digitalbank. Für unseren Kundentypus steht letztlich die Qualität der Dienstleistung im Zentrum. Diese definiert sich über das Angebot, das Tempo, die Flexibilität und unsere Fähigkeit, rasch mit komplexen Situationen umzugehen. Das heisst, wir pflegen unsere Nische, statt dem Mainstream zu folgen.

Weltwoche: Zwei der führenden Technik-Schmieden für Banken sind schweizerisch: Temenos und Avaloq. Sie sind auf Avaloq,

Borgh: BIL Suisse ja. Die Gruppe wechselt auf Temenos. Momentan evaluieren wir die beste Zukunftslösung für unsere Ambitionen in der Schweiz.

Weltwoche: Ihr Mehrheitsaktionär ist Legend Holdings, eine chinesische Beteiligungsgesellschaft. Welche Möglichkeiten eröffnet dies?

Borgh: Das um Legend Holdings herum bestehende Ökosystem ist in der chinesischen Wirtschaft sehr aktiv und unterstützt chinesische Unternehmer bei ihrem Wachstum. Für eine Privatbank, die sich auf Unternehmer konzentriert und in China wachsen will, ist das natürlich ein möglicher Türöffner für Kontakte und die Einführung in den Markt. Auf strategischer Ebene – Legend Holdings ist ja nicht in das Tagesgeschäft involviert – profitieren wir vom umfassenden Verständnis und von der Expertise einer so gut etablierten und prominenten chinesischen Unternehmensgruppe.

Weltwoche: Aus Sicht nichtchinesischer Kunden: Entstehen neue Möglichkeiten für China-Investitionen, etwa bei Börsengängen?

Borgh: Absolut. Gerade jetzt steht zum Beispiel mit einem Spin-off von Alibaba der grösste Börsengang der Welt an. Vermutlich ist es der heisseste des Jahres. Und das Interesse unserer europäischen Kunden daran ist gross. Allerdings wird es schwierig, sich ein Aktienpaket zu sichern, da der Börsengang vermutlich um ein Vielfaches überzeichnet sein wird. Ich kann also heute nicht versprechen, dass wir unseren Kunden Zugang verschaffen können. Aber die Ausgangslage ist gut. Wenn Sie sich am Telefon mit «BIL, Teil von Legend Holdings» melden, öffnet das Türen. Wir hoffen, dass wir das in handfeste Vorteile für unsere Kunden ummünzen können.

Weltwoche: Politisch werden chinesische Investitionen oftmals kritisch beäugt.

Borgh: Meiner Erfahrung nach handelt es sich hier um eine reine Geschäftsbeziehung. Es gibt keinerlei politische Elemente. Legend Holdings ist ein privates chinesisches Unternehmen. Und, wie gesagt, auf das Tagesgeschäft nimmt unser Aktionär keinen Einfluss. Strategisch ist es eine fruchtbare Zusammenarbeit ohne jegliche politische Konnotation.

Weltwoche: Sie waren Anfang der 2000er Jahre schon einmal in der Schweiz, für ABN Amro, zu den goldenen Zeiten der Privatbanken. Wie zuversichtlich sind Sie für die Zukunft der BIL in dem Land?

Borgh: Mit Blick nach vorn freue ich mich darauf, mit BIL einen positiven Beitrag an den Schweizer Bankenplatz zu leisten. Ich bin sicher, dass wir mit unserer Offensive bei den Kundenberatern, ausgewählten potentiellen Akquisitionen und den massiven Investitionen in unsere Plattform das Schwungrad in Gang bringen und hier in der Schweiz ein hoch erfolgreiches Geschäft aufbauen können.



VIP-Leserangebot: «Eden Spiez» Wellness-Auszeit am Thunersee

Spiez, der Thunersee und das Berner Oberland bieten eine schier grenzenlose Vielfalt an Erlebnissen in der Natur und an Ausflugszielen. Das beschaulich-elegante 4-Sterne-Superior-Hotelresort an bester Lage befindet sich auf einer Sonnenterrasse in einer idyllischen Parkanlage.

Das am Südufer des Thunersees gelegene Spiez ist der ideale Ausgangsort, um die einzigartige Vielfalt des Berner Oberlandes zu entdecken. Doch auch schon die idyllische Lage des Städtchens mit seiner Bucht, dem pittoresken Schloss und der imposanten Bergwelt sind ein Erlebnis.

Nur ein paar Gehminuten vom «Eden Spiez» beginnt der Uferweg, welcher von der Spiezer Bucht dem See entlang bis nach Faulensee führt. Der Weg wird gesäumt von mächtigen Bäumen und Skulpturen und ist speziell im Winter ein mystischer Ort zum Entspannen und Erholen.

Mit einer Bergbahnfahrt geht es auf das Stockhorn oder das Niederhorn, welche beide mit spektakulärer Panoramasicht hoch über dem Thunersee aufwarten. Oder gönnen Sie sich während einer winterlichen Schifffahrt über den spiegelglatten Thunersee ein aussergewöhnliches Erlebnis!

Im Hotel «Eden Spiez» erwarten Sie stilvoll eingerichtete Zimmer mit höchstem Komfort. Im eleganten Restaurant «Belle Epoque»

wird hochstehende Gastronomie zelebriert, bei herrlicher Aussicht auf die Spiezer Bucht, das Schloss und die imposanten Berge. Stets beliebter Treffpunkt ist die schicke Bistro-Bar.

Auf über 600 m² überzeugt das grosszügige «Eden Spa» mit seinem einzigartigen Sole-Aussenbad, Sprudelattraktionen und Unterwasserliegen. Finnische Sauna, Biosauna, Dampfbad, Salzraum, Panorama-Hallenbad sowie zwei Ruhebereiche runden das Wellnessangebot ab.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot: «Wellness-Auszeit am Thunersee» im Eden Spiez

Leistungen:

- Ab zwei Übernachtungen
- Willkommensdrink, reichhaltiges Frühstücksbuffet, Kuchenauswahl am Nachmittag
- Zugang zum «Eden Spa»
- 10 % Ermässigung auf Wellness-Behandlungen

Preise:

20 % Ermässigung auf die Tagesrate:

- Komfort-Einzelzimmer: ab Fr. 240.–
- Komfort-Doppelzimmer Dorf: ab Fr. 470.–
- Komfort-Doppelzimmer See: ab Fr. 495.–
- Superior-Doppelzimmer Dorf: ab Fr. 520.–
- Superior-Doppelzimmer See: ab Fr. 575.– (inkl. MwSt., Service, exkl. Kurtaxe)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement online auf www.eden-spiez.ch oder über Telefon 033 655 99 00 oder per Mail: reservation@eden-spiez.ch. Bitte Buchungscode «Weltwoche» für Reservation im Jahr 2020 oder «Weltwoche1» für Reservation im Jahr 2021 angeben.

Bedingungen:

Das Angebot ist buchbar vom 1. November bis 23. Dezember 2020, vom 3. bis 21. Januar 2021 sowie vom 3. Februar bis 30. März 2021.

Veranstalter:

Eden Spiez, Seestrasse 58, 3700 Spiez.
www.eden-spiez.ch

DIE WELTWOCH

SEDEN
SPIEZ

www.weltwoche.ch/platin-club

Inflation der Gerechtigkeiten

Denn das Virus darf unser Leben nicht bestimmen.



Letzte Woche erklärte das Verfassungsgericht des Landes Brandenburg ein Gesetz für null und nichtig, das vom Parlament des Landes mit grosser Mehrheit verabschiedet wurde und am 30. Juni in Kraft trat. Mit dem sogenannten Paritätsgesetz wurden die politischen Parteien angehalten, ihre Kandidatenlisten bei Landtagswahlen «paritätisch» zu besetzen, damit am Ende ebenso viele Frauen wie Männer im Landtag sitzen, unabhängig vom Wahlergebnis, also der Stärke der Fraktionen. Ein sowohl rechnerisch wie politisch gewagtes Vorhaben, mit dem eine überparteiliche Initiative die «Gleichberechtigung in den Parlamenten» durchsetzen und dafür sorgen will, dass der Anteil der weiblichen Abgeordneten dem Anteil der Frauen in der Bevölkerung entspricht. Also: halbe-halbe.

Jeder Mann und jede Frau, der/die eine Steckrübe von einer Rote-Beete-Knolle unterscheiden kann, sieht auf Anhub ein, dass damit die wichtigste Regel einer freien Wahl ausser Kraft gesetzt würde: «One man, one vote». Mit der gleichen Logik könnte man/frau auch die Einführung von fixen Quoten für Protestanten, Katholiken, Juden, Zoroaster, homosexuelle Männer, lesbische Frauen, Veganer und Vegetarier fordern, ebenso für «Personen», die an Legasthenie, Dyskalkulie, Laktoseintoleranz, Übergewicht, Agoraphobie oder Klaustrophobie leiden, von den diversen *people of color* nicht zu reden. Die Aufstellung der Kandidatinnen und Kandidaten, die mindestens drei Qualifikationen erfüllen müssten – zum Beispiel: protestantisch, schwul und vegetarisch –, würde sich allerdings ein wenig schwierig gestalten, die Auswertung der Stimmen möglicherweise auch.

Macht aber nichts, denn wir leben in einem Land, in dem inzwischen fast jede Gemeinde mit mehr als tausend Einwohnern, jede Uni und jede Kleingartenkolonie eine «Gleichstellungsbeauftragte» hat, die sich darum kümmert, dass keine Frau diskriminiert wird. In der Bundeswehr sorgen, das ist kein Witz, «militärische Gleichstellungsbeauftragte (Gleibmil) dafür, dass in der Truppe die Regeln des Soldatinnen- und Soldatengleichstellungsgesetzes (SGleiG) umgesetzt werden».

Als sie noch Verteidigungsministerin war, hat Ursula von der Leyen «Umstandsmoden für schwangere Soldatinnen» eingeführt, um

Kein Mann steht auf, um darauf hinzuweisen, dass der Kanzler seit 15 Jahren Angela Merkel heisst.

diesen «die Familienplanung zu erleichtern». Immerhin dienen 20 000 Soldatinnen in der Truppe, von denen «im Durchschnitt zwei Prozent schwanger sind». Die Einführung von Umstandsmoden für schwangere Soldaten wurde dagegen nicht einmal erwogen, was man durchaus als einen Verstoß gegen das Soldatinnen- und Soldatengleichstellungsgesetz verstehen könnte. Auch in den Massenmedien und Verlagen ist die Gleichstellung weit gediehen, am weitesten in der Pressestelle des S.-Fischer-Verlags in Frankfurt, wo genau neun von neun Planstellen von Frauen gehalten werden. Gott sei Dank ist wenigstens der Leiter der Abteilung Unternehmenskommunikation ein Mann, dem Aussehen nach zu urteilen.

Zurück zum brandenburgischen «Paritätsgesetz», das vom brandenburgischen Verfassungsgericht kassiert wurde. Die Sache ist damit nicht ausgestanden, das letzte Wort noch nicht gesprochen. Eine der Initiatorinnen des gescheiterten Gesetzes, die frühere Präsidentin des Deutschen Bundestags, Rita Süßmuth, will die Causa vor das Bundesverfassungsgericht bringen. Die bayerische Fraktionsvorsitzende der Grünen, Katharina Schulze, möchte der «Parität» zuliebe das Grundgesetz umschreiben. Die Vorsitzende der bayerischen Frauen-Union in der CSU sagt: «Unser grosses Ziel ist die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen und Männern in der Politik.» Und kein Mann steht auf, um sie darauf hinzuweisen, dass der Kanzler der Bundesrepublik seit fünfzehn Jahren Angela Merkel heisst, weswegen das richtige Wort in diesem Zusammenhang nicht «Teilhabe», sondern «Dominanz» wäre.

«Tu felix Germania!», möchte man ausrufen, aus Respekt für ein Land, das sich derzeit solche Probleme erlaubt, mitten in der Corona-Krise. Denn: Das Virus darf unser Leben nicht bestimmen! Abgesehen von solchen Petitesse wie den Beherbergungsverboten, Kontaktverboten, Sperrstunden und der Maskenpflicht. Bei der Parität geht es um die «Geschlechtergerechtigkeit», eine der vielen neuen Gerechtigkeiten, die der kulturelle Fortschritt uns beschert hat. Dazu gehören auch die Chancengerechtigkeit, die Aufstiegserechtigkeit, die Klimagerechtigkeit und die «gerechte Verteilung des Vermögens», das heisst: Alle sollen gleich reich oder – noch besser – gleich arm sein. Mehr darüber demnächst an dieser Stelle.

Hyper-Aktionismus

Nr. 43 – «Politik der Angst»
Alex Baur über die Corona-Politik

Das tägliche Verbreiten von Angst und Panik wirkt sich negativ auf die Gesundheit der Bevölkerung aus. Die Folgen der Massnahmen, die Verbote, Drohungen mit Konsequenzen werden mehr Gesundheitsschäden, Todesfälle inklusive, verursachen, als das Virus es je gekonnt hätte. *Mario Wolf, Oberegg*

Über die Opfer der Massnahmen spricht kaum jemand. Von einer Rettungssanitäterin hörte ich, wie die Einsätze wegen Suiziden und Suizidversuchen um die Zeit des Shutdowns herum förmlich explodiert waren, nebst vielen existenziellen Problemen und anderen krankmachenden Folgen. Und nun höre und lese ich täglich von Menschen, die in vorausseilendem Gehorsam noch mehr und noch strengere Massnahmen fordern, als Folge der seit Monaten andauernden Panikmache. Masken für draussen, Masken für Kinder ... Wann hört dieser Irrsinn endlich auf? *Franziska Würsten, Pfäffikon*

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Bund unter keinen Umständen mehr zur Normalität zurückkehren will. Driften wir langsam, aber sicher in einen Willkürstaat ab? Ein Rechtsstaat entscheidet nämlich faktenbasiert und verhältnismässig – was gerade nicht der Fall ist. Warum sind nicht auch kritische Expertenstimmen in der Task-Force des Bundes? Warum hat zu keiner Zeit eine gesellschaftliche Diskussion über die Corona-Krise und den Umgang mit ihr stattgefunden? Wo ist der gesunde Menschenverstand geblieben? *Ralph Studer, Oberriet*

Die Politik beschliesst in einem Hyper-Aktionismus sondergleichen möglichst viele masslose, unnötige Massnahmen, damit man ihr im Nachhinein gar nichts vorwerfen kann. Wollen wir nun in Zukunft jeden Winter wieder dieses Horror-Volksschutz-Szenario hochfahren? Müssen wir nicht endlich lernen, nicht in Hysterie zu verfallen, wie es zurzeit unsere Machträger tun, die dabei die Volkswirtschaft mit aller Konsequenz an die Wand fahren? *Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel*

Methoden der NGOs

Nr. 43 – «Glitschiges Paarlaufen»
Kolumne von Christoph Mörgeli

Als jahrelanger Leser der *Weltwoche* erstaunt mich immer wieder in Mörgelis Kolumne, wie er personenbezogene Hintergründe und linke Machenschaften von dubiosen Organisationen analysiert und aufdeckt. Für den gewöhnlichen Bürger ist es aufschlussreich, zu wissen, mit welchen Methoden die mit unseren Steuergeldern finanzierten NGOs die Bevölkerung betrügen. Die *Weltwoche* traut sich als einzige Zeitschrift, solche Hintergründe zu veröffentlichen. *Egidio Cattola, Riehen*

Unbegreiflich

Nr. 43 – «Sex, Gewalt und Alkohol»
Christoph Mörgeli über Olivier Jornot

Es ist mir unbegreiflich, wie eine Person mit dieser Vorgeschichte überhaupt für ein solches Amt vorgeschlagen wird. Eine Wahl wäre für mich eine komplette Bankrotterklärung unseres Systems. Eine vergessene Parkscheibe ist offenbar in unserem Land ein Schwerverbrechen und wird gebüsst. Ein solch

unmöglicher Lebensstil bei einem zu achtenden Beamten mit Vorbildcharakter ein zu ertragendes Übel.

Ueli Breitenstein, Buus

Immer ein Lichtblick

Nr. 42 – «Testen, bis man krank ist»
Alex Baur über Covid-19

Weder das Bundesamt für Gesundheit – immerhin gutbezahlte Spezialisten, sollte man meinen – noch Bundesrat Berset halten es für nötig, für die Schweiz ein verbindliches PCR-Testverfahren vorzugeben. Somit testet jedes Labor nach Gutdünken und eigenen Regeln, also willkürlich. Damit ist der letzte Rest von gutem Glauben verspielt. Es ist etwa so, als würde man vermehrt IQ-Tests bei der Bevölkerung durchführen und zur Erkenntnis kommen, dass viel mehr Idioten als vermutet existieren. *Martin Hauser, Hallau*

Muss ich demnächst als Unmaskierter befürchten, auf offener Strasse von Corona-Hooligans verprügelt zu werden? Der Rechtsstaat ist schwer beschädigt.

Elmar Hasler, Opfikon

Ich bin der *Weltwoche* äusserst dankbar, dass dieses Thema immer wieder angesprochen wird, und dies in einer moderaten und immer verständlichen Form, die keinen Zweifel aufkommen lässt. Immer ein Lichtblick!

Alexander Maresca, Dornach

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Lee Kun-hee (1942–2020)
Volkhard Windfuhr (1937–2020)



«Wir müssen alles ändern, ausser Ehefrauen und Kinder»: Unternehmer Lee.

Im Vergleich zu ihm ist Christoph Blocher ein netter Primarlehrer.» Das könnte man von Lee Kun-hee, dem kürzlich verstorbenen Samsung-Boss, behaupten. Es stimmt auch: Seine Mitarbeiter durften keiner Gewerkschaft beitreten. Sie mussten pünktlich um sieben Uhr morgens bei der Arbeit sein. Und vor allem: Er machte Samsung zum Technologiekonzern.

Der am 9. Januar 1942 in Daegu in Südkorea geborene Kun-hee – das ist der Vorname – machte eine eher mittelmässige, immerhin sportlich-geprägte Schulkarriere und studierte dann in Japan Ökonomie. Eine weitere Ausbildung in Betriebswirtschaftslehre in den USA hatte er abgebrochen.

Der Vater, Lee Byung-chull, gründete Samsung im Jahr 1938. Ursprünglich machte die Firma getrockneten Fisch und Nudeln. Mit der Industrialisierung Südkoreas fing das Unternehmen an, billige und kodierte Haushaltsgeräte herzustellen. Im Jahr 1971 machte der Vater seinen drittältesten Sohn, Kun-hee, zu seinem Nachfolger. Dieser entschied bereits 1974, in die Halbleiter-Industrie einzusteigen.

Umstrittener hätte der Entscheid nicht sein können. Damit brach Kun-hee mit der Philosophie seines Vaters. Weiter: Um in die Technologiebranche einzusteigen, übernahm er eine obermarode Firma. Und zuletzt: Damals traute

man den Südkoreanern schlicht nicht zu, qualitative, technologische oder auch nur wettbewerbsfähige Produkte herzustellen.

Fokus auf Qualität

Lee Kun-hee aber glaubte an seine Vision. Er liess das Firmenkader nach Deutschland einfliegen. Auf dem Boden des damaligen Technologie-Anführers verkündete er seinen Leuten: «Wir müssen alles ändern, ausser Ehefrauen und Kinder.» Schon bald folgten Taten. Qualitativ mangelhafte Produkte liess er auf ein Feld karren, wo er sie selbst in Flammen setzte und die Asche plattwalzte – vor der versammelten Mitarbeiterschar.

Lee setzte auf Führung durch Vorbild. Er meinte, der Fokus auf Qualität führe zu Innovation. Er scheute sich auch nicht, Konfrontationen einzugehen und auszutragen – selbst mit dem koreanischen Staat. Als er verdächtigt wurde, Steueroptimierungen vorzunehmen, liess er wissen: «Treue zur Firma steht über der Treue zum Staat.» Vor allem übte sich Lee in Geduld. Es dauerte bis zum Jahr 1988, bis Samsung unter ihm profitabel wurde.

Der Patron von altem Schrot und Korn erlitt 2014 einen Herzinfarkt, von dem er sich nie mehr vollständig erholte. Er starb am 25. Oktober 2020 in Seoul, Südkorea.

Henrique Schneider

Es war passend, dass *Al-Ahram* seinen Tod meldete. Denn so wie Ägyptens führende Tageszeitung über Jahrzehnte eine Institution war in der arabischen Welt, so war es auch Volkhard Windfuhr. Es gab kaum einen Potentaten, Prinzen, Putschisten oder Revolutionär zwischen Marrakesch und Mossul, Istanbul und Isfahan, den Windfuhr nicht persönlich kannte und der – was wichtiger ist – ihn nicht gekannt hätte.

Fast sein ganzes Leben verbrachte er in der Region, und als Korrespondent war er dann bei jedem Schlüsselereignis dabei, interviewte so gut wie alle prägenden Figuren: Sadat und Mosche Dajan, Chomeini und Arafat, Gaddafi und König Hussein.

Als ich Anfang der achtziger Jahre als Korrespondent nach Kairo ging, von der arabischen Welt reichlich unbeleckt, erwies er sich als geduldiger Mentor und väterlicher Freund. Windfuhr kombinierte grenzenlose orientalische Geduld mit penibler deutscher Genauigkeit. Dazu kamen ausgesuchte Umgangsformen, die sich nicht nur in Anzug und Krawatte äusserten, die er auch im heissesten Wüstenklima so gut wie immer trug.

Der Spiegel, der ihm viele seiner besten Geschichten und Interviews verdankte, revanchierte sich auf seine Weise für 37 Jahre Mitarbeit: Als Windfuhr nach dem Sturz des Muslimbruders Mursi in seiner Funktion als Präsident der Auslandspresservereinigung andeutete, dass eine Militärregierung unter den gegebenen Umständen für Ägypten vielleicht die bessere Lösung war, strich man ihn in Hamburg kurzerhand aus dem Impressum.

Wolfgang Koydl



Geduldiger Mentor, väterlicher Freund: Journalist Windfuhr.

Ausbreitung der Staatsmedizin

Bundesrat Berset will die Prämienzahler durch Subventionen besänftigen.



Zwischendurch vergisst man fast, dass Bundesrat Alain Bersets Bundesamt für Gesundheit (BAG) nicht nur durch Corona in Beschlag genommen wird, sondern auch die reguläre Gesundheitspolitik betreut. Zwei Initiativen sind auf dem Tapet. Im August hat der Bundesrat die CVP-Kostenbremse-Initiative ablehnend beurteilt und ihr einen indirekten Gegenvorschlag entgegengestellt. Vorige Woche war die Prämientlastungsinitiative der SP dran. Auch da heisst es: Ablehnung und indirekter Gegenvorschlag.

Die SP-Initiative will die Prämien der obligatorischen Krankenversicherung auf 10 Prozent des verfügbaren Einkommens der Versicherten begrenzen. Alles darüber soll der Staat als Prämienverbilligung für die Versicherten übernehmen – ausser bei hohen Einkommen.

Kurz: Den Prämienzahlern sollen Lasten abgenommen und den Steuerzahlern aufgeladen werden. Das entspricht der Linie des linken Lagers, das Kopfprämien seit je als unsozial kritisiert und stattdessen eine einkommensabhängige Finanzierung will: Wer mehr verdient, soll fürs Gleiche mehr bezahlen. Solche Umverteilung geht weit über die gegenseitige Hilfe zwischen Gesund und Krank in der Versicherung hinaus – und lenken tut der Staat.

Heisst das Nein des Bundesrates zur SP-Initiative nun, dass solchen Tendenzen ein Riegel vorgeschoben wird? Nein, denn der Gegenvorschlag geht in eine ähnliche Richtung wie die Initiative, einfach etwas weniger weit. Die SP schlägt quasi die Schneise, Berset folgt mit gebührendem Abstand. Im Gegensatz zur Initiative will der Gegenvorschlag die Kantone zu

mehr Prämiensubventionen verpflichten als den Bund. Das sieht zunächst nach Föderalismus aus, ist aber das Gegenteil: Den Kantonen soll von oben befohlen werden, mit steigenden Gesundheitskosten die Subventionen überproportional zu erhöhen.

Berset sagt, das zwingt die Kantone zu schärferer Kostenkontrolle. Das ist die Sichtweise einer Staatsmedizin und steht in grellem Kontrast zum ursprünglichen Schweizer Modell, bei dem die Versicherten letztlich die Kontrolleure sind, weil sie die Kostenentwicklung an ihren Prämien spüren und bei Unzufriedenheit Druck machen, auch via Krankenkassen. Heute finanzieren die Krankenkassenprämien die Gesundheitsausgaben bereits nur noch zu gut 35 Prozent. Je tiefer dieser Teil sinkt, desto fester kriegt der Staat das Steuerrad zu fassen.

Lafarge-Holcims Schatz

Was macht eigentlich der Zement- und Betonkonzern Lafarge-Holcim? Wann dreht er auf? Im Frühling 2014 hatten der Schweizer Zementriese Holcim und das französische Gegenstück Lafarge einen «Zusammenschluss unter Gleichen» vereinbart, aus dem dann in Wirklichkeit alles andere wurde. Heute beträgt der Aktienkurs noch gut die Hälfte der damaligen Notierung bei der Hochzeit. Streitereien um Führungspositionen, Vermögensbewertungen und Strategie, Konflikte zwischen schweizerischer und französischer Unternehmenskultur bremsen die Entwicklung des neuen Gebildes lange. Zudem kamen Altlasten aus früheren Fehlleistungen zum Vorschein. 2017 übernahm der von Sika gekommene Jan Jenisch den CEO-Posten und trieb

die Bereinigungen und den Abbau von Überkapazitäten voran.

Nun sollte doch der Konzern mit 27 Milliarden Franken Jahresumsatz und über 70 000 Mitarbeitern eigentlich wieder bessere Wachstums- und Gewinnaussichten haben – abgesehen von Corona. Oder nicht? Marktexperten wenden ein, Zementproduzenten seien mit ihrer energieintensiven Produktion und hohen CO₂-Emission heute bei Investoren unbeliebt, Carbon-Sünder würden aus Anlegerlisten gestrichen.

Ist also die Geschäftsgrundlage einer Lafarge-Holcim brüchig? Nein, es gibt eine andere Sicht: Die Welt ist noch lange nicht gebaut; wenn man das künftige Bevölkerungswachstum in Betracht zieht, kommt der grosse Teil erst noch. Und Zement ist beim Bauen zentral, neben den Zutaten Kies und Sand. All das wird nun weltweit immer knapper, und genau da hat Lafarge-Holcim mit den eigenen Rohstoffvorkommen beträchtliche Vorräte in der Schatzkammer.

Zukunft der Luftfahrt

Der Schweizer Aufzugs- und Fahrtreppenhersteller Schindler meldet einen Bestelleingang für 74 Fahrtreppen zur Modernisierung des King Khalid International Airport in Riad. Über 28 Millionen Passagiere sollen da jährlich befördert werden. Der erste Gedanke: Wozu baut man jetzt in der grossen Luftfahrtkrise noch Flughäfen aus? Der zweite Gedanke: So argumentierte man 2002 beim Ausbau des Flughafens Zürich auch, verlorene Investitionen seien das. Zehn Jahre später wurde es eng, und 2018 hiess es, die Kapazitätsgrenzen seien endgültig erreicht.

LEADER

Donald Trump



Trump ist der erste US-Präsident seit Jimmy Carter, der keinen Krieg begonnen hat.

«Man versuchte Trump zu entfernen, bevor irgendjemand wusste, was er vorhat.»

Seite 48

«Wahlkämpfer Trump ist faszinierend, fröhlich, ironisch – ganz anders, als die Medien berichten.»

Seite 58

«Alles deutet auf eine massive Abkehr von Trump hin. Biden agiert geschickt.»

Seite 55

Amerikas Demokratie steht auf dem Spiel

Der Historiker Victor Davis Hanson über vier Jahre Donald Trump. Seine grössten Erfolge, seine bittersten Niederlagen. Und wie Joe Biden die USA für immer verändern würde.

Urs Gehriger

Statt Kriege zu führen, vermittelte Trump Frieden auf der Welt. Zu Hause in Amerika hingegen ist das Volk gespalten wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Historiker Victor Davis Hanson sieht den Grund dafür primär bei Trumps Gegnern. Von der ersten Sekunde an hätten sie diesen mit allen Mitteln beim Regieren behindert: «Man versuchte das Kind in der Wiege zu erwürgen, kaum hatte es das Licht der Welt erblickt.»

Hanson nimmt unter Wissenschaftlern eine ähnliche Rolle ein wie Trump unter Politikern. Trump ist das Sprachrohr der vergessenen einfachen Bürger; Hanson ist deren Chronist. Statt eine akademische Karriere in einem edlen Think-Tank zu verfolgen, zog sich der Stanford-Professor für Geschichte des Altertums und Militärgeschichte auf die Farm seiner Grossmutter in Selma, Kalifornien, zurück. Um fünf Uhr morgens schnitt er seine Weinreben, bevor er sich in den Pick-up setzte, um mexikanische Einwanderer und Arbeiterkinder in Griechisch und Latein zu unterrichten.

Sollten Joe Biden und die Demokraten die Wahlen nächsten Dienstag gewinnen, stehe Amerika vor einem Kurswechsel mit dramatischen Folgen. «Die Demokraten wollen die Regeln so verändern, dass das Oberste Gericht und der Kongress zu ihren Hochburgen werden», warnt Hanson. «Sie wollen Amerika neu kalibrieren, so dass jemand wie Donald Trump nie mehr gewählt werden kann.»

Weltwoche: Donald Trump ist die wohl prominenteste Persönlichkeit unserer Zeit. Er ist so in unseren Alltag eingedrungen, dass es manchmal schwierig ist, den Überblick zu behalten. Herr Professor Hanson, was sind die Kernmerkmale von Donald Trump und seiner Präsidentschaft?

Hanson: Sein Leitthema ist der amerikanische Nationalismus. Das Kernmerkmal seiner Präsidentschaft ist der Fokus auf das ländliche Amerika im Allgemeinen und auf die arbeitenden Klassen aller Hautfarben im Besonderen. Wenn man dies versteht, dann machen die anderen Themen, die er voran-

trieb, und die Politik, die er sich zu eigen machte, sehr schnell Sinn.

Weltwoche: Gehen wir kurz Trumps wichtigste Wahlversprechen durch: die Sicherung der Südgrenze und der Bau einer Mauer. Hat er dieses wichtige Wahlversprechen eingelöst?

Hanson: Das hat er getan, er hat fast 400 Meilen Grenzsicherung aufgebaut. Die illegale Einwanderung an der Südgrenze ist fast zum Erliegen gekommen.

Weltwoche: «China, China, China!» war Trumps Schlachtruf vor vier Jahren. Wie hat er die Konfrontation mit China gemeistert?

Hanson: Trump suchte die Konfrontation mit China auf eine Art und Weise, die niemand in den Vereinigten Staaten oder in Europa, deren Eliten durch Peking kompromittiert wurden, für möglich oder wünschenswert gehalten hatte. Er sagte, es gebe keinen Grund, warum China dazu bestimmt sei, ein Welthegemon zu sein. Er hat den öffentlichen Dialog verändert, und ich glaube nicht, dass es jemanden gibt, der jetzt sagt: «Schlagen Sie

«Bis die Pandemie das Land erfasste, steuerte Trump auf einen erdrutschartigen Sieg zu.»

nicht auf China ein, seien Sie nicht zu hart zu China.» Im Gegenteil. Er hat diesen Stein umgedreht, und was unter diesem Stein liegt, ist für die Menschen schockierend.

Weltwoche: Vor vier Jahren kündigte Trump an: «Wir werden aufhören, fremde Regimes zu stürzen, von denen wir nichts wissen und mit denen wir nichts zu tun haben sollten.»

Hanson: Dieses Thema ist für die Vereinigten Staaten sehr wichtig. Es war merkwürdig, von einem konservativen Republikaner zu hören, er werde aufhören, Militärinterventionen wie in Libyen, im Irak und in Afghanistan zu lancieren, es sei denn, der Nutzen für Amerika und die Region würde die Kosten deutlich überwiegen. Ich glaube, Trump war in dieser Hinsicht ziemlich vorsichtig. Er hat den Islamischen Staat durch

Bombenangriffe zerstört, obwohl wir kaum mit Bodentruppen präsent waren. Und er hegte nicht die Illusion, dass wir dort eine Demokratie errichten würden.

Weltwoche: Die Änderung der allgemeinen Handelspolitik war ein weiteres Versprechen. Hat er Wort gehalten?

Hanson: Trumps Absicht war, die allgemeine Handelspolitik so zu ändern, um aus Gliedstaaten wie Michigan, Ohio, Pennsylvania, Iowa, North Carolina und dem Landesinneren wieder florierende Industriezonen zu machen, was zum Zeitpunkt seiner Ankündigung vor vier Jahren für unmöglich gehalten wurde. Er hatte einigen Erfolg damit. Die Arbeitskräfte in diesen Gebieten sind ausgezeichnet, die Energiekosten sind billiger als in Europa oder Asien, die Transportkosten geringer.

Weltwoche: «Made in the U.S.A.» war von Beginn weg Trumps Devise. Barack Obama konterte mit den Worten: «Man braucht einen Zauberstab, um die Unternehmen zurückzubringen.» Hatte Trump einen Zauberstab?

Hanson: Ich möchte vorweg klarstellen, dass es eine Zeit vor Covid und eine Zeit nach Covid gibt. Jeder weiss, was geschehen ist: das Virus, die Abriegelung, die Rezession und die Unruhen nach dem Tod von George Floyd, die Brandstiftungen und die Plünderungen. Das hat alles verändert. Bis die Pandemie das Land erfasste, steuerte Trump auf einen erdrutschartigen Sieg zu, und ich denke, jetzt stehen die Chancen fünfzig zu fünfzig. Die meisten Bürger auf der linken Seite haben das Gefühl, dass sie gewinnen werden. Ich glaube nicht, dass sie gewinnen werden, aber sie haben dieses Gefühl.

Weltwoche: Wie würden Sie Trumps «Wirtschaftswunder» in seinen ersten drei Jahren erklären?

Hanson: Als Trump das Amt übernahm, gab es viel aufgestaute Energie, eine Dynamik, die nicht entfesselt worden ist. Menschen mit Kapital und Ideen fürchteten entweder, die Obama-Administration würde ihren Erfolg übermässig besteuern, oder, sie würden öffentlich kritisiert werden – oder was



«Es war ein Putsch.»

auch immer für Ängste sie hatten. Als Trump sagte, wir werden unsere Energie-Pipeline bauen, wir werden Fracking erlauben, wir werden die Ölförderung erhöhen, wir werden unabhängig vom Ölkartell im Nahen Osten sein, wir werden enorme Einnahmen aus der eigenen Energiewirtschaft erzielen, löste er eine Dynamik aus. Als er das Steuergesetzbuch überarbeitete, die Steuern für die Mittelschicht senkte, als er die Grenze dicht machte, so dass wir keine anderthalb Millio-

nen billiger Arbeitskräfte zu uns holen mussten, entfesselte er frische Energie. All das hatte einen Synergieeffekt, so dass wir im letzten Januar bei der Arbeitslosigkeit ein Rekordtief erreichten: 3,3 Prozent, der niedrigste Stand seit dem Krieg. 5,4 Prozent für die Hispanics und Schwarzen. Das war Trumps Zauberstab. Leute wie Paul Krugman zum Beispiel schlossen sich dem Pessimismus Obamas an und sagten: «Das ist ein Hirngespinnst. Es wird nie geschehen. Die Arbeitsplätze werden nie mehr

zurückkommen.» Aber sie taten es. Ich denke, noch viel mehr Arbeitsplätze werden in die USA zurückkommen, wenn Trump wiedergewählt wird.

Weltwoche: Wie würden Sie Trumps Außenpolitik zusammenfassen?

Hanson: Es ist eine jacksonsche «Tritt nicht auf Amerika»-Außenpolitik.

Weltwoche: Sie nehmen Bezug auf Andrew Jackson, den 7. US-Präsidenten. Ländern, die mit Amerika kooperierten, reichte er einen

Ölzweig. An jene, die nicht kooperierten, richtete er die deutliche Warnung: «Tritt nicht auf mich».

Hanson: Trumps Aussenpolitik ist kein Isolationismus. Für Amerikas Freunde gibt es keinen besseren Freund als Amerika. Für seine Feinde gibt es keinen schrecklicheren Feind. Das ist es, was sich geändert hat. Trumps Befürworter sind darüber begeistert, und seine Gegner sagen: «Mein Gott, ich hätte nicht gedacht, dass der Typ das alles wirklich versuchen würde, aber er hat es getan.»

Weltwoche: Der Nahe Osten sieht heute ganz anders aus als zur Zeit Obamas. Aber Sie sagten kürzlich in einem Interview, das sei nicht primär Trumps, sondern eigentlich Obamas Verdienst. Warum?

Hanson: Ich meinte das offensichtlich in einem ironischen Sinne. Obama hatte den ziemlich hirnrissigen Plan, den schiitisch-persischen Block im Nahen Osten in dem Masse zu fördern, dass er dem Iran, der Assad-Regierung in Syrien, der Hamas im Westjordanland, vor allem aber der Hisbollah im Libanon und in Syrien durch den Atom-Deal mit dem Iran und die Aufhebung der Sanktionen zu neuer Macht verhalf. Das hat im Nahen Osten für viel Schrecken gesorgt. Sowohl unter den Israelis, die wir unter Obama geächtet haben, als auch unter den konservativen Golfstaaten, in Ägypten, in Jordanien.

Weltwoche: Alte Feinde rückten plötzlich näher zusammen.

Hanson: Obamas Iran-Politik gab Trump die Möglichkeit zu sagen: «Der Feind deines Feindes ist dein Freund.» In der arabischen Welt wird es jetzt als völlig unwahrscheinlich angesehen, dass Israel jemals Atomwaffen gegen ein arabisches Land einsetzt oder einen Präventivschlag ausführt oder einen Krieg beginnt. Aber es verfügt über eine Wirtschaft, die das Palästina-Problem schliesslich allein durch Handelsbeziehungen lösen kann. Die arabischen Länder waren nie wirklich davon überzeugt, dass die Palästinenser der Schlüssel zu einem Frieden in der Region sind. Die arabischen Länder waren bereit, die Palästinafrage einfach zu ignorieren. Sie sind nicht bereit, im Namen der Palästinenser in den Krieg zu ziehen, die nun de facto mit ihren Erzfeinden, den Iranern, paktieren müssen. Dass Trump diese Dynamik nutzte, war eine ziemlich gute Idee.

Weltwoche: Nach mehr als einem Vierteljahrhundert vermittelte Trump gleich zwei neue Friedensschlüsse, zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten sowie Bahrain.

Hanson: Aus Europa, von der linken Seite oder von Joe Biden hört man keinen sagen: «Das war eine Katastrophe. Wir müssen dafür sorgen, dass die Vereinigten Arabischen Emirate Israel nicht anerkennen.» Nicht viele sagen:

«Lasst uns dafür sorgen, dass die Botschaft von Jerusalem wieder zurück nach Tel Aviv versetzt wird.» Ich höre niemanden sagen: «Lasst uns wieder die Hand nach dem Iran ausstrecken, lasst uns alle Sanktionen aufheben und dafür sorgen, dass dort wieder eine mächtige Theokratie herrscht.» Die Leute, die stets meinten, Trumps Nahostpolitik werde zu nichts führen, sind jetzt sehr still.

Weltwoche: Trump hat Friedensverträge im Nahen Osten und in Afghanistan abgeschlossen. Der Islamische Staat ist zerstört. Der Konflikt mit Nordkorea ist nicht gelöst, aber entschärft worden. Würden Sie sagen,



«Viel aufgestaute Energie»: Historiker Hanson.

dass die Welt jetzt, nach vier Jahren Trump, ein friedlicherer Ort ist?

Hanson: Ja, ich denke, das ist sie. Ich glaube nicht, dass China so ermutigt wird, sich zum Beispiel im Südchinesischen Meer breitzumachen. Taiwan, Japan und Südkorea haben heute grössere Zuversicht als unter Obama, dass die Vereinigten Staaten ihnen in Extremsituationen zu Hilfe kommen würden. Als Querdenker, der er ist, hat Trump auch nicht

«Er denkt über den Tellerrand hinaus und jenseits von Konventionen.»

ausgeschlossen, dass Südkorea Atomwaffen erlangen könnte, sollte China das Land drangsalieren. Er denkt über den Tellerrand hinaus und jenseits von Konventionen. Ich denke, China ist dadurch verwirrt und übt mehr Zurückhaltung.

Weltwoche: Nach den desaströsen Folgen der Pandemie, die in China ihren Ursprung hatte, haben sich die Fronten verhärtet. Hilft

dies Trump in seiner Konfrontationspolitik gegen Peking?

Hanson: Wir werden den Chinesen nicht mehr die Technologie geben, die wir ihnen früher zukommen liessen, und wir werden die Uiguren und Menschen in Hongkong nicht mehr ignorieren. Ich glaube nicht, dass die Menschen in Europa und in den Vereinigten Staaten die «Belt and Road Initiative» weiterhin so unkritisch betrachten werden. Nicht nach der Verbreitung des Virus und nicht nach der Doppelzüngigkeit der Chinesen. Ich denke, die Menschen haben verstanden, dass die Art und Weise, wie China die Welt hinters Licht führte, ein wahrer kriegerischer Akt war.

Weltwoche: Trump ist der erste US-Präsident seit Jimmy Carter, der keinen Krieg begonnen hat. Aber wenn Sie sich Amerika anschauen, hat die Gewalt zugenommen. Die Amerikaner scheinen die Fähigkeit verloren zu haben, sich als Mitbürger und nicht als rivalisierende Banden politisch zu engagieren. Warum schafft es Trump nicht, wie es ein Präsident tun sollte, das Land zu vereinen?

Hanson: Lassen Sie mich ein paar Beispiele nennen, die als Antworten auf Ihre Frage dienen könnten. Am Tag seiner Amtseinführung, bevor irgendjemand wusste, was er vorhatte, gab es einen riesigen Protest gegen den neuen Präsidenten, bei dem eine Prominente wie Madonna sagte, sie träume davon, das Weisse Haus und die Trump-Familie in die Luft zu sprengen. Kaum hatte Trump die Regierung übernommen, schrieb Rosa Brooks, eine sehr prominente ehemalige Obama-Funktionärin im Pentagon, einen Artikel in einer sehr angesehenen Zeitschrift, in dem sie forderte, dass wir Trump loswerden müssten. Es gebe drei Möglichkeiten: Eine davon sei die Amtsenthebung. Eine andere, ihn für verrückt zu erklären. Die dritte sei ein Militärputsch. Innerhalb eines Monats reichten 61 Mitglieder des Repräsentantenhauses einen Antrag auf Amtsenthebung ein. Kaum hatte Trump das Amt angetreten, ermittelte das FBI unter James Comey aktiv gegen den Nationalen Sicherheitsberater, Michael Flynn. Laut ihren eigenen Notizen gestanden die FBI-Agenten ein, dass er nichts Falsches getan habe. Wie wir heute wissen, haben sie Dokumente abgeändert, damit sie ihn loswerden konnten. Es war ein Putsch.

Weltwoche: Ein Putsch?

Hanson: Ich wähle dieses Wort bewusst. Man versuchte Trump zu entfernen, bevor irgendjemand wusste, was er vorhatte. Seine ersten Telefonate an ausländische Staatsoberhäupter, an den australischen Premierminister, den mexikanischen Präsidenten, wurden geleakt. Vertrauliche Gespräche des Präsidenten wurden aufgezeichnet und von Leuten aus seiner eigenen Administration an die *New York Times* weitergegeben. Bereits nach sechs Monaten

begann Sonderermittler Robert Mueller eine Untersuchung gegen Trump.

Weltwoche: Wegen angeblicher Absprachen zwischen Trump und Russland während des Wahlkampfs.

Hanson: Zweiundzwanzig Monate später kam Mueller zum Schluss, dass nichts gegen den Präsidenten vorliege. Man liess Trump gar nicht in Ruhe arbeiten, man schaute erst gar nicht, ob er das Land vereinen würde. Das Shorenstein Center on Media, Politics and Public Policy an der Harvard-Universität, eine dezidiert linke Organisation, stellte fest, dass in den ersten sechs Monaten der Trump-Administration 93 Prozent der Berichterstattung von CNN und NBC und etwa 80 Prozent aller Medienberichte negativ waren. So etwas hat es in der amerikanischen Geschichte noch nie gegeben. Worauf ich hinauswill: Einem Präsidenten werden traditionell neunzig Tage oder sechs Monate Schonfrist gewährt. Nicht bei Trump. Man versuchte das Kind in der Wiege zu erwürgen, kaum dass es das Licht der Welt erblickt hatte. Trump sagte:

Weltwoche: Wird die Gewalt verschwinden, wenn Biden gewinnt?

Hanson: Joe Biden und Kamala Harris haben die gewalttätigen Demonstrationen, die Brandstiftungen und die Plünderungen nie verurteilt. Es gab zwei Milliarden Dollar Schaden. 35 Tote. 800 verletzte Polizisten. Wie haben die lokalen, von Demokraten regierten Behörden darauf reagiert? Mit pauschalen

«Man versuchte Trump zu entfernen, bevor irgendjemand wusste, was er vorhatte.»

Amnestien. Die örtlichen Bezirksstaatsanwälte haben die Täter nicht wegen Verbrechen angeklagt. Wir haben Kamala Harris sagen hören, dass diese Proteste ewig weitergehen würden, wenn es nötig sei. Joe Biden hat nicht ein einziges Mal gesagt: «Schluss damit.» Worauf ich hinauswill: Es könnte sein, dass die Gewalt aufhört, wenn Joe Biden gewählt werden sollte, aber nicht, weil er das

Hanson: Wenn Biden gewinnt und wenn die Demokraten eine Mehrheit im Kongress erobern, kann er den Filibuster abschaffen. Biden würde die Zahl der Richter am Obersten Gerichtshof erhöhen. Er würde das Wahlkollegium (Electoral College) aufgeben. Er würde wahrscheinlich versuchen, aus Puerto Rico und Washington, D.C., eigene Bundesstaaten zu machen. Beide sind von Demokraten dominiert, folglich hätten die Demokraten vier weitere Senatorenstimmen. Die Demokraten wollen die Regeln so verändern, dass das Oberste Gericht und der Kongress zu ihren Hochburgen werden. Sie wollen Amerika neu kalibrieren, so dass jemand wie Donald Trump nie mehr gewählt werden kann. Das ist, was Dritt- und Weltstaaten tun.

Weltwoche: Unabhängig davon, wie die Wahlen ausgehen; welche von Trumps Errungenschaften werden bleiben?

Hanson: Ich glaube nicht, dass irgendjemand in den Vereinigten Staaten oder in Europa China jemals wieder mit dem Engagement und der Toleranz begegnen wird, wie es



«Wissen Sie was? Sie wollen mich zerstören, und sie wollen meine Familie zerstören. Sie benutzen die Hebel der Regierung, des FBI, der CIA, sämtlicher Geheimdienste, der Medien, und das lasse ich nicht zu.» Seitdem herrscht Krieg.

Weltwoche: Viele denken, wenn Trump weg ist, verschwindet vielleicht auch die Gewalt. Halten Sie das für möglich? Und was steht bei den bevorstehenden Wahlen auf dem Spiel?

Hanson: Beides sind sehr gute Fragen, und beide stelle ich mir täglich. In den Vereinigten Staaten gibt es im Moment zwei Stimmungen. Eine Gruppe von Amerikanern befindet sich metaphorisch in einer Fötusstellung mit den Händen über den Ohren und sagt: «Ich weiss nicht, wer damit angefangen hat, ich ertrage die Plünderungen, die Brandstiftung nicht, ich ertrage den Hass nicht. Wenn Trump einfach verschwindet, wird bestimmt all das verschwinden.» Dann gibt es die andere Gruppe, die sagt: «Wissen Sie was? Ihr Jungs auf der linken Seite seid völlig ausser Kontrolle geraten, und wenn ihr einen Showdown wollt, dann lasst uns einen Showdown haben.»

Volk vereint, sondern weil er einen trügerischen Handel mit der Linken gemacht hat. Er stellt sich als Vehikel für ihre Agenda zur Verfügung, für den neuen Green Deal, die Vermögenssteuer, die hohe Einkommenssteuer und so weiter. Im Austausch für ihre sozialistische Agenda könnten linke Randalierer ihre Gewalt einstellen. Sie haben die Gewalt in den letzten zwei Wochen, kurz vor den Wahlen, auf mysteriöse Weise tatsächlich heruntergefahren.

Weltwoche: Was steht bei den Wahlen in wenigen Tagen auf dem Spiel?

Hanson: Seit 150 Jahren sitzen neun Richter am Obersten Gerichtshof. Seit 170 Jahren haben wir die Möglichkeit des Filibusters [Taktik einer Minderheit, durch Dauerreden eine Beschlussfassung durch die Mehrheit zu verhindern oder zu verzögern, die Red.]. Seit sechzig Jahren haben wir fünfzig Bundesstaaten. Joe Biden weigert sich eisern, offen zu sagen, ob er weiterhin zu diesen Grundlagen unserer Demokratie steht.

Weltwoche: Sie vermuten, er werde die Regeln der amerikanischen Demokratie ändern?

vor vier Jahren noch Usus war. Das ist Trumps dauerhaftes Vermächtnis. Ich glaube nicht, dass irgendjemand versuchen wird, die Versöhnung zwischen arabischen Nationen und Israel rückgängig zu machen. Drittens glaube ich nicht, dass irgendjemand das Argument vorbringen wird, dass Handelsdefizite keine Rolle spielen und wir den Mittleren Westen abschreiben sollten. Ein letzter Punkt: Ich glaube nicht, dass nach Trump irgendjemand behaupten wird, es gebe keinen Unterschied zwischen legalen und illegalen Migranten und dass eine offene Grenze eine wunderbare Sache sei.

Victor Davis Hanson, 67, ist emeritierter Professor der Stanford-Universität in Kalifornien. Als Kommentator für zahlreiche Medien erreichte er landesweite Bekanntheit. Etliche seiner zwei Dutzend Bücher wurden internationale Bestseller, darunter «A War Like No Other» über den Peloponnesischen Krieg und «The Case for Trump».

Historische Premierien

Gesteigerter Handel, Treffen auf höchster Ebene:

Unter Donald Trump ist das Verhältnis Schweiz–USA so eng wie seit Jahrzehnten nicht mehr.

Edward T. McMullen

Die USA und die Schweiz verbindet eine lange und bedeutsame gemeinsame Geschichte. Für Präsident Donald Trump ist es eine Beziehung, die er gestärkt sehen wollte und der er Priorität einräumte. Beide Länder nehmen in Sachen Innovation und Technologie Spitzenplätze ein. Präsident Trump kennt die Schweiz aus erster Hand. Er und seine Familie waren oft zu Besuch hier, sie sprechen voller Respekt und Anerkennung von den Schweizern.

Für Präsident Trump war klar, dass sein Botschafter in Bern ein Mann sein müsse, der den Schweizern offen und respektvoll begegnet. Es galt, Handel, Direktinvestitionen und Innovation auf dem starken Fundament unserer Beziehungen zu vertiefen. Drei Jahre nach meinem Amtsantritt kann ich sagen, dass wir stolz auf das Erreichte sein dürfen. Mit besonderem Stolz erfüllt uns, dass viele Schweizer Politiker das Verhältnis zwischen unseren Ländern als das beste in unserer langen Geschichte bezeichnen.

Eine halbe Million Arbeitsplätze

Nur wenige US-Präsidenten haben der Schweiz so viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet wie Trump in den letzten Jahren. Er traf sich mit drei Bundespräsidenten – zweimal am WEF –, und Ueli Maurer wurde als erster Schweizer Bundespräsident überhaupt im Weissen Haus empfangen. Mike Pompeo kam als erster US-Aussenminister seit zwei Jahrzehnten nach Bern und traf sich mit Bundesrat Ignazio Cassis in Bellinzona. Dank diesen Gesprächen auf höchster Ebene konnten wichtige Fortschritte in den Bereichen Handel, Pharmainnovation, Investitionen, Lehrlingsausbildung, Kulturaustausch, Steuerabkommen, Cybersicherheit und auf anderen Gebieten erzielt werden.

Vor vierzig Jahren übernahm die Schweiz die Rolle als unsere Schutzmacht im Iran. Dem selbstlosen und professionellen Engagement der Schweiz ist es zu verdanken, dass in diesem Jahr auch das Swiss Humanitarian Trade Arrangement unterzeichnet und zwei widerrechtlich festgehaltene Amerikaner freigelassen wurden. Wir sind den Schweizern zutiefst dankbar für diese Erfolge, die uns vor Augen führen, dass die Hoff-

nung auf eine Wiederaufnahme der Beziehungen mit dem iranischen Volk nicht erloschen ist.

Auch an der wirtschaftlichen Front konnten wir etliche Premierien verzeichnen. Laut amerikanischen Statistiken ist die Schweiz inzwischen das Land mit den sechstgrössten Direktinvestitionen in den USA (vor drei Jahren rangierte sie noch auf Platz acht). Ein Land mit 8,4 Millionen Einwohnern zählt also zu unseren wichtigsten Investoren. Knapp eine halbe Million Arbeitsplätze in den USA verdanken sich diesem Engagement.



Historisch beispielloser Weg:
Bundesrat Maurer (l.), Präsident Trump.

Schweizer Unternehmen sind mit Direktinvestitionen im Umfang von 300 Milliarden Dollar in den USA engagiert. Investitionen sind keine Einbahnstrasse. US-Unternehmen halten ebenso Ausschau nach Gelegenheiten: Sie haben 230 Milliarden Dollar in der Schweiz investiert, in Sektoren wie Maschinenbau, Chemieindustrie, Banken und Handel. 2019 haben wir nach mehr als zwanzig Jahren das Doppelbesteuerungsabkommen geschlossen, so dass Hindernisse bei Auslandsinvestitionen abgebaut werden können.

Das Handelsvolumen verzeichnet neue Rekorde. In den USA findet man überall Schweizer Produkte, wie jeder Kenner von Käse, Schokolade oder hochwertigen Uhren weiss, und unsere Industrie arbeitet mit Schweizer Präzisionsmaschinen. Natürlich findet man umgekehrt auch amerikanische Produkte in der Schweiz – wengleich nicht in dem Umfang, den wir uns wünschen. Unsere Unternehmen kooperieren bei

der Produktion von qualitativ hochwertigen Gütern. Roche und Novartis haben schon früh bei der Entwicklung von Covid-19-Tests und -Impfstoffen mit uns zusammengearbeitet, ihre Lieferketten erfassen weite Teile der USA.

Diamant in Europa

Binnen zehn Jahren hat sich das bilaterale Handelsvolumen fast verdoppelt. 2019 belief es sich auf insgesamt 62,4 Milliarden Dollar. Die Schweiz ist heute einer unserer wichtigsten Exportmärkte, und Amerika hat Deutschland als grössten Exportmarkt der Schweiz abgelöst. Ich habe mit Vertretern aus allen Bereichen der Schweizer Wirtschaft gesprochen. Sie bilden das Rückgrat der Wirtschaft, indem sie Arbeitsplätze schaffen und für Wirtschaftswachstum sorgen. Unsere Gespräche haben gezeigt, dass unsere beiden Länder die gleichen Werte hochhalten – Innovation, fairen Wettbewerb, Arbeitsschutz, Schutz geistigen Eigentums und Rechtsstaatlichkeit. Das kann man nicht von jedem Land sagen.

Am wichtigsten ist die kontinuierliche Vertiefung der Handelsbeziehungen durch ein bilaterales Abkommen. Handelsgespräche zwischen der Schweiz und den USA, die bei meinem Amtsantritt vor drei Jahren nicht auf der Agenda standen, sind heute jedes Mal ein Thema, wenn unsere Politiker zusammenkommen. Ich bin überzeugt, dass wir einem positiven Abschluss der Handelsgespräche, der im Interesse unserer beiden Länder ist, so nahe sind wie nie zuvor.

Die Vereinigten Staaten und die Schweiz sind auf einem historisch beispiellosen Weg. Gemeinsam haben wir einige der bislang eindrucksvollsten Erfolge seit dem Amtsantritt von Präsident Trump erzielt. Die vergangenen drei Jahre zeugen davon, dass Amerika in der Schweiz den funkelnden Diamanten in Europa sieht, der sie ist. Das lässt uns optimistisch in eine blühende Zukunft schauen.

Edward T. McMullen ist US-Botschafter in Bern. Der Unternehmer aus South Carolina ist ein enger Weggefährte von Präsident Trump und hatte eine Schlüsselrolle in dessen Wahlkampfteam 2016.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



INSIDE WASHINGTON

Schwarze für Trump

Könnten junge schwarze Wähler heimlich, still und leise für Trump stimmen? Eine überraschende neue Umfrage der Universität von Kalifornien in Los Angeles (UCLA) stellte fest, dass sich die Unterstützung junger schwarzer Wähler im Alter von 18 bis 44 Jahren für Präsident Donald Trump verdoppelt hat – von zehn Prozent 2016 auf 21 Prozent heute: «Junge schwarze Wähler scheinen Trump nicht so negativ zu sehen wie ältere schwarze Amerikaner.»

Letzte Woche löste der Rapper Fifty Cent Schockwellen aus, als er ankündigte, für Trump stimmen zu wollen. Er hatte gelesen, dass sein Steuerfuss unter dem Kandidaten der Demokraten auf 62 Prozent hochschnellen könnte. In einem mit Schimpfwörtern gespickten Instagram-Post explodierte er: «Es ist mir egal, dass Trump keine Schwarzen mag. Aber 62 Prozent, haben Sie noch alle Sch...tassen im Schrank?» Seitdem hat er zwar öffentlich einen Rückzieher gemacht. Aber sein Portemonnaie-Pragmatismus könnte sich in der Privatsphäre der Wahlkabine doch noch durchsetzen.

Der beliebte Radiomoderator Charlamagne Tha God ist sich der wachsenden Kluft zwischen den Generationen bewusst. Letzte Woche sagte er zu Don Lemon von CNN: «Ich glaube, es liegt daran, dass Trump wirklich junge schwarze männliche Wähler anspricht.» Tha God, der vier Millionen Zuhörer im Monat erreicht, erklärte: «Das alte Regime der Demokraten spricht mit alten Schwarzen und glaubt, dass alle anderen in der schwarzen Gemeinschaft und alle schwarzen Familien auf derselben Linie liegen.» Man erwartet zwar weiter, dass die meisten schwarzen Wähler für Joe Biden stimmen werden. Doch die UCLA-Forscher warnen, dass «ein deutlicher Rückgang ihrer Unterstützung doch noch ein Problem für Biden sein könnte».

Amy Holmes

Joe Biden und die Schweiz

Kommt wieder ein Demokrat ins Weisse Haus, kann sich die Schweiz auf schwierigere Beziehungen zu den USA einstellen.

Florian Schwab



Quer in der Landschaft:
Obama, Biden.

An den letzten demokratischen Präsidenten erinnert man sich in der Schweiz eher ungern. Zwischen 2009 und 2013 trug Barack Obamas Justizminister Eric Holder durch Sanktionsdrohungen und gut-orchestrierte Strafverfahren gegen Schweizer Bankiers zum Ende des Bankgeheimnisses bei. Das Thema hatte bereits unter dem Republikaner George W. Bush zu köcheln begonnen, mit voller politischer Feuerkraft schoss aber erst die Regierung Obama gegen die alpine Finanzhochburg.

Schon frühere demokratische Präsidenten zeigten sich gerne als Kämpfer gegen den aus ihrer Sicht unverdienten Wohlstand der Schweiz: Harry Truman nach dem Zweiten Weltkrieg wegen der Goldreserven und Bill Clinton in den neunziger Jahren wegen der nachrichtenlosen Vermögen.

Dass sich die Attacken unter den demokratischen Präsidenten konzentrieren, ist kein Zufall. Aus der Warte der politischen Linken ist die Schweiz eher suspekt. Ein reiches Land, das nur geringes Interesse daran zeigt, sich an der internationalen Weltordnung zu beteiligen. Die Demokraten werkeln viel hartnäckiger als die Republikaner an einer globalen Technokratenherrschaft durch internationale Organisationen. Da steht die

Schweiz mit ihrer direkten Demokratie oftmals quer in der Landschaft.

Weniger Sympathie

Bei den amerikanischen Konservativen hingegen wird das Land sogar mit einer gewissen Verklärung betrachtet: Der wirtschaftliche Erfolg der Schweiz wird bewundert, das Recht, Waffen zu tragen, als verbindend wahrgenommen. Der Abgrenzung zur Europäischen Union zollen viele Republikaner Beifall – besonders nachdem mit Donald Trump ein ausgesprochener EU-Skeptiker am Ruder ist. Unter Obama hätte die Schweiz – so hoffte sie – vielleicht an dem Freihandelsabkommen zwischen der EU und den USA teilhaben können. Unter Trump haben die USA die Gespräche mit der EU beendet, dafür mit der Schweiz eigene Sondierungen eingeleitet.

Was also würde ein Wahlsieg Joe Bidens für die Schweiz verheissen? Aus seiner jahrzehntelangen Karriere als Senator wäre nicht bekannt, dass sich der Kandidat jemals gross für die Schweiz interessiert hätte. Es ist aber wahrscheinlich, dass sich mit ihm als Präsidenten bald wieder zwei alte demokratische Reflexe zeigen würden: die Idee, dass es in diesem merkwürdigen Land im Herzen Europas vielleicht doch noch etwas Geld zu holen gibt. Und die Idee, dass man der Schweiz mit gutem Zureden oder sanftem Druck etwas Nachhilfe geben sollte in Fragen der internationalen politischen Ordnung und der erweckten Sensibilitäten für Themen wie Klimawandel und Geschlechtervielfalt. Schon die Regierung Obama verstand sich hier als eine Art Entwicklungshelferin.

In den letzten vier Jahren hat angesichts von #MeToo und «Black Lives Matter» dieser Aspekt bei der amerikanischen Linken deutlich an Bedeutung gewonnen. Sinnbildlich dafür steht Kamala Harris, Bidens Kandidatin für die Vizepräsidentschaft, die angesichts von dessen fortgeschrittenem Alter vermutlich eine zentrale Rolle spielen wird.

Die Schweiz müsste sich darauf einstellen: weniger Sympathie in Washington und Kulturkampf statt Wirtschaftsdiplomatie.

Superman der Weltwirtschaft

Deregulierung und tiefere Steuern: Donald Trump hat die amerikanische Wirtschaft belebt. Das Land findet auch schneller aus der Corona-Rezession als andere.

Florian Schwab

KMU-Zuversicht

Entwicklung seit Anfang 2015 bis heute, indexiert



QUELLE: NATIONAL FEDERATION OF INDEPENDENT BUSINESS

Dow Jones Industrial Average

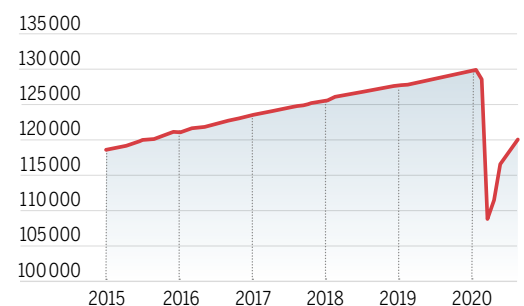
Entwicklung seit Anfang 2016 bis heute, indexiert



QUELLE: UBS

Angestellte im Privatsektor

Entwicklung seit Anfang 2015 bis heute, in Tausend



QUELLE: US BUREAU OF LABOR STATISTICS

Drei Jahre Boom: Vom Amtsantritt bis zur Coronakrise.

Als Erster fragte Ronald Reagan die Amerikaner: «Geht es Ihnen heute besser als vor vier Jahren?» Seit Reagans siegreichem Wahlkampf gegen Amtsinhaber Jimmy Carter im Jahr 1980 wurde die Antwort auf diese Frage zu einem Standard-Gradmesser für die Wirtschaftspolitik eines Präsidenten. Meinungsforscher ziehen aus ihr auch Rückschlüsse auf die Chancen der Wiederwahl. Mit Blick auf Donald Trump sagen 56 Prozent der Amerikaner: «Ja, es geht mir besser.» Das zeigt die neueste Erhebung des Umfrageinstituts Gallup – Ende September, mitten in der Corona-Rezession.

Offensive Rhetorik gegen Freihandel

Wir blenden zurück: Quälend langsam hatte sich die Wirtschaft in den beiden Amtszeiten von Donald Trumps Vorgänger Barack Obama (2009–2013; 2013–2017) aus dem Tief herausgekämpft. Viele Ökonomen, die ihr Echo in der Kommunikation des Weissen Hauses fanden, sprachen von der «säkularen Stagnation», was so viel hiess wie: Wir sind an einem Punkt der Weltgeschichte angelangt, an dem die Wirtschaft einfach nicht mehr stark wachsen will – egal, was die Politik macht. Das Congressional Budget Office, also der wissenschaftliche Arm der Wirtschafts- und Finanzpolitik des Parlaments, rechnete für die Jahre 2017–2020 mit

einem durchschnittlichen Wachstum von nur 1,9 Prozent. Es galt als ausgemacht, dass nach sieben Jahren des Wachstums nun eine Abschwächung anstehe.

Dann kam Donald Trump. Sein globales Markenzeichen war eine offensive Rhetorik gegen den Freihandel vor allem mit China, aber auch mit der nordamerikanischen Freihandelszone Nafta (Mexiko und Kanada) und mit der EU. Den Nafta-Deal verhandelte er neu und vorteilhaft für die USA. Gegenüber China und der EU liess er mittels Strafzöllen die Muskeln spielen.

Im Inland aber griff Trump in die traditionelle Werkzeugkiste einer liberalen Wirtschaftspolitik. Er verlor keine Zeit. Innert eines Jahres senkte er die Steuern für Private und Unternehmen – für Letztere von 35 auf 21 Prozent. Er strich Regulierungen aus der Obama-Ära radikal zusammen, nahm zahlreiche administrative Massnahmen seines Vorgängers ebenso per Federstrich zurück, wie dieser sie eingeführt hatte. Trump stieg aus dem teuren Pariser Klimaabkommen aus. Kurz, er drängte den Staat aus der Wirtschaft zurück, damit sich die private Initiative und das Unternehmertum besser entfalten konnten.

Und es wirkte. Aus den mageren 1,7 Prozent Wirtschaftswachstum, das Trump von

Obama im Jahr 2016 geerbt hatte, wurden erst 2,3, dann 2,9 und, letztes Jahr, immer noch 2,2 Prozent. Mit anderen Worten: In den ersten drei Jahren von Trumps Präsidentschaft ist das Bruttoinlandprodukt rund 40 Prozent stärker gewachsen als angenommen. Damit hat

Er drängte den Staat zurück, damit sich das Unternehmertum besser entfalten konnte.

die amerikanische Wirtschaft von 2017 bis 2019 mit total 346 Milliarden Dollar mehr an Gütern und Dienstleistungen produziert als anfangs erwartet.

Das um 40 Prozent stärkere Wirtschaftswachstum fiel mit einer Zunahme der Beschäftigung in den USA zusammen, die sogar um 50 Prozent über den Prognosen lag: Im Februar 2020 waren sieben Millionen Menschen mehr in Lohn und Arbeit als bei Trumps Amtsantritt im Januar 2017 – vorausgesagt worden war eine Zunahme um lediglich 3,5 Millionen Arbeitskräfte. Der Grossteil dieses Jobwunders spielte sich in der Privatwirtschaft ab, die sogar um 6,4 Millionen Personen anwuchs (Grafik rechts).

Die Arbeitslosenquote sank von 4,9 Prozent im Jahr 2016 auf 3,7 Prozent im Jahr 2019 – der

tiefste Wert seit 1969. Bei manchen ethnischen Gruppen, so etwa bei den Afroamerikanern und Hispanoamerikanern, erreichte sie sogar die tiefsten Werte seit Beginn der Datenerfassung.

Unter Trump verdoppelte sich das Produktivitätswachstum von 0,8 Prozent pro Jahr zwischen 2013 und 2016 auf 1,5 Prozent von 2017 bis 2019. Da die Produktivität einen massgeblichen Einfluss auf die Löhne hat, nahmen auch diese zu, und zwar bei allen, von den am schlechtesten bis zu den am besten Ausgebildeten. Den höchsten Lohnzuwachs verzeichneten jene mit der geringsten Ausbildung: 12 Prozent während Trumps erster drei Amtsjahre.

Raum für Optimismus

Dann kam Corona. Blickt man heute auf die amerikanische Wirtschaft, dann erinnert relativ wenig an deren glanzvolle Verfassung im Februar. Die Arbeitslosenquote ist mit 7,9 Prozent im September mehr als zweimal so hoch wie im Februar. In seiner neuesten Prognose geht der Internationale Währungsfonds (IWF) davon aus, dass das Bruttoinlandprodukt im Jahr 2020 in den USA um 4,3 Prozent zurückgehen wird – die schärfste Rezession seit vielen Jahrzehnten.

Trotzdem besteht Raum für Optimismus. Nimmt man die Aktienkurse zum Nennwert, in welchen die gesammelten Zukunftserwartungen der Investoren zum Ausdruck kommen, dann steht die amerikanische Wirtschaft schon heute wieder ungefähr am selben Ort wie Ende Februar (Grafik Mitte). Auch die Zuversicht in den kleinen und mittleren Unternehmen (Grafik links) hat sich wieder fast auf das Vor-Corona-Niveau erholt. Die Arbeitslosenquote hat sich seit ihrem Höchststand im April von über 14 Prozent fast halbiert.

Handelsdefizit mit China bleibt

Ins Auge springt ferner die Tatsache, dass die USA gemäss neuesten IWF-Prognosen bereits im Corona-Jahr 2020 massiv besser dastehen als viele andere Länder. Während die US-Wirtschaft nur um 4,3 Prozent einbricht, sind es im benachbarten Kanada 7,1 Prozent, in Deutschland 6 Prozent und in Frankreich 9,8 Prozent. Die Schweizer Wirtschaft geht gemäss derselben Hochrechnung um 5,3 Prozent zurück (die Konjunkturforschungsstelle der ETH hingegen rechnet in ihrer Herbstprognose nur mit einem Minus von 3,6 Prozent).

Nicht erfolgreich war Trump in seinem Ansinnen, den Aufstieg Chinas zu bremsen. Trotz Handelskrieg und Strafzöllen wird China zum Ende seiner ersten Amtszeit den Abstand zu den USA als produktionsstärkster Wirtschaftsmacht weiter verkleinert haben. Auch das Handelsdefizit mit China brachte Trump nicht wesentlich unter den Wert seines Vorgängers; 2017 und 2018 war es sogar deutlich grösser als unter Obama.

Lokomotive der Exportnation

Seit kurzem sind die USA unser wichtigster Handelspartner im Export. Die Erfolgsstory geht weiter.

Martin Naville

Wie viel wird über die USA geschrieben, meist sehr kritisch über einen ungewöhnlichen und so gar nicht präsidentialen Präsidenten, über Rassenunruhen und Polizeigewalt, über ideologische Grabenkämpfe und politische Ohnmacht. Alles richtig, aber nicht abschliessend. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind auch ein vibrierendes und wettbewerbsstarkes Land. Und vor allem top für die Exportnation Schweiz!

Die US-Wirtschaft wird meist unterschätzt. Am Bruttoinlandprodukt gemessen, wären acht (!) US-Staaten in der G-20, und Kalifornien würde gar als fünftgrösste «Nation» Italien aus der G-7 verdrängen. Die US-Wirtschaft ist grösser als jene der EU und auch grösser als diejenigen aller BRIC-Staaten (Brasilien, Russland, Indien, China) zusammen. Bei vielen Gütern stellen die USA 40 bis 45 Prozent des für Exporteure offenen Weltmarktes dar.

In den letzten fünfzehn Jahren hat sich der Schweizer Export in die USA mehr als verdoppelt (plus 134 Prozent). Vor fünfzehn Jahren exportierten Schweizer Unternehmen etwa gleich viel nach Italien und Frankreich wie in die USA. 2019 betrug die Schweizer Exporte in die USA mehr als jene nach Frankreich, Italien, Grossbritannien und Österreich zusammen. Und doppelt so viel wie in alle BRIC-Staaten. In den ersten neun Monaten 2020 waren die Exporte in die USA erstmals höher als diejenigen nach Deutschland – die USA stiegen zur Schweizer Top-Exportdestination auf!

Schweizer Firmen expandierten vor vielen Jahren in die USA und haben dort in vielen Fällen fünfzig Jahre und mehr Erfahrung. Sie sind heute der sechstgrösste ausländische Direktinvestor in den USA (gleich viele Investitionen wie die deutschen Firmen). Sie sind auch der sechstgrösste Steuerzahler mit den grössten Forschungsaufwendungen und garantieren rund 500 000 direkte Jobs.

Die Schweiz genießt im Weissen Haus, im Kapitol und bei den *governors* der Einzelstaaten Goodwill und Verständnis wie nie zuvor. In den letzten drei Jahren besuchte mehr als die Hälfte des US-Kabinetts die Schweiz, Präsident

Trump nahm zweimal am World Economic Forum (WEF) in Davos teil. Letztes Jahr weilte Mike Pompeo, US-Aussenminister, während dreier Tage in der Schweiz (bevor er für vier Stunden nach Deutschland reiste). Im Juni 2019 war Bundesrat Ueli Maurer als erster Schweizer Bundespräsident zu Besuch beim US-Präsidenten im Weissen Haus – das erste solche Treffen in der Geschichte! Alle schätzen und lieben die Schweiz als wirtschaftsliberale, unabhängige, direktdemokratische und innovative Partnerin.

Zwischen den USA und der Schweiz gibt es im Moment keine dringenden Probleme. Mögliche Verhandlungen zu einem Freihandelsabkommen und zu einem überarbeiteten Doppelbesteuerungsabkommen waren vor Covid-19 auf gutem Weg, wurden aber wegen der Pandemie auf Eis gelegt. Es gibt ein paar technische Diskussionen zu Themen wie Urheberrecht, Datenschutz und mögliche Währungsmanipulation. Diese aber werden das sehr positive Verhältnis kaum trüben.

Trump oder Biden?

Auch mittel- und langfristig sieht die Zukunft für Schweizer Exporte in die USA sehr positiv aus. Die amerikanische Wirtschaft ist resilient und innovativ und wird wohl wie in früheren Krisen schneller aus dem Tief finden als die europäische. Die Schweizer Firmen sind in diesem grossen Markt sehr gut eingebettet und werden weiterhin Erfolge feiern dürfen.

Trump oder Biden? Aus Sicht der Firmen kein grosser Unterschied. In den letzten 28 Jahren gab es in den USA sechzehn Jahre demokratische und zwölf Jahre republikanische Präsidenten. Und immer waren die Schweizer Firmen erfolgreich.

Man muss nicht alles an den USA oder deren Präsidenten mögen. Aber für die Schweizer Wirtschaft, die Schweizer Firmen und deren Mitarbeiter ist das schweizerisch-amerikanische Wirtschaftsverhältnis sehr positiv. Dies sollten wir verstehen, schätzen und weiter fördern.

Martin Naville ist Direktor der Schweizerisch-Amerikanischen Handelskammer.

Viel Feind, viel Ehr

Amerikanische Präsidenten verkörpern selten mehr als Mittelmass.

Aussenseiter Trump reiht sich ein in die Tradition volksnaher und kämpferischer Präsidenten.



Der schottische Diplomat und Historiker James Bryce hatte schon 1888 festgestellt, dass in Amerika selten brillante Köpfe Präsident werden. Sein Standardwerk «The American Commonwealth» ist der Anti-Tocqueville. Bryce hatte vom Franzosen und dessen «Über die Demokratie in Amerika» (1835) keine hohe Meinung: zu unwissenschaftlich, gefüllt mit moralischen Träumereien über die Demokratie generell.

Obwohl die Präsidenten selten mehr als Mittelmass in Charakter und Fähigkeiten verkörpern, kommt der Realist Bryce zum Schluss, dass das Amt selber den Zweck erfüllt, für den es geschaffen wurde. Dieses Urteil hat wohl auch 130 Jahre später Bestand – wenigstens für jene, die nicht in apokalyptischen Kategorien denken. Die Verfassung sagt's einfach: Der Kongress macht die Gesetze, der Präsident setzt sie durch, und die Gerichte entscheiden über individuelle Konflikte.

Gerade der 45. Präsident, Donald Trump, ist der Beweis. Er überrumpelte das republikanische Establishment, schaltete sechzehn Kandidaten aus und bezwang entgegen allen Prognosen die demokratische Favoritin. Seine Wahlstrategie war besser, von A bis Z. Dann überstand er Dauerbeschuss von Freund und Feind, selbst Sonderermittler und Impeachment.

Er ist kein «turn the other cheek»-Republikaner. Das stellte ein Leser des *Wall Street Journal* fest. Romney, Jeb Bush und McCain seien von den Demokraten nur herumgeschoben worden. Dann kam Trump, einer aus Queens. Die Demokraten hatten vergessen, was es heisst, einem richtigen Fighter zu begegnen.

Früher ging es – aus heutiger Sicht – weniger hektisch zu. Als mit der Debatte zwischen Nixon und Kennedy 1960 das Fernsehen in die Politik einzog, brach eine neue Zeit an. Der Präsident wurde zum Übermann, zum Alleskönner und Allwissenden, zum mitfühlenden Vater der Nation bei Katastrophen und obersten «Cheerleader» bei freudigen Ereignissen. «Image» wurde wichtig.

Vor der medialen Bildrevolution hatte Amerika einen Roosevelt, Truman, Eisenhower, einen Coolidge, Wilson und den andern Roosevelt – einen aristokratischen Juristen, einen Herrenausstatter (*haberdasher*), einen Kriegshelden, einen Anwalt,

Die Demokraten hatten vergessen, was es heisst, einem richtigen Fighter zu begegnen.

einen Professor und einen Abenteurer. Aber alle ausser dem Weltkriegsgeneral hatten eine politische Laufbahn hinter sich.

Bis zur Wahl Andrew Jacksons im Jahr 1828, als die USA noch nicht bis zum Pazifik reichten, waren alle Präsidenten Staatsmänner im damaligen europäischen Sinn des Wortes. Sie waren, das meint auch Bryce, Männer guter Bildung, mit administrativer Erfahrung, einer gewissen Weite im Ausblick und einer beachtenswerten Würde des Charakters.

Dann kam Andrew Jackson, «Old Hickory», ein Hinterwäldler, Mitbegründer der Demokratischen Partei von heute, der mit seiner Kampfslust an Trump erinnert. Er liebte Schlägereien und hatte im Duell einen Mann getötet, der seine Frau Rachel beleidigt hatte. Jackson

trat für den «common man» ein, würde heute als Populist stigmatisiert und beendet, wie er selber sagte, das Monopol einer Regierung durch die Eliten.

William Harrison, der Whig-Kandidat, war der Erste, der 1840 aktiv eine Kampagne führte. Die Demokraten hatten für ihn nur Spott und Hohn übrig. Man solle ihm eine Pension geben und ein Fass *hard cider*, dann werde er sich in seine Holzhütte zurückziehen.

Die Whigs sahen die Chance und führten mit der Holzhütte die ganze Kampagne. «Tippecanoe and Tyler too» war der erste nationale Wahlkampfeslogan. Sie brandmarkten den Gegner, Präsident Van Buren, als reichen Snob, der kein Gespür für den einfachen Mann habe. Tatsächlich war es genau umgekehrt: Van Buren kam aus armen Verhältnissen, Harrison aus einer wohlbestallten Familie.

Abraham Lincoln, der «Railsplitter» (Holzspalter), wuchs unter Bären und anderen wilden Tieren auf und konnte knapp lesen und schreiben. Ulysses Grant, der Sieger im Bürgerkrieg, hatte eine gescheiterte Militärkarriere hinter sich, war als Säufer verschrien, bevor er zu einem der besseren Präsidenten wurde. Von den Präsidenten bis 1900 erhalten nur Washington, Jefferson, Lincoln und Grant von Bryce das Prädikat «gross».

Die Präsidentschaft, ein glitzernder Preis für alle Ehrgeizigen, ist eine Versuchung. Er verleitet dazu, Feindschaften zu vermeiden und nach Popularität zu haschen. Ein grosser Staatsmann müsse aber bereit sein, meinte der Schotte Bryce schon im 19. Jahrhundert, sich Feinde zu machen. Viel Feind, viel Ehr – diesen Anspruch erfüllt Trump allemal.

Vorteil Biden

Alles deutet auf eine massive Abkehr von Trump hin. Joe Biden agiert taktisch geschickt. Trumps Versagen in der Covid-Krise macht den Demokraten zum Favoriten.

Dana Milbank

In der Endphase eines Präsidentschaftswahlkampfes geht es darum, die «Swing States» zu beackern, die für das Ergebnis gewöhnlich entscheidend sind. Doch eine Woche vor dem Wahltag wurde Präsident Trumps Herausforderer Joe Biden in Georgia erwartet, in einem Staat, den seit 1992 kein Kandidat der Demokraten mehr gewonnen hat.

Biden liegt nicht nur in den umkämpften Swing States Pennsylvania, Michigan und Wisconsin vorne, die Trump 2016 zur Präsidentschaft verhalfen. Er könnte auch in Florida, North Carolina und sogar in Georgia und Texas Trump schlagen. Wer sich an 2016 erinnert, weiss, dass alles ganz anders kommen kann. Deshalb halten die Demokraten zurück mit voreiligen Siegeserwartungen. Trump hat es abgelehnt, im Fall seiner Niederlage eine geordnete Machtübergabe zu garantieren, ein Grundstein der amerikanischen Demokratie, weshalb es nach dem Wahltag turbulent, vielleicht sogar gewaltsam zugehen könnte.

Abwarten und zusehen

Doch alles deutet auf eine massive Abkehr von Trump hin. Rund sechzig Millionen Amerikaner haben ihre Stimme bereits abgegeben, doppelt so viele Demokraten wie Republikaner. Gemäss Umfragen könnten die Demokraten ihre Mehrheit im Repräsentantenhaus ausbauen und den Senat erobern.

Bidens Besuch in Georgia ist aber mehr als ein simpler Wahlkampfauftritt. Er wurde in Warm Springs erwartet, wo Franklin D. Roosevelt seine Ferien verbrachte und 1945 starb, nachdem er die USA durch die Weltwirtschaftskrise und den Zweiten Weltkrieg geführt hatte. Mitarbeiter von Biden teilen mir mit, der Verweis auf FDR werde eine zentrale Rolle in seinem «Schlussplädoyer» in der letzten Wahlkampfwoche spielen.

Da er eine nationale Krise erben würde, wie es sie seit 1933 nicht mehr gab, verspricht er einen «Plan à la FDR», um Amerikas katastrophalen Umgang mit der Pandemie zu korrigieren und den damit verbundenen wirtschaftlichen Kollaps abzuwehren. Zum Abschluss seines Wahl-

kampfs wird Biden dem Volk versprechen, Wunden zu heilen und ein Präsident für alle zu sein – und für seinen «Build Back Better»-Plan als einen zweiten New Deal werben.

Über diese Themen hatte Biden schon Anfang Oktober im geschichtsträchtigen Gettysburg gesprochen. «Das Land ist in einer gefährlichen Situation. Das gegenseitige Vertrauen schwindet, Hoffnung scheint es kaum zu geben. Zu



«Build Back Better»-Plan:
Herausforderer Biden.

viele Amerikaner wollen den Riss, der durch unsere Gesellschaft geht, nicht überwinden, sondern vertiefen.» Es ist eine indirekte Kritik an dem Mann, der in den vergangenen vier Jahren diesen Riss vertieft hat.

Als am letzten Samstag die Rekordzahl von 83 000 neuen Corona-Fällen gemeldet wurde und die Zahl der Toten 223 000 überstieg, verkündete Trump, dass «wir das Schlimmste hinter uns haben», und beschwerte sich, dass nur noch über die Pandemie berichtet werde. «Ich höre nichts anderes. Stellt den Fernseher an: «Covid, Covid, Covid.»» Als tags darauf bekannt wurde, dass sich mindestens fünf Mit-

arbeiter von Vizepräsident Pence infiziert hatten, sagte Trumps Stabschef in einem TV-Interview, dass «wir die Pandemie nicht in den Griff bekommen».

Im diesjährigen Wahlkampf haben Trumps inkompetenter Umgang mit dem Virus, seine Geringschätzung all jener, die von wirtschaftlichen Härten getroffen sind, und sein schamloses Hofieren weisser Suprematisten Bidens Job erleichtert. Während Trump in alle Richtungen austeilte, konnte Biden einfach abwarten und zusehen, wie sein Vorsprung wuchs und die Amerikaner zunehmend angewidert waren von Trumps Verhalten – beispielhaft war die erste TV-Debatte, die er durch ständiges Dreinreden störte, und seine unbekümmerte Missachtung von Gesichtsmasken, was dazu führte, dass er und mehrere Mitarbeiter sich mit dem Virus infizierten.

Verlust und Schmerz

Biden aber hat überaus geschickt auf die Anti-Trump-Stimmung reagiert. Einer Nation, die unter Verlust und Schmerz leidet, zeigt er das Mitgefühl eines Mannes, der schwere persönliche Tragödien durchlebt hat. Einer Nation, die fassungslos ist über so viel Inkompetenz, bietet er hart erarbeitete Erfahrung. Einer Nation, die zwischen Reich und Arm gespalten ist, bietet er seine Herkunft aus der Arbeiterklasse. Einer Nation, die von Vulgarität abgestossen ist, bietet er Anstand. Einer Nation, die besorgt ist über den Verlust an Führung und den haltlosen Umgang mit Diktatoren, bietet er Würde.

Obwohl Trump seinen Herausforderer permanent und in empörender Weise angreift, hat sich Bidens Lage sogar noch verbessert. Deshalb konnte er sich den Luxus erlauben, zuletzt Wahlkampf in Georgia zu machen, und deshalb kann er am 3. November auf einen erdrutschartigen Sieg hoffen.

Dana Milbank ist Reporter für die *Washington Post*. Er gehört zu den meistgelesenen Kolumnisten der USA. Milbank ist Absolvent der Eliteuniversität Yale. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Der Magier

Trotz Corona strömen Anhänger des Präsidenten massenhaft zu dessen Kundgebungen. Was macht den Zauber des Wahlkämpfers Trump aus?

Douglas Murray

Pensacola, Florida

All jene, die noch nie einen Wahlkampfauftritt von Präsident Trump miterlebt haben, glauben zu wissen, wie solche Kundgebungen aussehen. Hass-erfüllte Versammlungen voller bigotter, unsympathischer Leute und mit einem bigotten, unsympathischen Redner. Nach meinen Beobachtungen unlängst in Pensacola, Florida, kann ich nur sagen, dass man mit solchen Thesen nicht nur der Menge unrecht tut, sondern auch der politischen Berichterstattung.

Die Menge trifft schon Stunden vor der Veranstaltung ein. Jeder ist willkommen. Wegen des China-Virus™ finden die Kundgebungen im Freien statt. Aber es kommen deswegen nicht weniger Menschen als zuvor. Sie passieren einer nach dem anderen die Sicherheitskontrolle auf dem Flughafen, wo später die «Air Force One» mit dem Star des Abends landen wird. Einstimmungsreden werden gehalten, ein Pfarrer betet für die Wiederwahl von Donald J. Trump. Aus den Lautsprechern dröhnen populäre Songs wie «My Way» oder der Titelsong aus «Titanic». Bei «Y. M. C. A.» von Village People kommt riesige Begeisterung auf. Sobald von dem «young man» die Rede ist, tanzen alle wie junge schwule Männer in der Disco.

Nicht alles ist Komödie

Dann übertönt ein landender Jet die Jahrmärktstimmung. Die Hauptattraktion des Abends ist da. Als die berühmteste Frisur der Welt auftaucht, ist die Menge ausser sich. Alle springen auf und jubeln. Das meiste von dem, was er zuvor gesagt hat, werden Trumps Beobachter, einschliesslich der meisten amerikanischen Medienvertreter, schon einmal gehört haben. Doch das gilt für jeden Wahlkämpfer.

Die Menge strömt aus vielerlei Gründen zu Trump. Ein Grund (vielleicht derjenige, der in den Kommentaren fast nie erwähnt wird)

ist, dass Trump echtes Entertainment bietet. Selbst der mürrischste Reporter kann sich ein Lächeln nicht verkneifen. Die Leute in der Menge sind ihm wohlgesinnt. Aber sie sind nicht zuletzt deswegen gekommen (und das weiss der Präsident), um zu erleben, wie der mächtigste Mann der Welt rüde über andere Politiker herzieht.

Vor Trump zeichnete sich Politik in Ame-



Echtes Entertainment.

rika durch höfliche Umgangsformen aus, die Messerattacken fanden hinter den Kulissen statt. Trump hat mit diesen und vielen anderen Regeln gebrochen. Es macht ihm sichtlich Spass, seine beleidigenden Spitznamen herunterzuspulen. «Cryin' Chuck» (Schumer), «Crooked Hillary» und – besonders beliebt – «Sleepy Joe.» Es ist, als würde ein Komiker, der genau weiss, wie er sein Publikum zur Ekstase aufdrehen kann, seine grössten Hits abliefern. Doch am besten ist Trump, wenn er vom Skript abweicht, und man spürt, dass er selbst dabei den grössten Spass hat.

Als es um Corona (das «China-Virus») geht, redet er über sein Lieblingsthema (sich selbst) und darüber, dass er selbst infiziert war und daher alles über das Virus weiss. Das muss einem nicht gefallen, aber plötzlich sagt der Präsident, in Anspielung auf jene irren Tage,

als sich alle Welt auf seine Diagnose, sein Karma, seine Behandlung im Spital und vieles andere fokussierte: «Was zum Teufel sollte denn das alles?», als fände er den ganzen Zirkus, der um seine Person gemacht wurde, ebenso amüsant und irritierend wie jeder andere auch. Die Menge ist begeistert. Nicht minder, als er über die Zahl der Ärzte spricht, die sich um ihn kümmerten. «Als Präsident hat man viele Ärzte», sagt er. «Man liegt da, ringsum Ärzte, die jeden Körperteil betatschen. Das mag ich nicht.»

Doch nicht alles ist Komödie. Den grössten Jubel lösen seine Wahlkampfversprechen aus. Die Wirtschaft wird wieder brummen, es wird keinen landesweiten Lockdown geben, die Ordnungskräfte und arbeitsame Familien werden gestärkt. Er kritisiert diejenigen, die den Amerikanern das Recht auf Waffenbesitz wegnehmen würden, und fordert ein Ende des «antirassistischen» Unterrichts für Staatsbedienstete, der überall in Amerika propagiert wird.

Kitschig, aufrichtig, fröhlich

Nachdem er sich eine Stunde lang zumeist an sein Skript gehalten hat, sind die wichtigsten Wahlversprechen abgehakt. Die Menge jubelt. Dann erklingen wieder die Anfangstakte von «Y. M. C. A.», alles tanzt und klatscht. Der mächtigste Mann der Welt macht mit, wirft die Arme hin und her und bewegt sogar Beine und Hüfte. Der perfekte Höhepunkt, der erst endet, als Trump den Rückweg zur «Air Force One» antritt. Der Abend ist wie die Menge selbst – faszinierend, kitschig, finster, liebenswürdig, ironisch, ehrlich, aufrichtig und fröhlich. Viele Eigenschaften. Aber nicht das, was die Kritiker behaupten. Ganz und gar nicht.

Douglas Murray, 41, britischer Historiker, Publizist. In seinem jüngsten Bestseller, «Wahnsinn der Massen», analysiert er die linke Meinungsmache im Zeitalter der sozialen Medien.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

LITERATUR UND KUNST

Das neue «Mario Kart»
bringt die Rennstrecke
ins Wohnzimmer.
Marc Bodmer, Seite 70

Herausgegeben von Daniel Weber



Das Unfassbare in den Händen.

Höhlenmalerei El Castillo, 42000 v. Chr., unbekannter Künstler – Draussen waren Eiszeit und Wandel, so umwälzend, dass sie fast mit den Händen zu greifen waren. Vielleicht 2000 Menschen lebten vor 40000 Jahren noch in Europa, da waren der Neandertaler am Ende, und der Homo sapiens war am Anfang seiner Zeit. Sie streiften umher, hatten Sprache, Werkzeuge, Krankheiten, und sie schnupperten am Bewusstsein von der Endlichkeit des Lebens, ahnten die Ewigkeit des Todes, hofften auf die Unsterblichkeit der Seele und begannen, ihre Toten zu bestatten.

Sie zogen umher, jagten Mammuts, Wollnashörner und sich selber. Sie brauchten Fleisch

und Felle, und danach zogen sie sich in ihre Höhlen zurück und machten Menschsein, versorgten ihre Wunden, übten Liebe, taten sich weh, schmiegten sich beim Einschlafen aneinander und träumten von Dasein ohne Krankheiten und Kälte und von ein wenig Glück.

Und dann kam der Tag, an dem das Gehirn eine neue Welt schuf. Menschen entdeckten die Fähigkeit, das Bild der Welt abzubilden und Bildnisse ihrer selbst zu schaffen. In einer Höhle an der Küste der Biskaya, unweit der heutigen Stadt Santander, bildete der erste Künstler der Menschheit seine Hände im Negativ ab. Es ist das älteste Kunstwerk der Welt.

Es gibt wahrscheinlich einen simplen, technischen Grund, weshalb er seine Hände abgebildet hat; eine Hand hält er hin, mit der andern verteilt er den geriebenen roten Stein darum herum. Möglicherweise ist der Grund auch vielschichtiger. Die Hände waren sein wichtigstes Werkzeug, sie brachten Überleben und konnten Tod bringen, sie konnten sich viel simpler berühren als Seelen, sie konnten Zärtlichkeit. Und vielleicht waren sie Symbol dafür, dass das Unfassbare, die Zeit und das Sein nie von Händen gehalten werden können. Dass der Abdruck seiner Hand ihm eine reicht, die ihn länger festhalten kann, als es ein Leben vermag. *Michael Bahnerth*

Bibel der Amerikanischen Revolution

Nichts fehlt so sehr im US-Wahlkampf wie *common sense*. Dabei ist der gesunde Menschenverstand geradezu eine amerikanische Erfindung. Thomas Paine schrieb am wirkungsvollsten darüber.

Georg Kohler

Thomas Paine: Common Sense.
Lightning Source. 34 S., Fr. 27.90

Es gibt den schönen Satz, wonach der gesunde Menschenverstand oder Common Sense, französisch *le bon sens*, die bestverteilte Sache der Welt sei. Weshalb? – Weil doch jedermann glaube, so zureichend damit ausgestattet zu sein, dass auch einer, der sonst nie genug zu haben scheint, in diesem Fall mit seinem Anteil ganz zufrieden ist.

Man findet den Spruch bei zwei sehr berühmten Herren der frühen Aufklärung, bei René Descartes und bei Thomas Hobbes; vermutlich hatten ihn beide aus derselben Quelle: aus eben dem *bon sens* selbst, der in witziger Form am meisten überzeugt.

Wer analytisch begabt ist, sieht schnell, dass die Sentenz doppelbödig ist: Selbstzufriedenheit ist in aller Regel ungesund, wenngleich verbreitet, insofern *common*.

Über den gesunden Menschenverstand, den *bon sens* und den Common Sense nachzudenken, heisst auf der Hut sein – vor zu viel Vertrauen in dessen Tragfähigkeit, aber auch vor der Geringschätzung seiner geschmeidigen Unentbehrlichkeit. Klar ist bloss, dass er ein machtvoller Operator ist, wenn man ihn auf der eigenen Seite hat.

Gegen die Kolonialherrschaft

So wie das Thomas Paine gelang, der im Jahre 1776 eine Streitschrift unter dem Titel «Common Sense» veröffentlichte, die schon bald als «Bibel der Amerikanischen Revolution» gerühmt wurde. Die Auflage von 150 000 Exemplaren wuchs bald auf eine halbe Million; dies bei einer (weissen) Bevölkerung von knapp drei Millionen in den damals dreizehn britischen Kolonien Nordamerikas. An Paines Erfolg lässt sich verdeutlichen, was Common Sense ausmacht; weshalb Ambivalenz und der Glaube an die eigene Wahrheit zu seiner Struktur gehören.

«Common Sense», die Schrift, ist nach dem Urteil der Geschichtswissenschaft für die Ge-

burt der USA – im siegreichen Kampf dieser Ländereien für die Unabhängigkeit von der englischen Krone – nicht weniger wichtig gewesen als George Washingtons Kriegsführung oder Benjamin Franklins Wirken als Diplomat in Europa. Denn in einer einzigen Zangenbewegung zersetzte sie die Argumente für die monarchische Kolonialherrschaft («eine wilde Bestie»), wie sie umgekehrt die Selbständigkeit der nordamerikanischen Provinzen als das Gebot streng rationaler Schlüsse rechtfertigte.

In einem Aufsatz zu Paine fasst der Amerikanist Manfred Berg die Wucht dieser Thesen zusammen: «[...] dass alle Argumente für Versöhnung und Verbleib beim Mutterland auf irrationalen Emotionen und Traditionen sowie auf der unbegründeten Furcht beruhten, Amerika sei ohne Grossbritannien nicht überlebensfähig. Demgegenüber sprächen alle Argumente der Vernunft, der Natur, der historischen Erfahrung und des realistischen Eigeninteresses für die Unabhängigkeit.»

Wer widerspricht, ist ein Idiot

Es verwundert nicht, dass Paine selbst seinem Werk lieber den Titel «Plain Truth» (Die reine Wahrheit) gegeben hätte. Erst der Verleger setzte «Common Sense» durch. Für Paine war es nicht einfach der «gemeine Menschenverstand», der in seiner Schrift zu Wort kam,

für ihn war es reine Vernunft, die hier redete. Der Unterschied zwischen «Vernunft» und «gewöhnlichem» Verstand ist wichtig, dennoch verbindet beide die gleiche Versuchung: sich für unfehlbar zu halten. Wer es wagt, zu widersprechen, erscheint als Idiot oder – wenn's politisch wird – als «Volksfeind». Der gemächlich-unaufgeregte Common Sense wird dann zum hetzerischen «gesunden Volksempfinden», zum Advokat reaktionärer Abwehr alles Fremden, und die vermeintlich vorurteilsfreie, vornehme Vernunft zur totalitären Verkünderin des Zwangs.

Sachlich gesehen war es triftig, Paines Kampfschrift nicht (wie er es selber gerne ge-

In der Normalsituation stabiler gesellschaftlicher Verhältnisse ist der Common Sense konservativ.

sehen hätte) als Resultat reiner wissenschaftlicher Erkenntnissuche zu annoncieren. Auf dem Feld der Politik und des Politischen kann es strenge Kausalitäten oder mathematisch beweisbare Ableitungen nicht geben. Was allerdings zur Frage führt, worauf sich Common Sense, gesunder Menschenverstand, jeweils stützt, wenn er erfolgreich ist.

Für die Antwort liefert Paine selber das beste Beispiel: Sein fulminantes Plädoyer traf den Nerv der Zeit. Paines Grundthese, dass «die Einwohner der Kolonien gar keine Engländer mehr sind, sondern längst ein eigenständiges Volk» (Manfred Berg), war, soziologisch betrachtet, richtig. Aufgrund gesellschaftlicher Veränderungen war sie die Wahrnehmung einer geschichtlichen Tatsache, die Feststellung eines historisch erklärbaren Faktums.

Das bedeutet: Der Common Sense ist immer der Spiegel der Gegebenheiten, in denen er wirkt. Je nachdem, worauf er sich bezieht, bemisst sich seine Verbindlichkeit und Treffsicherheit. Dass «die Bäume nicht in den Himmel wachsen», ist wohl immer richtig; dass «im ewigen Eis begraben» zu sein, heisse, für alle Zeiten zu verschwinden, stimmt seit Ötzi's Auf-





So wichtig wie George Washington: Aufklärer Paine.

tauchen nicht mehr. Und weil er an die geltenden Umstände seiner Gegenwart geknüpft ist, argumentiert der Common Sense in der Normalsituation stabiler gesellschaftlicher Verhältnisse konservativ – für Bedacht, Vorsicht und für den Respekt der Üblichkeiten, also für die Macht der Gewohnheit. Im Ausnahmezustand hingegen – dann, wenn sich die tektonischen Kräfte einer sozialen Welt verschieben

und alles Bisherige aus der Balance gerät – vermag er, wie sich an Paine zeigt, zum plötzlich auftretenden, schlagartig mobilisierenden Propheten der Aktualität zu werden.

So kann man sowohl dem normalen, «kühlen» Common Sense begegnen wie auch dem «heissen», dem ausser-ordentlichen, dem emotional geladenen, wildgewordenen Sprecher eines disruptiv-neuen Zeitgeistes. Ausnahme-

situationen sind solche des Entweder-oder und der Wir-ihr-Differenzen. Entsprechend hoch steigen die Temperaturen des öffentlichen Diskurses und der sich dabei entladenden psychischen Energien.

Darum ist es falsch, das, was wir den «gesunden Menschenverstand» nennen, allein mit pragmatischer Coolness zu identifizieren. Man könnte sonst nicht begreifen, wie es zu revolutionären Zuständen kommt, in denen vertraute Konformitätsregeln nicht mehr gelten, aber dennoch ein übergreifend-aktivistisches Massenbewusstsein entsteht, das mächtige Bevölkerungsgruppen erfasst und in heftigste Mobilität versetzt. Freilich wird es dann schnell unheimlich; revolutionäre (oder reaktionäre) Begeisterung kippt in die Raserei des «gesunden Volksempfindens»; Gegner werden zu Feinden, zu Objekten von Vernichtungswünschen und des Hasses.

Was uns zusammenhält

Der Appell an den Common Sense und der Versuch seiner Stärkung sind nicht immer ein gutes Mittel, um Friedfertigkeit und gesellschaftliche Beruhigung zu sichern. In aufgeregten Zeiten werden sie selbst zum Element der Turbulenz (auch die Vertreter höchst unplausibler Verschwörungstheorien verstehen sich als Apostel des Offensichtlichen). Thomas Paines radikale Streitschrift sei für die Geburt der USA so wichtig gewesen wie Washingtons Armee. Sie war es, weil sie buchstäblich Entscheidendes zum Ausdruck brachte. Ihre Schärfe spiegelte das objektiv gegebene Entweder-oder, den Moment der Entzweigung, zu dem sie beitrug und den sie mitentschied.

Wenn also in einer über lange Zeit als Einheit empfundenen Gesellschaft der ihre Mitglieder verbindende Grundkonsens über das für alle Gute verloren ist, dann gibt es – «eigentlich» – den Common Sense gar nicht mehr: keinen übergreifend-vereinigenden Handlungs- und Urteilshorizont, keinen universell geteilten «Sinn» für das, was «uns» zusammenhält.

Das ist gewiss beklagenswert; das Resultat solch tiefer Spaltungen sind schmerzhaft Auseinandersetzungen, die sich im Extrem zum Bürgerkrieg steigern. Das ändert nichts an den Tatsachen: Was diesen Prozessen zugrunde liegt, sind Veränderungen, Umstellungen, Konflikte im Basisbereich einer sozialen Grossgruppe (wie derzeit in der amerikanischen Nation), die durch die blossе Beschwörung nicht mehr vorhandener Solidaritäten nicht zu kompensieren sind.

Georg Kohler ist emeritierter Professor für politische Philosophie an der Universität Zürich.

Ein Zeitgenosse für die Ewigkeit

Jürg Altwegg

Philippe Jaccottet: Die wenigen Geräusche – Späte Prosa und Gedichte.

Aus dem Französischen von Elisabeth Edl und Wolfgang Matz. Hanser. 160 S., Fr. 33.90

Philippe Jaccottet ist der bedeutendste (West-?)-Schweizer Dichter der Gegenwart und dieser bereits ein bisschen entrückt. Vor kurzem wurden seine Werke in die französische Bibliothèque de la Pléiade aufgenommen – eine Klassikerweihe, die für lebende Autoren eine Ausnahme bleibt und die Weichen für die Unsterblichkeit stellt.

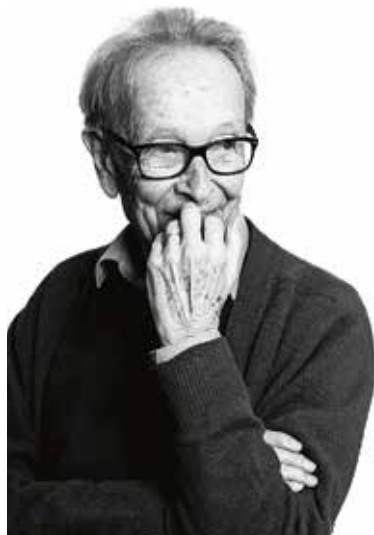
Hoch allerdings sind seine Auflagen nicht, und Jaccottet hat einmal gespottet, dass sein einziger Bestseller die «Odyssee» sei – sie hat er in Versen ins Französische übersetzt. Am vergangenen 30. Juni feierte Philippe Jaccottet seinen 95. Geburtstag. Aus diesem Anlass bringt der Hanser-Verlag seine verstreut publizierte späte Prosa und Lyrik in einem Band heraus: «Die wenigen Geräusche».

Elisabeth Edl und Wolfgang Matz haben die Texte kompetent ediert, brillant übersetzt und ihnen das übliche Nachwort verpasst. Seit zwei Jahrzehnten kümmern sie sich ebenso gründlich und leidenschaftlich um Philippe Jaccottet wie zuvor Friedhelm Kemp. Der Westschweizer wird in der ganzen Welt gelesen und von den grössten Dichtern verehrt. Im deutschen Sprachraum aber, stellen seine Übersetzer mit

Nach dem Krieg öffneten sich die Grenzen, der Hunger auf neue Erfahrungen war gewaltig.

jedem Recht fest, wird dem welschen Klassiker eine ganz besonders intensive und auf Vollständigkeit bedachte Rezeption zuteil. Sie hat sich immer mehr auf Deutschland – seine Feuilletons, Zeitschriften und den Hanser-Verlag – konzentriert. In früheren Zeiten pflegte ihn die NZZ, deren Mitarbeiter Friedhelm Kemp war. So kann man sich manchmal nicht mehr des etwas traurigen Eindrucks erwehren, dass Philippe Jaccottet der Deutschschweiz ziemlich abhandengekommen ist. In der Weltliteratur bescheinigen ihm die besten Literaturkritiker den gleichen Rang wie Ramuz, und die Franzosen hängen ihn vielleicht sogar noch ein bisschen höher – denn er wird von Paris längst als einer der Seinen beansprucht.

Philippe Jaccottet wurde 1925 in Moudon geboren. Nach dem Krieg öffneten sich die Grenzen, der Hunger auf neue Erfahrungen und Horizonte war gewaltig. Zwei Ziele hatte er sich



Für das Schreiben leben:
Dichter Jaccottet.

nach dem Abschluss des Studiums gesteckt: «Meinen Lebensunterhalt freier denn als Lehrer verdienen und in Paris leben».

Mit einem Auftrag des Verlegers Albert Mer-moud zügelte er in die Hauptstadt der Kultur: Für die legendäre Büchergilde *Guilde du Livre* übersetzte er Thomas Manns «Tod in Venedig». Zudem schrieb er Artikel für die *Gazette de Lausanne*, die einen hervorragenden Kulturteil hatte, und sehr schnell Rezensionen und Essays für die renommierteste französische Literaturzeitschrift, die *Nouvelle Revue Française (NRF)*.

Vom Schreiben und für das Schreiben leben: Auf diese Utopie hat der mit einer grossen Künstlerin verheiratete Dichter nie verzichtet. Es waren sehr schnell durchaus materielle Gründe, die ihn aus Paris vertrieben. 1953 zogen die Jaccottets in die Drôme, nach Grignan südlich von Valence, wo sie noch immer leben. Das Leben in der Provence, schrieb einst Marianne Ghirelli, «fesselt ihn, weil er hier, etwa in der Form einfachster Gebäude oder eines verfallenen Altars, gelegentlich auf Spuren früheren Schaffens stösst, die von der Übereinstimmung des Menschen mit seiner Welt zeugen».

Der Suche nach dieser Übereinstimmung ist sein Werk gewidmet, schreibend findet sie Jaccottet in der «magischen Tiefe der Zeit». Sein Weltbezug ist kein aktueller, sondern ein zeitloser. An politischen und intellektuellen Debatten nimmt er nicht teil – was ihn nicht daran hindert, eine starke Meinung zu haben.

Grosse Dichter als geniale Nachdichter

Die Drôme mit ihren kargen, aber bereits provenzalischen Landschaften, ihren Leuten und Lauten wurde zum Schnittpunkt von Leben und Schreiben. In diesem Refugium wird die Welt aus Distanz zu ihren Moden und Netzwerken aufmerksam verfolgt. Auch in «Die wenigen Geräusche» lokalisiert der Poet diesen

Ort: «Das Dazwischen, der offene Garten, vielleicht meine einzige Heimat.»

Manchmal sind grosse Dichter geniale Nachdichter. Bei Philippe Jaccottet gehören die Übersetzungen, die zwischen den Literaturen vermitteln, zum Kern des Gesamtwerks. Dieser Aspekt ist das – im besten Sinne – schweizerischste Merkmal des Schriftstellers aus der Waadt. Er hat zahlreiche Werke der deutschen Kultur den Franzosen zugänglich gemacht – Hölderlin zum Beispiel und Rilke, über den er eine Monografie geschrieben hat. Von Musil übertrug er den «Mann ohne Eigenschaften». Auch griechische – nicht nur Homer – und spanische Klassiker hat Philippe Jaccottet der französischen Kultur für die Gegenwart neu erschlossen. Er ist dafür mit den renommiertesten Übersetzerpreisen ausgezeichnet worden.

Philippe Jaccottets Altersprosa «Die wenigen Geräusche» geht noch radikaler auf Distanz zum Lärm der Zeit. Seine kargen Worte sind eine Form des Widerstands gegen ihre Bedrohung und ihren Verlust. Es lohnt sich, vor ihrer Lektüre den Band «Sonnenflecken, Schattenflecken» (Hanser, 2015) zur Hand zu nehmen: Er enthält Aufzeichnungen aus den Jahren 1953 bis 2005 und liest sich als eine Art poetischer Chronologie, mit der Philippe Jaccottet dem Leser vertraut wird. «Die wenigen Geräusche» halten noch einmal das Permanente, Dauerhafte fest – die ewigen Rhythmen, die zeitlosen Zyklen, die absoluten Werte der Welt, der er in Grignan bereits ein bisschen entrückt ist. Philippe Jaccottet erinnert sich an den katholischen Dichter Paul Claudel und beobachtet im offenen Garten ein Rotkehlchen: «Vielleicht also habe ich mich nie so wirklich gefühlt in einer so wirklichen Welt wie in jenen Tagen – kurz vor meinem Fortgehen aus Raum und Zeit.»

Kulisse der Selbstbehauptung

Rolf Hürzeler

Agatha Christie: Das fehlende Glied in der Kette – Poirots erster Fall. Aus dem Englischen von Nina Schindler. Atlantik. 224 S., Fr. 28.90

So schrecklich kann das letzte Stündlein schlagen: «Ein neuer Anfall hatte die unglückliche alte Dame gepackt. Die Krämpfe waren von schrecklicher Heftigkeit, ihr ganzer Körper bog sich auf schier unvorstellbare Weise.» Endlich kam der erlösende Exitus. Der armen Mrs Inglethorp wurde anscheinend Strychnin in die Kaffeetasse geschmuggelt. Oder doch eher in den spätabendlichen Kakao, den sie sich jeweils mit einem Schluck Rum und einer Schlaf-tablette zu genehmigen beliebte? Glück also, dass der pensionierte Ermittler Hercule Poi-



Drama in klar abgestecktem Rahmen: Grossmeisterin Christie.

rot aus Belgien zur Stelle war, um sich des vertrackten Falls anzunehmen.

Mit dem detailliert geschilderten Todeskampf liess die englische Kriminalschriftstellerin Agatha Christie (1890–1976) die steinreiche Mrs Inglethorp in ihrem ersten Roman, «Das fehlende Glied der Kette», dahinscheiden. Christie hatte sich 1916 für zwei Wochen in das abgelegene Hotel «The Moorland» im südwestenglischen Dartmoor zurückgezogen, um dieses Buch in einem Zug zu schreiben. Je nach Quelle tat sie es, um ihrer Mutter oder ihrer Schwester zu beweisen, dass sie einen Roman schreiben konnte. Er ist jetzt in neuer Übersetzung herausgekommen.

Er erschien allerdings erst 1920 in den USA, vor hundert Jahren also, nachdem ein englischer Verleger die Veröffentlichung zuerst abgelehnt hatte. Das Buch bildete den Auftakt zu einer beispiellosen Laufbahn mit 66 Romanen

sowie Theaterstücken und zahlreichen Kurzgeschichten.

Agatha Christie zeichnete mit ihren Krimis das bürgerliche England des 19. Jahrhunderts in seiner imperialen Grösse nach. Hinter dieser Kulisse der Selbstbehauptung lauerte indes das Böse, das die Alte Welt aus den Fugen zu bringen drohte. Der exaltierte Belgier Hercule Poirot musste als Ermittler dafür sorgen, dass alles wieder seine Ordnung hatte und der Übeltäter aufflog. Im Jahr 1930 schuf Christie die tantenhafte Miss Marple, die mit ihrem Scharfsinn Bösewicht um Bösewicht an den Galgen lieferte. Agatha Christie war eine überzeugte Anhängerin der Todesstrafe, die zu ihrer Zeit in Grossbritannien noch verhängt, wenn auch selten vollzogen wurde. Die Autorin mochte Miss Marple übrigens wesentlich besser als den exzentrischen Poirot. Mit der Privatermittlerin identifizierte sie sich, der Belgier

ging ihr auf den Geist. Die verblichene Mrs Inglethorp war ebenso steinreich wie geizig, sodass ihre verschuldeten Nachfahren mehr als gute Gründe hatten, sie abzuservieren. Vor allem hatte die Verstorbene zum Entsetzen ihrer Familie noch einmal geheiratet, einen um Jahre jüngeren Schleimer, der es offensichtlich auf ihr Erbe abgesehen hatte. Bereits in diesem Roman setzte Christie auf ihre im Lauf der Jahre verfeinerte Erzähltechnik: Das Drama läuft wie auf einer Bühne in einem klar abgesteckten Rahmen ab. Kleine Einrichtungspläne erläutern dem Leser sogar, wo genau der Nachttisch neben dem Bett des Opfers gestanden haben muss, damit es den letzten, fatalen Schluck zu sich nehmen konnte. Oder war alles ganz anders?

Flucht in die Lektüre

Wie später so oft führte Christie der Leserschaft bereits im ersten Buch eine überschaubare Anzahl Verdächtiger vor. Sie alle haben ein Motiv, und sie haben etwas zu verbergen, das nicht zwingend mit der Mordtat in Verbindung stehen muss. Christie hält mit ihrem Urteil über

Alle haben ein Motiv und etwas zu verbergen, das nicht mit der Mordtat in Verbindung steht.

die von ihr erfundenen Protagonisten nicht zurück. So heisst es über den jungen Ehemann der Ermordeten: «Sein Gesicht war so verschlossen wie immer, und wieder fiel mir auf, wie seltsam unecht der Mann aussah.» Der Ich-Erzähler ist nicht etwa Poirot, sondern dessen Freund, der aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekehrte Leutnant Arthur Hastings. Er hinkt dem belgischen Ermittler bei der Recherche stets drei Schritte hinterher, genauso wie der Leser.

Agatha Christie wuchs in einem wohlhabenden Elternhaus in der südwestenglischen Grafschaft Devon auf. Der Vater verbrachte die meiste Zeit im Klub, die Mutter dirigierte das Hauspersonal herum. Die kleine Agatha empfand das Milieu als stickig und flüchtete in die Bibliothek zur Lektüre. Nach einer ersten gescheiterten Ehe heiratete sie 1930 den vierzehn Jahre jüngeren Archäologen Max Mallowan, mit dem sie etliche Jahre auf Ausgrabungen im Nahen Osten verbrachte. Ihre erzählerische Meisterschaft erreichte sie mit «Roger Ackroyd und sein Mörder» (1926), ebenfalls mit Poirot als Ermittler. Andere Romane wie «Tod auf dem Nil» fanden als Kinofilme ein Millionenpublikum, haben es beim jüngeren Publikum heute aber eher schwer. Wie treu ihr indes die Älteren sind, belegt ein Besuch im noch immer einsam gelegenen «Moorland»-Hotel im Dartmoor. Es ist heute ein Pilgerort der Agatha-Gemeinde, die dort in der Hotelbar gerne ihren Sherry schlükkelt – natürlich ohne Strychnin.



Aussenpolitischer Realismus als zynische Machtpolitik: Politiker Kissinger.

Kissinger – kein Metternich

Hansrudolf Kamer

Bernd Greiner: Henry Kissinger – Wächter des Imperiums. C. H. Beck. 480 S., Fr. 41.90

Es gibt in der amerikanischen Geschichte Aussenpolitiker, Staatsmänner und Strategen, die dem Geschehen ihren Stempel aufdrückten. Dazu gehören Alfred Thayer Mahan, George C. Marshall, George F. Kennan und einige andere, aber eben auch Henry Kissinger.

Der Jude aus Fürth, der mit seiner Familie kurz vor der Kristallnacht vor den Nazis nach Amerika geflohen war, weckt Jahrzehnte nach dem Kalten Krieg immer noch Emotionen: bei «liberalen» Internationalisten, aber auch bei rechten Nationalisten. Biografien über ihn können zu politologischen Streitschriften mutieren, die nicht viel zur Bewertung seiner Leistung beitragen.

Seit Walter Isaacson 2005 den Bann brach, sind mehrere Biografien über Kissinger erschienen. Die detaillierteste ist jene von Niall Ferguson, der den ersten Band unter dem Titel «Kissinger 1923–1968: The Idealist» publizierte. Mit Idealismus verknüpft man den «Super-Realisten» ja nicht gerade. Aber eine

Entwicklung ist im Leben des ehemaligen Aussenministers sicher festzustellen, was auch mit dem Weg des Intellektuellen von der Theorie in die Praxis und zurück zu tun hat.

In die Kategorie Streitschrift gehört die jüngste Darstellung auf Deutsch von Bernd Greiner, die im Untertitel andeutet, woher der Wind weht: «Wächter des Imperiums». Das «Imperium» wird als selbstverständlich vorausgesetzt. In Wirklichkeit war Amerika weder ein römisches noch ein britisches Grossreich, noch Kissinger ein Zerberus.

Dabei geht es nicht nur um Kissinger, sondern um Amerika. Im Klappentext heisst es: «Im Grunde spiegelt seine Karriere ein Dauer-

Kissinger wird durch die Brille eines linken deutschen Antiamerikanismus betrachtet.

problem amerikanischer Aussenpolitik und die Antiquiertheit ihrer bevorzugten Leitideen: Vorherrschaft, Wille zur Gewalt, Mehrung eigener Macht durch die Angst der anderen.»

Kissinger wird durch die Brille eines linken deutschen Antiamerikanismus betrachtet. Auch dreissig Jahre nach dem Fall der Mauer wird die Beurteilung des Kalten Kriegs von deutschen Befindlichkeiten geprägt. Aussenpolitischer Realismus wird grundsätzlich als

zynische Machtpolitik verurteilt. Das Moralisieren verhindert aber eine Analyse und schafft eine Welt der Illusionen.

Kraftausdrücke auf Tonband

Deutschland stand nun einmal nicht im Zentrum der Weltpolitik, und Kissinger dachte nicht in jeder Nacht an sein Vaterland. Der deutsche Bundeskanzler Willy Brandt, für den Autor eine Lichtgestalt, war deshalb auch kein «Gegenentwurf» für Kissinger. Die Ostpolitik im Kalten Krieg konnte nur geführt werden, weil es ein Amerika gab, das Brandt den Rücken freihielt – mit sehr realpolitischen Mitteln.

Greiner macht sich ein Vergnügen daraus, Kraftausdrücke, Widersprüche und Dummheiten aus den zahllosen Tonbandaufzeichnungen des Weissen Hauses zu zitieren. Das ist, zumindest am Anfang, recht unterhaltsam, wird dann aber ermüdend.

Die Protokolle der Gespräche mit Präsident Nixon dienen als Beweismittel für Kissingers «Zynismus und Skrupellosigkeit selbst in den skrupellosen Tagen des Kalten Kriegs». Der Autor meint, Kissinger müsse wegen seiner Mitverantwortung für Verbrechen aller Art auch juristisch zur Rechenschaft gezogen werden. Diese Biografie wäre die Anklageschrift.

Die politischen Vorstellungen des Verfassers prägen die strategische Deutung. Der Vietnamkrieg, so lautet seine Hauptthese, habe länger

als notwendig gedauert, nur weil Nixon und Kissinger einen akzeptablen Frieden anstreben und den Eindruck der Niederlage vermeiden wollten. Dabei habe Kissinger schon 1965 festgestellt, dass der Krieg nicht zu gewinnen sei.

Kissinger war zwar selbstbewusst, aber kein Hellscher. Das Ziel der amerikanischen Politik war es, in Südvietnam ein überlebensfähiges Regime nach dem Abzug zurückzulassen und die Aggression des Nordens einzudämmen. Darauf arbeitete auch Kissinger hin, seiner früheren Aussage zum Trotz.

Inzwischen gibt es Einblicke in die nordvietnamesischen Einschätzungen der jeweiligen Lage. Diese zeigen, dass Hanoi zeitweise Zweifel am Enderfolg hatte. Dass Südvietnam vom Norden geschluckt wurde, hängt damit zusammen, dass Nixons Nachfolger Gerald Ford vom Kongress nicht die Mittel erhielt, um Saigon weiter zu unterstützen.

Nur die Pendeldiplomatie Kissingers nach dem Jom-Kippur-Krieg 1973 nötigt Greiner Respekt ab. Aber auch hier stellt er den Vorwurf in den Raum, Kissinger habe nicht vermocht, eine umfassende Nahost-Lösung zustande zu bringen. Die Annäherung an China und die strategische Dreiecksdiplomatie hätten nicht die Amerikaner eingeleitet, sondern die Chinesen. Kissinger wie Nixon seien von ihnen belächelt worden.

Antipathie bestimmt hier das Urteil, nicht das Abwägen der historischen Gegebenheiten. Die Biografie leidet am deutschen Missbehagen über Amerika und an der Besserwisseri beim globalen Management – an deutschem Wesen soll die Welt genesen. Dabei hat der Deutsche Kissinger mit seiner Karriere bewiesen, dass es Amerika immer wieder versteht, Talente aus dem Ausland für eigene Interessen einzuspannen. Das ist keine schlechte Eigenschaft.

Unwahrscheinliche Liebesgeschichte

Daniela Niederberger

Nick Hornby. Just Like You.
Kiepenheuer & Witsch. 384 S., Fr. 33.90

Liest man ein neues Buch von Nick Hornby, ist das wie ein Treffen mit einer alten Freundin oder einem guten Freund. Es ist alles vertraut, auch wenn man sich länger nicht gesehen hat; die Themen bleiben ungefähr dieselben, auch wenn er eine neue Partnerin oder sie einen neuen Partner hat; es ist nie langweilig, und man lacht über die gleichen Dinge.

Auch Hornbys neunter Roman spielt in Nordlondon, genauer Islington, wo Schriftsteller und Journalisten, Schauspieler und Lehrer wohnen und ihr Biofleisch beim lo-

kalen Metzger kaufen – und dort trifft die alleinerziehende Lehrerin Lucy, 42, den Auslieferungsverkäufer Joseph, 22: schwarz, Junioren-Fussballtrainer und DJ. Das trifft sich gut, sie braucht einen Babysitter für ihre beiden Jungs, weil sie von Freunden zu einer Dinnerparty eingeladen worden ist, wo auch ein recht bekannter Schriftsteller sein wird, Single wie sie. Das Essen wird ein mittlerer Erfolg, aber Lucy muss sowieso notfallmässig heim, weil ihr Ex-Mann Paul, ein trockener Alkoholiker, einen Rückfall hatte und vor ihrem Haus randaliert.

Peinvolle Anfangsminuten

Als der Aufruhr vorbei ist, trinkt Lucy erschöpft ein Glas mit Babysitter Joseph, und so nimmt eine Liebesgeschichte ihren Anfang, die konstruiert und unwahrscheinlich tönt, sich aber beim Lesen überhaupt nicht so anfühlt. Natürlich kommen die beiden noch eine Weile nicht zusammen – es ist ja offensichtlich: Sie ist 42 Jahre alt, er jung und cool (die Buben finden

Beide gehen auf unbefriedigende Dates, bevor sie sich eingestehen können, wen sie wirklich mögen.

ihn mega, er spielt mit ihnen auf der Xbox «Fifa»). Er googelt einmal «42-jährige Frauen» und stösst dabei auf Kate Moss und Penélope Cruz, das beruhigt ihn. Auch Lucy ist dunkelhaarig und hübsch.

Beide gehen auf unbefriedigende Dates – was sehr lustig zu lesen ist –, bevor sie sich selber eingestehen können, wen sie wirklich mögen und *hot* finden, mit wem sie wirklich reden und lachen können. Von Liebe trauen sich beide lange nicht zu reden, denn es ist klar: Er will einmal Kinder, sie ist zu alt, ergo wird das nichts Längeres, sie will ihm ja nicht vor der Zukunft stehen. Die Geschichte spielt im Sommer der Brexit-Abstimmung, man bekommt so nebenbei mit, wie tief gespalten die britische Gesellschaft ist.

Der Roman besteht über weite Strecken aus Dialogen (im Deutschen tönt das etwas sperriger als im Original). Das gibt dem Buch eine filmische Qualität – man ist beim ersten Essen, das die beiden als Paar geben, quasi live dabei, windet sich in den peinvollen Anfangsminuten und amüsiert sich darüber, welche Eiertänze Lucys aufgeklärte Freunde aufführen, um ja nichts auch nur ansatzweise Rassistisches zu sagen. Oder man sitzt im Wohnzimmer, als Lucy und Josephs strenge, gläubige Mutter Tee trinken.

Und es gibt viele spannende innere Monologe. Überhaupt liest man das Buch in einem Zug, es ist gescheit und witzig, und wie immer bei Hornby lernt man ein, zwei Dinge über Musik und Fussball. Ein Treffen mit einem alten Freund eben.



BIBEL

Das neunte Gebot

Du sollst nicht als falscher Zeuge aussagen gegen deinen Nächsten (Exodus 20,16). – Das neunte Gebot ist vielen als «Du sollst nicht lügen» in Erinnerung. «Täuschen» und «lügen» stecken durchaus drin, doch reicht der hebräische Begriff weiter, bis zu «treulos und vertragswidrig handeln». Im Visier sind vor allem die Zeugenaussagen vor Gericht, die ohne die moderne Kriminaltechnik einen viel höheren Stellenwert hatten, aber auch heute den Ausschlag geben können. In Psalm 27 werden falsche Zeugen mit ruchlosen Anklägern gleichgesetzt. Sie gelten als aggressive Schädiger der Mitmenschen und als Vergewaltiger des Rechts.

Das neunte Gebot ist indessen auch im Alltag von hoher Bedeutung. Beurteilungen und Verurteilungen finden oft ausserhalb der Gerichtshöfe statt. Mit den modernen Kommunikationsmitteln kann gleichsam ein Steinchen zum Erdbeben werden. Google, Facebook und Co. weisen die Verantwortung für Falschmeldungen von sich und wollen bloss neutrale Anbieter von Dienstleistungen sein. Merkwürdig ist nur, dass Facebook sechzehn Jahre brauchte, um Holocaust-Leugnungen aus den Accounts zu beseitigen, aber kaum mehr als eine Stunde, um kritische Bemerkungen über Joe Biden zu löschen. Damit erweist sich Facebook als Herausgeber. Sein bestverborgenes Motiv ist die Vermarktung von Daten für Werbe- und sonstige Anzeigen. Daraus ergab sich im ersten Halbjahr 2020 ein Umsatz von 35,7 Milliarden Dollar. Man wäre blöd, die 2,7 Milliarden Nutzer zu verärgern. Solche Unternehmen heissen soziale Netzwerke. Das passt. «Sozial» ist auch sonst eine bewährte Maske, um Gier und Raublust zu verdecken. Eine gedeihliche Gesellschaft ergibt sich nicht aus der Sozialpolitik, sondern daraus, dass möglichst viele auf Täuschungen und Falschaussagen verzichten.

Peter Ruch

Zwischen Kunst und Wissenschaft

Markus Gross ist Informatikprofessor und Chef des Disney-Forschungslabors in Zürich. Für seine filmischen Innovationen erhielt er schon zwei Oscars.

Stefan Betschon



«The Force Awakens»: Die realistischen Augen einer computergenerierten Fantasiefigur namens Maz Kanata.

Markus Gross: Visual Computing. Springer, 2012 (Taschenbuch). 334 S., Fr. 160.–

Gegen Ende des Gesprächs häufen sich die Unterbrechungen. Es klopft, der Professor wird verlangt. Der bleibt sitzen. «Wir brauchen für das Interview noch ein bisschen mehr Zeit», sagt er. Seit fast zwei Stunden sitzen sich der Journalist und Markus Gross gegenüber, freundlich und geduldig lässt sich der prominente Wissenschaftler auf die Fragen ein.

Gross kam 1994 von der TU Darmstadt an die ETH Zürich. Man hatte den jungen Elektrotechniker und Computerwissenschaftler geholt für Forschung und Lehre in einem bis dahin stiefmütterlich behandelten Teilbereich der Informatik: dem Visual Computing. Das von Gross gegründete Computer Graphics Laboratory entwickelte bald internationale Strahlkraft.

Auch Hollywoodmoguln wurden auf die Zürcher Forscher aufmerksam: 2008 erhielt Gross von Disney den Auftrag, im Zürcher Hochschulquartier für die Belange der Filmbranche ein Forschungslabor aufzubauen. Die von Disney finanzierte Forschungseinrichtung – die ein-

zige ausserhalb der USA – beschäftigt gut fünfzig Leute. Unter Gross' Leitung arbeiten Disney Research Zürich und das Computer Graphics Lab der ETH eng zusammen. Rund 150 Patente und zahlreiche Spin-off-Firmen zeugen von der intellektuellen Regsamkeit der Zürcher Forscher. Zwei Mal durfte Gross in Hollywood für Computergrafik-Innovationen einen Oscar entgegennehmen: 2013 wurde ein Verfahren prämiert, das Explosionen und Rauchschwaden mit Hilfe von Computern realistisch nachbildet, 2019 waren es künstlich erzeugte Gesichter, die ihm in Hollywood Applaus bescherten.

Kalifornien als zweite Heimat

Braungebrannt, in Turnschuhen und Jeans, könnte Gross als Kalifornier durchgehen. Er sieht nicht so aus, wie man sich einen altgedienten, hochdekorierten Professor einer Schweizer Universität vorstellt. Im Silicon Valley hingegen dürfte man den Mann – der kein T-Shirt trägt, sondern ein Hemd, keine Apple-Watch, sondern eine mechanische Uhr – sofort als Europäer identifizieren. «Kalifornien ist meine zweite Heimat», sagt Gross. Er habe oft Angebote erhalten, seine wissenschaft-

liche Arbeit dort fortzusetzen. «Doch das Umfeld, das mir die ETH zu bieten hat, möchte ich nicht missen. Ich verdanke meine Karriere dieser Hochschule, ich habe hier die bestmöglichen Bedingungen. Und wir können ja auch hier mit der Industrie zusammenarbeiten: Disney, Facebook, Google, Nvidia – sie alle kommen hierher.» Auch die Lebensqualität in Zürich bezieht Gross in die Rechnung ein. «Da gibt es wenig Vergleichbares auf der Welt.»

In der Person von Markus Gross berühren sich unterschiedliche Welten: Elektrotechnik und Software-Engineering, Kunst und Wissenschaft, Geschäftssinn und Gelehrsamkeit, Elfenbeinturm und Pianobar. Seine Disziplin ist die Interdisziplinarität. Das zeigte sich schon in seinem ersten Buch, «Visual Computing» (1994), das aus einer Habilitationsschrift hervorgegangen war. Das Lehrbuch bringt separate Disziplinen – Computergrafik und Computer-Vision – zu einem einzigen Wissenschaftsunternehmen zusammen, das mit Hilfe von Erkenntnissen aus Physik, Biologie und auch Psychologie die Bildanalyse oder Bildgebung ermöglicht.

Als Leitspruch für «Visual Computing» wählte Gross ein Zitat von Goethe, einen Auszug aus

dessen Farbenlehre. Warum Goethe? Er verehere den Dichter, denn dieser sei einer der letzten «Renaissance-Menschen» gewesen, der die Grenze zwischen Kunst und Wissenschaft überwunden habe. «Ich bin in der einen Welt aufgewachsen, in der Welt der Wissenschaft, doch im Verlauf meiner Karriere habe ich gelernt, zu verstehen, wie Künstler denken. Wir stehen als Wissenschaftler im ständigen Dialog mit ihnen.»

Computergrafik, Computer-Vision und Multimedia standen zu Beginn der 1990er Jahre noch im Ruf, eine Spielerei zu sein. Das sei der Rotlichtbezirk der Naturwissenschaft, sagte Nicholas Negroponte einmal, der Gründer des Media Lab am Massachusetts Institute of Technology. Gespickt mit mathematischen Formeln, macht Gross «Visual Computing» jedoch schon auf den ersten Blick klar, dass es mehr braucht als künstlerisches Flair, um in diesem Feld zu reüssieren.

Traum von der Pianobar

1995 brachte das von Steve Jobs finanzierte Filmstudio Pixar mit «Toy Story» den ersten abendfüllenden, vollständig computeranimierten Spielfilm in die Kinos. Neuere Animationsfilme wie «The Lion King» (2019) hinterlassen den Eindruck, dass heute im Film alles künstlich nachgebildet werden kann, jedes Härchen, jede Pore, jedes Lebewesen mit seinen typischen Bewegungen, Löwenrudel, Gazellen auf der Flucht, Wasserfälle, verwiterte Felsen, Dschungelpflanzen, im Wind bewegte Löwenmähen und die an Menschen erinnernde Mimik von Löwenbabys – alles lässt sich heute künstlich erzeugen in einer Art und Weise, die jede Realität an Realismus überbietet.

Die Unterscheidung zwischen Real- (*live action movie*) und Animationsfilm ergibt keinen Sinn mehr, weil beide Genres Arbeitsmethoden des anderen benutzen. Es ist heute möglich – dank den Zürcher Computerwissenschaftlern –, einem Schauspieler ein computergeneriertes Gesicht aufzusetzen. So kommt es, dass in «Rogue One: A Star Wars Story» aus dem Jahr 2016 der Schauspieler Peter Cushing zu sehen ist, der bereits 1994 verstorben war. Eine Besonderheit von «Star Wars Episode VII: The Force Awakens» sind die überaus realistischen Augen einer computer-

«Mit Hilfe künstlicher Intelligenz können wir Gesichter generieren, die aussehen wie echte.»

generierten Fantasiefigur namens Maz Kanata: Sie schaut drein wie ein richtiger Mensch, weil ihre Augenbewegungen Forschungsarbeiten umsetzen, die bei Disney Research in Zürich durchgeführt worden sind.

Wie geht die Entwicklung weiter? Lässt sich der Hyperrealismus noch weitertreiben? Werden Schauspieler bald überflüssig? «Wir können mit Hilfe der künstlichen Intelligenz bereits

Gesichter generieren, die aussehen wie echte, die es aber in der Realität nicht gibt.» Fast alle Projekte in seinen Zürcher Labors hätten heute einen Bezug zur künstlichen Intelligenz, sagt Gross. Er hatte bereits Mitte der 1990er Jahre die Anwendung von künstlichen neuronalen Netzwerken in «Visual Computing» ausführlich beschrieben. Heute würden diese Techniken auch genutzt, um die auf der Basis von physikalischen Modellen künstlich geschaffene Realität zu verfremden, weniger realistisch zu machen.

Nicht Realismus sei gefragt, sondern visuelle Plausibilität. «Die Künstler empfinden die Physik als langweilig. Die sagen: Ich will mit Licht



Visuelle Plausibilität:
Oscar-Preisträger Gross.

malen.» Es geht darum, eine Balance zu finden zwischen den physikalischen Gesetzen und der künstlerischen Intention. «Gibt es so etwas wie künstliche Kreativität? «Das ist sehr umstritten. Ich glaube persönlich nicht, dass man den Künstler ersetzen kann. Warum sollte man das auch tun? Wir können Werkzeuge entwickeln, die diesen Menschen die Arbeit erleichtern.» Das fängt bei Programmen für das Drehbuchschreiben an, die inhaltliche Zusammenhänge sichtbar machen. Und es endet bei Software, die bei Testvorführungen die Gesichter der Zuschauer beobachtet und Emotionen erkennen kann.

In einem Interview hat Gross einmal gesagt, er könne sich vorstellen, nach seiner Emeritierung eine Pianobar aufzumachen und als Jazzpianist die Gäste zu unterhalten. Ist das noch immer eine Zukunftsoption? «Ich müsste mehr üben», sagt er. Gross ist 57 Jahre alt, und er hat in seinem Leben viel erreicht. Er hat zahlreiche Preise und Ehrungen erhalten, darunter die Konrad-Zuse-Medaille oder den Tell-Award der Greater Zurich Area AG; er ist Mitglied der berühmten Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und seit Juni auch der Academy of Motion Picture Arts and Sciences. Wel-

cher Preis, welche Ehrung bedeuten ihm am meisten? Das seien schon die Oscars, sagt er. Denn die zeugten vom praktischen Nutzen seiner Forschungsarbeit. Er sei stolz darauf, Academy-Mitglied zu sein. Allerdings beschränkten sich die Treffen mit anderen Mitgliedern wegen der Corona-Krise vorerst auf Telekommunikation.

Ultimative Telepräsenz

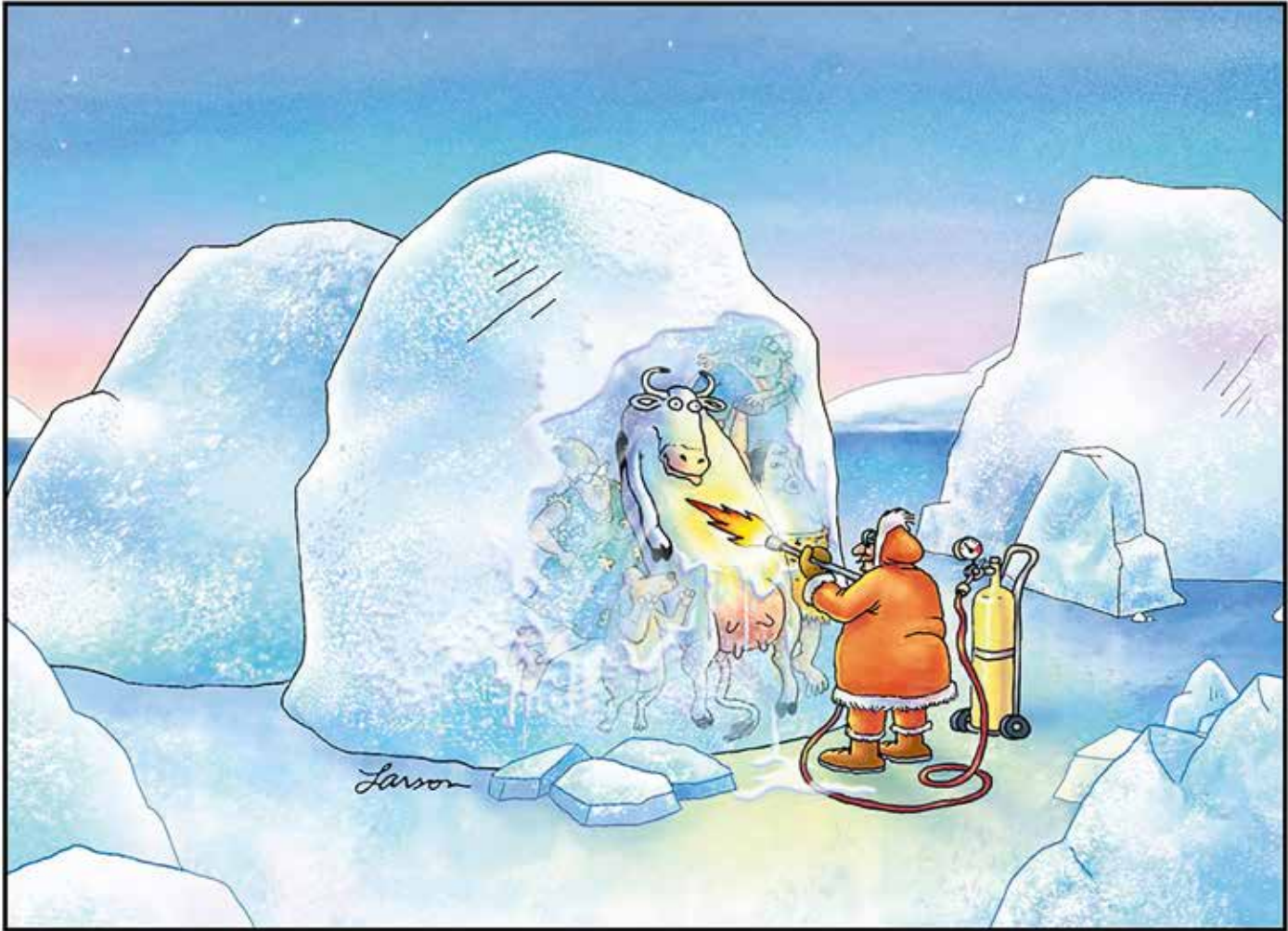
Was will er noch erreichen? «Es ist die Neugier, die mich antreibt.» In der Forschung beschäftigt ihn jetzt das Ziel, die ultimative Telepräsenz zu realisieren. In drei, vier Jahren könnte es so weit sein: Es könnten dann von Menschen in Echtzeit digitale Abbilder generiert werden, die, per Mobilfunk irgendwohin transportiert, eine künstlich erweiterte Realität bevölkern. «Ich wäre jetzt vielleicht gerade am Flanieren auf der Bahnhofstrasse, während wir miteinander reden, aber Sie hätten mich vor Augen, als sässe ich Ihnen gegenüber.»

Wieder klopft es an der Bürotür. Aber für die Antwort auf die Frage nach den Buddhafiguren auf dem Büchergestell nimmt sich Gross noch einmal Zeit. «Ich beschäftige mich schon seit

«Ich glaube nicht, dass man den Künstler ersetzen kann. Warum sollte man das auch tun?»

Jahren mit buddhistischer Philosophie», sagt er. «Ich habe Zen praktiziert.» Und er berichtet von Reisen, die er durch asiatische Länder unternommen hat, wie er zusammen mit einem buddhistischen Mönch in Tibet von Kloster zu Kloster gepilgert ist, wie er in Südkorea Bildhauer kennengelernt hat, die für buddhistische Tempel arbeiteten. So ist er zu den Statuen gekommen, die nun in seinem Büro stehen. «Leider habe ich heute für Zenmeditation viel zu wenig Zeit.» Sein Hobby ist Motorradfahren, er ist eben zurück von einer längeren Tour durch die Alpen. «Es würde mir guttun, einmal eine längere Pause zu machen», sagt er. «Eigentlich wollte ich dieses Semester ein Sabbatical machen. Aber Covid verunmöglichte das.»

Wenn einer vom Motorradfahren schwärmt und von Zenmeditation, dann müsste er ja auch das Buch «Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten» (1974) kennen. Es ist ein Roman, in dem nicht viel passiert, es ist der Entwurf einer Philosophie, die das westliche Effizienzdenken in Frage stellt. Kennt er ihn? Die Frage kommt dem Journalisten erst in den Sinn, als er sich vom Professor bereits verabschiedet hat. Er schickt sie ihm per Mail. «O ja, das ist mein Lieblingsbuch», lautet die mit einem Smiley versehene Antwort. Und sein Lieblingsfilm ist «Casablanca». Ein Schwarzweissfilm aus den frühen 1940er Jahren, der allein von der Schauspielkunst lebt und ohne Technikeffekte auskommt. Gerne hätte der Journalist noch einmal nachgehakt.



Alles, was bizarr, grotesk, monströs ins Reale hineinlappt: Cartoon von Gary Larson.

Cartoons Jenseits ordentlicher Gesetze

Wolfram Knorr

Gary Larson: www.thefarside.com

Ein solider Suburb-Mensch ermahnt seinen Nachbarn über den Gartenzaun: «Sehen Sie sich vor! Ich bin mit einer Anthropologin verheiratet. Die kann Ihnen grosse Schwierigkeiten bereiten!» Schon möglich, denn der Nachbar ist ein Höhlenmensch. Komisch an dem Bild ist das haarscharfe Auseinanderklaffen von «querulantischem» Surrealismus und verblüffender Logik: Zeitgenossen gepflegter Vorstädte, auf den Sprossen der Evolution schon ziemlich weit oben, dürfen ja wohl einen «Vorgesichtler» ermahnen, der sich nebenan eingeknistet hat. Es geht ja um Anpassung – ob er dazu fähig ist?

Ein schiffbrüchiger Gockel und ein Rind sitzen auf hoher See in einem Schlauchboot. Während der Gockel paddelt, sehnt er sich angesichts des properen Rinds nach einem saftigen Steak, und das Rind, gegenüber im Boot, eben-

so hungrig, sieht im gutgenährten Gockel ein knusprig gebratenes Poulet. Alter Scherz; aber unter Tieren? Eine Schlange kann zwischen den Gittern eines Kinderbetts nicht mehr raus. Sie hat gerade das Baby verschluckt. Zwei Karotten lehnen lasziv mit Baströckchen an einer Laterne und hauchen einem grünen Sellerie, der blasiert an ihnen vorbeiflaniert, ein lüsternes «Hey Sellerie» entgegen.

Dokumente einer tiefen Skepsis

Menschen, Kühe, Hunde, Gemüse, alles, was Fauna und Flora so hergeben, holte er mit seiner unerschöpflichen Fantasie aus den Nischen des Irrationalen in die reale Welt, um sichtbar zu machen, wie verrückt sie im Grunde ist: der amerikanische Cartoonist Gary Larson, der erst kürzlich siebzig wurde und von 1979 bis 1995 tagtäglich seine verqueren Einfälle veröffentlichte. Dokumente einer tiefen Skepsis physikalischen Gewissheiten gegenüber. Die Wissenschaft der Psychologie und Physik stösst mit dem herkömmlichen Wissen an eine Grenze. Hat man den Mut, diese Grenze zu überschreiten, gerät man in die Quantentheorie, wo keines der sorgsam geordneten Gesetze mehr gilt. In diese Quantenwelt ist Gary Larson vor-

gestossen und hat dokumentiert, was er als Cartoonist, oder am besten vielleicht als «komischer Zeichner», dort vorgefunden hat.

Gary Larson studierte Kommunikation, hatte es aber schon immer mit der Zeichnerie, verdingte sich in seiner Heimatstadt Washington als Gag-Zeichner für Lokalblätter und sollte eigentlich ab 1979 für den *San Francisco*

Seine «Far Side» wurde so erfolgreich, dass sie in fast 2000 internationalen Publikationen erschien.

Chronicle einen täglichen *strip* fertigen, was er ablehnte. Bildabfolgen und eine Serienfigur lagen ihm nicht; er wollte nur das Einzelbild mit wechselndem Personal. Dabei entwickelte er einen ganz eigenen, unverwechselbaren Stil, der jede Figur aus Menschen-, Tier- oder Pflanzenwelt, ganz im Sinne des «Quantenseins», zu seiner eigenen machte. Was er jenseits der ordentlichen Gesetze vorfand und mit sanften Tuschlinien festhielt, ist ein unglaubliches Kompendium aus Verstörung, Irrsinn und permanentem Wahnsinn – mit einem notorisch heftigen Rückschlag in Komik.

«The Far Side» nannte Gary Larson folgerichtig seine Beobachtungen, die, klar, auch andere «Forscher» wie Don Martin, Gahan Wilson, Charles Addams, Ronald Searle und viele mehr erfolgreich durchstreifen und durchstreifen, aber Larson ist von allen der «universalste», der nichts auslässt, auch extrem populäre Phantome, die in den Köpfen herumgeistern; wie Aliens, Superman, Frankenstein, Godzilla. Alles, was bizarr, grotesk, monströs, makaber, absurd ins Reale hineinlappt, wird von ihm ganz ernst und vertraut respektiert. Denn was auf der «anderen Seite» normal ist, wirkt erst in «unserer» Wirklichkeit verzerrt. Seine «Far Side» wurde so erfolgreich, dass sie in fast 2000 internationalen Publikationen erschien und dass auch Dutzende Bücher mit einer Auflage von vierzig Millionen erschienen. Das wiederum liess das Merchandising-Geschäft mit Gadgets erblühen, bis es dem öffentlichkeits-scheuen Autor bald zu viel wurde. Er wollte auf keinen Fall den Eindruck erwecken, er zeichne nur aus Werbegründen.

Also legte er Anfang 1995 die Stifte weg, machte Schluss und widmete sich wieder der Musik. Gary Larson tauchte ab, die Fans fanden das natürlich bedauerlich; und als er Jahre später wahrnehmen musste, dass seine Cartoons in Form von Raubkopien weiterhin verbreitet wurden, entschloss er sich, wieder aus der Versenkung aufzutauchen und mit dem Zeichnen erneut zu beginnen – allerdings nicht mehr mit den Stiften, sondern mit einem digitalen Zeichentablet. Für den Siebzigjährigen eine neue Herausforderung, der er sich gerne stelle, weil er, wie er sagte, nicht mehr unter Zeitdruck stehe, sondern sich Zeit lassen könne. Regelmässig erscheinen die Cartoons seitdem auf seiner Website.

Und übrigens, zum Schluss: Der Witz mit dem Vorortbewohner und dem Höhlenmenschen hat noch eine zusätzliche Pointe: Larsons Frau, die ihn immer managte, ist Anthropologin.

Klassik

«Wie habe ich das verdient?»

Christian Berzins

Igor Levit live: Beethoven Klaviersonaten.

KKL Luzern. 21. November

Zweier Dinge muss sich ein Kritiker bewusst sein, wenn er über den grossen Pianisten Igor Levit schreibt. Erstens: Schon leise Kritik kommt schlecht an. Zweitens: Seine Gemeinde strafft den Kritiker ab. Ein Artikel, der am 16. Oktober in der *Süddeutschen Zeitung* erschien, war allerdings des Schlechten zu viel: Der 33-jährige Levit

wurde zuerst als Pianist pauschal abgekanzelt, und dann wurde kritisiert, dass er, der Jude, als «Twitter-Virtuose» die Ausgrenzung Andersdenkender vorantreibe. Dabei benutzte der Autor den Begriff «Opferanspruchs-ideologie». Der Shitstorm war gewaltig. Der *Tages-Anzeiger*, der mit der *Süddeutschen* kooperiert, nahm den Artikel vom Netz.

Als Levit im Sommer 2019 in Luzern einen Zyklus mit sämtlichen Klaviersonaten Ludwig van Beethovens begann, feuerte er seinen 21 100. Tweet ab (heute ist er bei 26 100 Tweets angekommen): «Ernstgemeinte Frage: Warum muss es eigentlich überhaupt Milliardäre geben? Warum? Wozu? Für wen?»

Er erhielt 3800 Likes und die Antwort des *Bild*-Chefs Julian Reichelt: «Damit herausragende Pianisten in wundervollen Konzerthäusern, die Mäzene finanzieren, künstlerisch frei spielen können, was sie möchten, statt in



Spielen für die Twitter-Gemeinde: Star-Pianist Levit.

sozialistischen Protzbauten darauf zu achten, bloss nichts zu spielen, was als ideologisch nicht gefestigt gedeutet werden könnte.»

Und schon ging's los mit den Interviews – ein Freudenfest für die PR-Abteilung. Der 1987 geborene Pianist setzt sich in Szene, eben erhielt er vom deutschen Bundespräsidenten das Bundesverdienstkreuz. Die AfD tobte. Levit beherrscht den Markt intellektuell. Ob Sopran-Diva Anna Netrebko sich beim Shopping oder im Corona-Krankenbett, Levit sich bei der Wahl einer neuen Brille oder beim Aufruf zur Hilfe für Flüchtlingskinder zeigt, ist im Prinzip einerlei: Jeder macht in seinem Sinn auf sich aufmerksam. Das ist für einen Künstler legitim. Herbert von Karajan beherrschte dies perfekt, er hatte sogar einen Hoffotografen.

Levit braucht keinen Fotografen, er hat Twitter. Da ist er scharf wie präzise, lieb wie böse. Mittlerweile spielt er auch so Klavier: Er scheint den Widerspruch zu suchen. Levit zeigt gerne, wie er mit Beethoven ringt, und gleicht dabei Rafael Nadal. Nichts ist leichtfüssig. Das risikoreiche Spiel des Charakterkopfes braucht

das Vertrauen der Zuhörer, er ist fehlbar, seine Tempi bisweilen rasend. Aber leicht wie Geister über dem Wasser erklingen etwa in der «Appassionata» die Figuren in der rechten Hand.

«Marmeladenbrot gegen Rechts»

Im März 2016 traf ich ihn das erste Mal. Immer wieder entglitt das Gespräch: von Beethoven zum Patchwork-Ledermantel einer vorbeispazierenden Berlin-Mitte-Schönheit, vom Salat zu Karl-Heinz Rummenigge. Levit hatte getwittert: «Habe geträumt, mein Agent sei Karl-Heinz Rummenigge.» Nun erklärte er, dass er mit dem FC-Bayern-Präsidenten am Telefon über Beethoven reden musste: «Schrecklich! Rummenigge verlangte immer neue absonderliche Dinge. Ich habe im Traum geweint, fragte mich: «Wie habe ich das verdient?»»

Ich bekam den Eindruck, ich müsste mit ihm über die neuste Virtual-Reality-Brille statt über klassische Musik sprechen. Beim Abschied erwähnte Levit, kurz bevor er sich aufs Velo schwang, dass er am Abend mit dem Präsidenten des Deutschen Bundestages auf einem Podium sitzen werde. Für ihn gehören solche Auftritte dazu: «Ich glaube nicht an Menschen, die keine Position haben: Ein Musiker kann mir nicht von den höchsten Sphären berichten und vor der Realität die Augen verschliessen.»

Beim zweiten Treffen legte ich Levit zehn Tweets vor. Und er erklärte sie schwurbelnd feurig. Etwa den: «Stelle mir grad vor, wie die «Missa solemnis» geklungen hätte, hätte Beethoven statt «Von Herzen möge es wieder zu Herzen gehen» sein universell menschliches Motto nationalistisch u. kleingeistig gefärbt, in etwa so: «Von deutschen Herzen möge es wieder zu deutschen Herzen gehen.» Oder den: «Jedes Mal wenn jemand schreibt, dass man in der «Klassik» nur «was wird» wenn man sich der «Vermarktungsmaschinerie» unterwirft, stirbt irgendwo auf der Welt ein Katzenbaby. Und zwar langsam. Und grausam.» Der Tweet stand in Zusammenhang mit einem Text aus der *FAZ*, der aufzeigen wollte, dass in der Klassik nur die Schönen etwas werden.

Er selbst durfte 2010 in der *FAZ* über sich lesen: «Dieser junge Mann hat nicht nur das Zeug, einer der grossen Pianisten dieses Jahrhunderts zu werden. Er ist es schon.» Levit wurde geradezu der Künstler des 21. Jahrhunderts, mit dem sich die Intendanten gerne schmücken. Im Lockdown setzte er sich jeden Abend zu Hause ans Klavier und spielte für seine Twitter-Gemeinde. Kaum war es möglich, wieder aufzutreten, war er an den Top-Festivals ins Salzburg, Luzern und Berlin mit seinem Beethoven-Zyklus präsent.

PS: Am 19. Oktober twitterte Levit mit Bild: «Marmeladenbrot gegen Rechts». 1659 Likes, 46 Retweets.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media



Der oder die Schnellere gewinnt: Rennen in «Mario Kart Live: Home Circuit».

Games Gokart-Rennen im Wohnzimmer

Marc Bodmer

Mario Kart Live: Home Circuit.
Nintendo Switch, ca. Fr. 130.–

«Was wäre, wenn ...?» Die treibende Frage hinter jeder Innovation dürfte sich auch beim Entwurf von Nintendos Switch-Konsole mehrfach gestellt haben. Vor drei Jahren erschien die portable Game-Konsole auf dem Markt und distanzierte die Konkurrenz einmal mehr deutlich in Sachen Originalität. Während Sony und Microsoft mit Grafik- und Rechenleistung auftrumpften, verpackte Nintendo zig Schnittstellen und Features in ein schlankes Gehäuse, die bis heute für Überraschungen wie bei «Mario Kart Live: Home Circuit» sorgen.

Das «Was wäre, wenn ...?» in diesem Fall war: Was wäre, wenn ich die Rennbahn aus meinem Videospiel durchs Wohnzimmer bauen und mit einem richtigen Modellauto abfahren könnte? Natürlich nicht mit irgendeinem, sondern mit dem Rennauto von Super Mario oder seinem jüngeren Zwillingbruder Luigi. «Woohoo!», würde ich da wohl sagen und tue es in diesem Moment: «Mario Kart Live: Home Circuit» erfüllt einen Kindheits Traum und lässt den Gokart wie eine Bodendrohne über die Switch-Konsole steuern. Aufgenommen von einer winzigen Kamera, die

– wie bei einem richtigen Formel-1-Boliden – über dem Cockpit des Fahrers angebracht ist, erscheint auf dem Bildschirm der portablen Konsole die Perspektive des Rennautos. So rase ich zwischen Sofa und Bücherregal hindurch. Wie im Grand Prix von Monaco darf ein Tunnel nicht fehlen, nur führt dieser unter dem Apéro-Tischchen hindurch, gleich nach der doppelten Hocker-Schikane.

Witzige kleine Figürchen

Vor vier Jahren sorgte die App «Pokémon Go», auch dies eine Marke von Nintendo, auf den Handys rund um die Welt für Aufsehen. Mit Hilfe der Smartphone-Kamera konnte man draussen auf Monsterjagd gehen. Plötzlich wollten Kinder selbst bei Dauerregen raus, um die kleinen Untiere einzufangen. Durch diese App kamen viele erstmals in Berührung mit Augmented Reality, einer Technologie, die unsere Wirklichkeit mit zusätzlichen Informationen überlagert. Beim Fussballmatch mag dies die eingeblendete Distanz vom Freistosspunkt zum Goal sein, bei «Pokémon Go» sind es flüchtige Monster.

Doch «Mario Kart Live: Home Circuit» nutzt nicht nur Augmented-Reality-Technologie, um eine Rennstrecke zu Hause aufzubauen, sondern auch die Möglichkeiten von sogenannten *toys to life*. Diese «lebendig gewordenen» Spielsachen stellen mit einem eingebauten Chip eine Verbindung zwischen der virtuellen Welt des Videospiels und dem Spielzeug her. Vorkämpfer dieser Anwendung waren die Skylanders, witzige kleine Figürchen, die man sam-

eln und mit denen man in Games spielen konnte. Leider waren die Spielszenarien lieblos gestaltet, und darum verpuffte der Erfolg so schnell, wie er gekommen war.

Bei «Mario Kart Live: Home Circuit» sieht die Ausgangslage anders aus. Ein Autorennen ist denkbar simpel von der Anlage her: Der oder die Schnellere gewinnt. Da braucht es

Wie im Grand Prix darf ein Tunnel nicht fehlen, nur führt dieser unter dem Apéro-Tischchen durch.

keine elaborierten Geschichten. Achtung, fertig, los – mehr nicht. Grösster Haken am neuen Spielkonzept: Wenn ich gegen jemand anders auf meiner Wohnzimmer-Rennstrecke antreten möchte, müssen meine Mitstreiter ebenfalls über eine Switch-Konsole und einen nicht ganz günstigen Gokart verfügen.

Das Rennen gegen die virtuellen Gegner, die sich aufreihen, sobald die Piste durchs Wohnzimmer festgelegt ist, erscheint mir nicht ganz fair. Schneide ich mit meinem Wagen zu sehr die Kurve und bleibe am Sofa hängen, hält die Konkurrenz dagegen problemlos die Spur. Zum Glück gibt es die «Mario Kart Live»-typischen Waffen wie Bananen, Bomben und andere Nettigkeiten, die abgefeuert werden können.

Damit kann man die Mitraser von der Idealinie weg ins Off befördern, aber die Haarnadelkurve vor dem Apéro-Tischchen bleibt eine Herausforderung.

Pop

Gemeinsam einsam

Dominique Feusi

Justin Bieber & Benny Blanco: Lonely.
Friends Keep Secrets / Def Jam / Interscope

Aufgehört, Ansteckungsgefahr: Man glaubte, die Febris im Griff zu haben, doch nun geht das «Bieber fever» wieder um, und falls Sie nun denken: «Ach was, ich bin alt und immun» – Achtung! «Lonely» von Justin Bieber und Produzent Benny Blanco (Ed Sheeran, Rihanna, Katy Perry etc.) ist kurz und schmerzvoll. Nur zweieinhalb Minuten dauert der Song, das reicht zur Infektion, die Ballade bohrt sich unerbittlich ins gegängelte Gemüt. Es handelt sich um den perfekten Gegenentwurf zum sorglosen Sommerhit: weder euphorischer Disco-Stampf noch hyperventilierende Hi-Hats, sondern auf Gesang und Keyboard reduzierte Melancholie. So traurig klang der Bieber noch nie. Und er hat die Lyrics zur Pandemie: «And everything is not the same now / It feels like all our lives have changed».

Fürwahr, nichts ist mehr, wie es mal war, unser ganzes Leben hat sich verändert, «Lonely» ist der Hit zur Herbst/Winter-Depression in der 2020-Corona-Edition. Denn spätestens beim Refrain können wir alle aufrichtig mitweinen: «I'm so lo-o-o-nely / lo-o-o-nely».

Doch es ist nicht die Gegenwart, sondern der Blick in die Vergangenheit, die den 26-Jährigen, der mit mehr als 171 Millionen verkauften Tonträgern als «world's best music-selling artist» gilt, umtreibt: «Everybody knows my past now / Like my house was always made of glass». Und wer im Glashaus sitzt, sollte sich zu benehmen wissen, was dem Bieber bekanntlich nicht immer gelang. «Lonely» ist die Verarbeitung der Adoleszenz im Scheinwerferlicht, der hohe Preis der erratischen Suche nach sich selbst unter den Augen der Weltöffentlichkeit: «And maybe that's the price you pay / For the money and fame at an early age».

«Ich hatte als Kind nie die Sicherheit einer Familie, diese Kontinuität», so der Kanadier, dessen alleinerziehende Mutter bei seiner Geburt erst achtzehn war, in der Youtube-Serie «Justin Bieber: Seasons». «Ich bin berühmt, seit ich dreizehn bin», dann habe er auch mit den Drogen begonnen, Hustensaft mit Codein und Promethazin, Gras, Alkohol, irgendwann habe er fast alles genommen, Ecstasy, Pilze, Xanax, irgendwelche Pillen. Am Tiefpunkt hätten seine Sicherheitsleute nachts mehrmals seinen Puls kontrolliert. «Es war beängstigend. Ich war am Sterben.»

Doch Empathie blieb dem Ex-Teenie-Star lange verwehrt, denn mit dem Erfolg kamen

nicht nur Heerscharen hingebungsvoller Fans, die «Beliebers», und das ganz grosse Geld (geschätztes Vermögen: 285 Millionen US-Dollar), der Sänger wurde auch zum meistgehassten Popstar der Welt.

Einsame Spitze

Berühmt geworden durch Youtube, wo seine Mutter einst seine Videos hochlud, machte der singende Haarhelm einem die Abneigung auch nicht schwer: Verhaftungen, Autorennen, Geiz im Luxusbordell, Sexpartys, Konzert-Abbrüche, ein vom deutschen Zoll beschlagnahmtes Kapuzineräffchen, welches er auf Tournee mitschleppte: «And everybody saw me sick / And it felt like no one gave a shit / They criticized the things I did as an idiot kid».

Gebetsmühlenartig wurde jahrelang das abgenutzte Paradigma der Authentizität bemüht, in «Lonely», mitgeschrieben von Finneas (Billie Eilishs älterer Bruder und Songschreiber), glaubt man dem Bieber, heute verheiratet mit Hailey Baldwin Bieber (Alec Baldwins Nichte), nun erstmals: «Was, wenn du alles hättest, aber niemanden, den du anrufen kannst?»

Es ist einsam an der Spitze, einsame Spitze im Musikvideo umgesetzt von Regisseur Jake Schreier («Robot & Frank»): Der junge Bieber, gespielt vom kanadischen Jungschauspieler-Star Jacob Tremblay («Wonder»), 14, sitzt allein im Backstage-Bereich, geht alleine auf die Bühne, und auch der Zuschauerraum ist – ganz Corona-konform – menschenleer. Da sitzt nur «lo-o-o-nely» Justin Bieber und schaut auf sein früheres Ich.

Der Mensch ist ein Gemeinschaftstier, doch Geselligkeit fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung gerade erheblichen Schaden zu. Empfohlene Ersatzhandlung: gemeinsam einsam mit Justin. Das wird schon wieder. *I am a «Belieber».*



Jazz

The Sound Is the Message

Peter Rüedi

Michel Benita (Matthieu Michel, Jozef Dumoulin, Philippe Garcia):
Looking at Sounds. ECM 2663

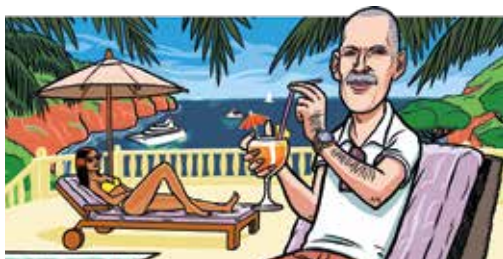
Von grossen Schauspielern sagt man gelegentlich: «Der kann auch noch das Telefonbuch rezitieren.» Dies gilt nicht weniger für die grossen Musiker des Jazz. In diesem weiten Feld des persönlichen Ausdrucks hat die individuelle Klangqualität des Musikers einen überragenden Stellenwert; ist das Wie, die Tonbildung, der Klang an sich so wichtig wie das Was.

Es gibt im Jazz nur sehr bedingt, eigentlich nur als jeweiliges Bekenntnis zu einem Vorbild einen «idealen Klang». Nicht nur die extremen Beispiele (zumal unter den Saxofonisten, von Johnny Hodges oder Ben Webster bis zu Charlie Mariano oder Jan Garbarek) sind an einem Ton zu erkennen. Auch die Trompeter, selbst die stilistischen Nachfolger des übermächtig einflussreichen Louis Armstrong, unterscheiden sich in ihrem Klang nicht nur für den jahrelang geübten Insider auf Anhieb voneinander: Roy Eldridge von Henry «Red» Allen von Bobby Hackett, *you name them*.

Nicht anders in den «moderneren» Spielformen des Jazz. Für Matthieu Michel, den 1963 in der tiefsten freiburgischen Provinz geborenen Trompeter und Flügelhornisten, gab es nach einer Kindheit mit unter anderem den Liedern des Abbé Bovet sozusagen zwei paulinische Jazz-Klangerlebnisse: die Begegnung mit Miles Davis' Meisterwerk «Kind of Blue» und die mit dem nicht minder prägenden Meilenstein der Trompetenkunst, «Gnu High», der Kooperation des kanadisch-britischen Klangmagiers Kenny Wheeler mit Keith Jarrett. Beide Initialerlebnisse sollten Matthieu Michels gleichzeitig strahlenden und melancholischen Klang zeitigen, für mich sein «Herzreisser-Ton» (nach dem Roman von Boris Vian, «L'arrache-cœur»).

In welchem Zusammenhang auch immer: Er ist im buchstäblichen Sinn ein Naturereignis. Auf dem jüngsten Album des französisch-algerischen Bassisten Michel Benita (mit Jozef Dumoulin am Fender-Piano und Philippe Garcia an den Drums) ist er der eindringliche Naturklang, der sich über den Wolken vielfach schattierter elektronischer Sounds (ein Stück heisst «Cloud to Cloud») in glänzenden Linien entfaltet, gelegentlich wie ein fernes Echo aus der Matthieu Michel von klein auf vertrauten alpinen Volksmusik. Aus dieser Spannung stammt der magische Sog dieser Musik. *The sound is the message.*

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Maschine

Mark van Huisseling

Vorvergangene Woche war ich das letzte Mal mit dem Motorrad unterwegs dieses Jahr. Ich meinte das zwar bereits in der Woche zuvor. Und in der davor ebenfalls. Doch es werden immer wieder schöne und milde Tage vorhergesagt. Obwohl der Oktober und also die Saison für nicht wetterfeste Genussfahrer im Grunde bald zu Ende sind. Wäre ich nicht *Weltwoche*-Leser, würde ich schlussfolgern, dass es den vom Menschen gemachten Klimawandel plus damit verbunden mehr wärmere sowie trockenere Tage vermutlich doch gibt.

Sie erinnern sich, MvH und Autos: Es war Liebe während vieler Jahre. Ich mochte meinen Maserati 3200 GT. Und meinen Porsche 911 Carrera, den ich danach fuhr, noch etwas besser. Doch plötzlich war's anders, «The thrill is gone», der Kitzel liess nach, wie B. B. King gesagt hätte. Weshalb? Riesenfrage. Antwortversuch: die Verkehrsdichte, Tempo 30 fast überall, dünkt es einen, die Bussen ...

Worauf ich mich über Motorräder kundig zu machen begann und in der Folge entschied, solche fahren zu lernen respektive eines anzuschaffen. Ich bin, nebenbei erwähnt, nicht der Einzige – die Zahl der Neuzulassungen in der Schweiz steigt. In den ersten neun Monaten dieses Jahres zum Beispiel um 6000 Stück (16 Prozent) gegenüber dem gleichen Zeitraum 2019, auf 43 000 Maschinen. Diese Entwicklung ist beachtlich, da die Showrooms während der wichtigen Frühlingsmonate pandemiebedingt schliessen mussten und bis Ende Mai 11 Prozent (2300 Exemplare) weniger verkauft wurden.

«In unserem Alter ist die Sache nicht ganz einfach, das Motorrad erfordert eine gewisse Furchtlosigkeit, die man als rund Fünfzigjähriger mit Kind und Karriere weniger leicht aufbringt»,

schrrieb der Kollege, von dem man sonst in dieser Zeitschrift über Autos liest, auf meine Frage, wie er den Ein- respektive Aufstieg aufs Krafrad erlebte. Wahre Worte, kann ich nach den ersten tausend zurückgelegten Kilometern sagen.

Er empfahl mir übrigens ein bequemes, eher leichtes Motorrad, da dieses insbesondere für die Handling-Prüfung einfacher sei als eine sehr schnelle Maschine mit geduckter Fahrposition. Mit anderen Worten: Ein Cafe-Racer-Bike, wie es mir von der Optik her am besten gefällt, kommt vielleicht für einen Sechzigjährigen mit mehr Erfahrung, selbständigerem Kind und einer als weniger wichtig wahrgenommenen Karriere (oder gar keiner mehr) in Frage.

Zurzeit bin happy mit meiner BMW F 900 R, für die ich mich entschieden habe. Dabei handelt es sich um ein Zweizylinder-Viertaktmotor-Mittelklassemodell mit 95 PS. Reichlich Leistung, finde ich, aber durchaus beherrschbar, ein «Kurvenjäger» (O-Ton BMW) tatsächlich. Zudem ein vorzügliches Angebot, was den Preis angeht – 9900 Franken für das Grundmodell, das prima ausgestattet daherkommt (mit ABS oder schickem Digital-Display). Und, bevor ich's vergesse, das R steht für «Roadster» – wenig drumherum, also fast nackt oder doch ein bisschen Cafe Racer. Möglicherweise war ich nicht das letzte Mal damit unterwegs dieses Jahr, ich hoffe es.

Ferner war ich im «La Muña», dem vor nicht langer Zeit eröffneten Restaurant; ich ging zu Fuss hin, das «La Réserve Eden au Lac», in dem

Worauf ich mich über Motorräder kundig zu machen begann und in der Folge entschied, eines anzuschaffen.

es sich befindet, liegt im Zürcher Seefeld. Die Renovierung des Hotels, das zur Gruppe von Michel Reybier, einem französischen Unternehmer und Milliardär, gehört, ist gelungen. Das «La Muña» – auf der sechsten Etage, aber ohne Aussicht ausser von der Terrasse, da im ehemaligen Dachstock untergebracht – sieht aus wie eine Mischung aus Klubhaus eines noblen Rudervereins und Ralph-Lauren-Laden. Mein Ein-bisschen-Bekannter sowie Designer Philippe Starck hat das vorzüglich hinkommen, er ist verantwortlich für das Interieur. Das Essen ist japanisch-peruanisch.

Das waren die guten Nachrichten. Die vielen Tische hingegen sind unnötig klein (abgesehen von den wenigen etwas grösseren, an denen aber auch bloss zwei Leute sassen). Die Portionen noch kleiner, die Preise dafür hoch wie die Kuppel mit den farbigen Fenstern von Ara Starck, einer Tochter Philippes (zirka 150 Franken für zwei, ohne Alkoholika, oder 250 Franken mit Wein, falls man vom billigen nimmt). Die Gäste kamen nicht aus Zürich, sondern waren HEW (Hotelgäste, Expats, *whatever*; das kann ein Vorteil sein). Was mir ferner gefiel: In der Halle spielte ein DJ, als ich das Haus verliess. Wäre ich nicht so hungrig gewesen, wäre ich noch eine Weile geblieben.



UNTEN DURCH Vergesslichkeit

Linus Reichlin

Gestern Morgen fand ich an meiner Küchenschranktür einen Zettel, auf dem stand: «Kolumne über Vergesslichkeit schreiben!!» Den Zettel hatte offenbar ich geschrieben, denn es war meine Handschrift. Das Thema war jedenfalls super! Ich nahm mir vor, die Kolumne gleich am Nachmittag zu schreiben. Doch als ich mich am Nachmittag an den Schreibtisch setzte, zermarterte ich mir das Gehirn auf der Suche nach einem guten Thema; mir wollte partout keins einfallen. Als ich mir in der Küche eine Cola holte, klebte an meinem Kühlschrank ein Zettel, auf dem stand: «Kolumne über Vergesslichkeit schreiben!!» Oh! Klar, hatte ich ganz vergessen. Ich nahm den Zettel mit und klebte ihn mitten auf den Bildschirm meines Notebooks. Jetzt konnte nichts mehr schiefgehen.

Ich erinnerte mich sogar wieder daran, dass mein Freund Bruno mir das Thema Vergesslichkeit vorgeschlagen hatte. In irgendeiner

Kneipe, deren Name mir auf der Zunge liegt, hatte er mir beim Bier erzählt, dass er immer Einkaufslisten macht, die er aber regelmässig zu Hause vergisst. Im Supermarkt versucht er sich dann zu erinnern, was er auf die Liste geschrieben hat, aber es will ihm partout nicht mehr einfallen. Vor allem an Zitronen erinnert er sich nie, obwohl auf dem Einkaufszettel, den er beim Nachhausekommen auf dem Küchentisch liegend vorfindet, ganz oben und dreimal unterstrichen «Zitronen!!!» steht.

Bruno erzählte mir ausserdem, das Angebot guter Spielfilme habe sich für ihn in den letzten fünf Jahren verdoppelt, weil er die Handlung von Filmen in immer kürzeren Abständen vergesse. «Unknown Identity» mit Liam Neeson habe er sich in zwei Jahren dreimal angesehen, und jedes Mal sei der Film für ihn wie neu gewesen. «Schreib doch mal was über Vergesslichkeit!», sagte Bruno. Als ich nach diesem Gespräch nach Hause kam, sagte ich in mein Handy: «Hey Siri, mach eine Notiz: Bruno beim nächsten Treffen sanft darauf hinweisen, dass er dement sein könnte!» Da ich aber vergass, diese Notiz mit einer Erinnerungsfunktion zu versehen, sprachen wir beim nächsten Treffen über ganz andere Dinge, unter anderem über den Film «Unknown Identity», den ich mir am Vorabend angeschaut hatte. Er war grossartig. «Den musst du dir unbedingt auch ansehen!», sagte ich, und Bruno sagte: «Werd' ich gleich heute Abend tun.» Danach erzählte mir Bruno, dass er in letzter Zeit immer vergesslicher werde. «Zum Beispiel lasse ich immer meine Einkaufsliste zu Hause liegen», sagte er. «Und du brauchst dringend Zitronen», sagte ich, hatte aber keine Ahnung, wie ich darauf kam. Wir sprachen nun über Altersheilsichtigkeit und ob es so was überhaupt gibt, also ob man im Alter vielleicht hellseherische Kräfte entwickelt, weil das Gehirn versucht, den Gedächtnisverlust durch übernatürliche Wahrnehmungen wettzumachen.

Doch als ich einige Tage später mit meiner Ärztin darüber sprach, sagte sie: «Das Gehirn macht im Alter leider gar nichts wett.» Das war die schlechte Nachricht. Die gute war, dass sie sagte, sie vergesse fast immer, wenn sie in den Supermarkt gehe, die Mundschutzmaske im Auto. Obwohl sie sich während der Fahrt zum Supermarkt jedes Mal sage: Vergiss die Maske nicht wieder! Ob man ein solches Geständnis von seiner Ärztin hören will, ist allerdings wie-

der eine andere Frage. Aber vielleicht muss man sich in einer geriatrisch werdenden Gesellschaft daran gewöhnen, dass Ärzte einen bitten, sich obenrum freizumachen, obwohl man schon in der Unterhose vor ihnen steht.

Vielleicht ist die Digitalisierung unsere Hoffnung! Solange die Computer sich für uns an alles erinnern, dürfen wir uns ruhig der Vergesslichkeit hingeben. Sorgen müsste man sich erst machen, wenn bei einem Langstreckenflug der Kapitän sagen würde: «Liebe Fluggäste, unser Bordcomputer hat leider unser Flugziel vergessen. Aus diesem Grund erfolgt unsere Landung nach dem Zufallsprinzip.» – «Das ist eine sehr lebensnahe Kolumne», sagte Bruno, als ich sie ihm zu lesen gab, «wie bist du auf dieses gute Thema gekommen?»



FAST VERLIEBT

Polyamorie oder: der monogame Schrecken *Claudia Schumacher*

Als ich meine Coiffeuse wiedersehe, betrachte ich sie aufmerksam. Gut durchblutet, vibrierend vor Energie: Sie sieht atemberaubend aus und liegt über ihrem optischen Durchschnitt. Damit weiss ich Bescheid und bin zufrieden: Der Typ, von dem sie mir letztes Mal erzählte, ist noch aktuell. Ich setze mich zum Haarschneiden, und sie bestätigt es. «Verückt, oder?», sagt sie und spielt auf die Art ihres Kennenlernens an.

Die beiden haben sich nicht über eine der üblichen Dating-Apps kennengelernt, sondern über ein Portal, das Menschen auf Grundlage ihrer sexuellen Präferenzen zusammenbringt. Bei meinem letzten Besuch erklärte sie, dass man Liebe nicht suchen könne. Weshalb sie es gar nicht probiere. Sie entschied sich stattdessen für den «Sex first»-Ansatz. Dabei war sie zufällig

auf diesen Mann gestossen, der ihr so ähnlich sei. Humor, Freigeist, Partyfreude: Alles passte. Allerdings sagte er vorneweg, er liebe Frauen. Also: generell. Nicht nur sie. Und weil sie so verknallt war, wollte sie sich auf eine offene Beziehung mit ihm einlassen, obwohl sie zu Eifersucht neigt. Ihre persönliche Begründung klang abenteuerlich: Gerade weil sie so eifersüchtig sei, wäre das doch eine gute Chance, diese Eifersucht mal so richtig zu konfrontieren. Und dann hinter sich zu lassen. Ihre Logik: Wenn «die andere Frau» von Anfang an da sei – beziehungsweise gleich mehrere von der Sorte –, dann mache es ja wenig Sinn, sich vor ihr zu fürchten.

Ich bin neugierig, wie sich das entwickelt hat. Lebt sie nun in einer offenen Beziehung? «Ach so, nein, nein...», winkt sie ab. «Wir sind exklusiv!» Und zwar sei der Vorstoss von ihm gekommen. Sie lacht. «Es stand ein Partywochenende bevor», erzählt sie. Sie fragte ihn, was er da so geplant habe. Er meinte, das halte er sich offen, darüber müssten sie sich ja keine Rechenschaft ablegen. «Okay, klar», habe sie da gesagt, «dann gehe ich auch feiern und halte es genauso...» Woraufhin er intervenierte – und so wurden sie monogam.

«Das freut mich für dich!», sage ich. Sie nickt kurz und grinst – aber da huscht ein Zweifel über ihr Gesicht. «Die Sache ist halt, dass ich jetzt, wo ich ihn für mich allein habe, wieder so eifersüchtig bin.» Es sei zwar toll, Liebe gefunden zu haben – aber die Angst davor, sie zu verlieren! Schrecklich. Das raube ihr den Schlaf.

Als ich mich von der aufgewühlten Schönen verabschiedete, bin ich wieder mal beeindruckt von der Liebe und ihrer Hinterlist. Lässt einen aufblühen und macht überglücklich – plagt einen dann aber doch garantiert irgendwie, und sei's auf den unvorhersehbarsten Wegen.



Im grünen Magma der Erde

Ein halber Tag lag zwischen den Welten, zwischen der Zivilisation und dem Schöpfungsbelassenen.



«No problem»: Autor Bahnerth (M.), Mediziner Doc Unding (ganz links).

Der Dschungel begann in der Hauptstadt des malaysischen Bundesstaates Sarawak im Nordosten der Insel Borneo, in Kuching: 600 000 Einwohner, tropischer Grosstadt-Dschungel, eine Mischung aus Beton, Glas, Holz und Wellblech, ein Nebeneinander von alten und neuen Welten, lauten und leisen Stimmen, Reichtum und Armut. Draussen dampfte feucht die Welt, drinnen kühlten die brutalsten Klimaanlage, die der Mensch hervorgebracht hat.

Der grüne Dschungel lag vier Stunden Autofahrt und eine einstündige Bootsfahrt auf einem Fluss namens Lemanak entfernt. Ein halber Tag lag zwischen den Welten, zwischen der Zivilisation und dem Schöpfungsbelassenen. Ich war vorbereitet auf das Land des grünen Magmas, die übliche Dschungel-Packliste: Rucksack, Regenjacke, helle, schnelltrocknende Kleidung, Gore-Tex-Schuhe, Mückenschutz, Sonnencreme, Moskitonetz, Aspirin, Ibuprofen, Schlangen-Antigift-Pumpe, Messer, mentales Training seit Wochen mit dem Ziel, den äusseren Dschungel mit meinem inneren in Balance zu bekommen.

Held vom Stamm der Iban

Ich wollte damals vor sechzehn Jahren während dreier Tage in dieser brodelnden Ursuppe des Werdens auf mein nacktes Sein treffen und die Sehnsucht nach dem Finden des eigenen Kerns stillen. Wollte ein Gefühl von intensivem Leben, das es nur gibt, wenn die Möglichkeit des Sterbens einen mit jedem Schritt begleitet.

Doc Unding war mein Führer. Ein kleiner, 84-jähriger Mann, der aussah wie fünfzig,

voller Tattoos und mit langem Blasrohr, ein Held vom Stamm der Iban, ein inzwischen gestorbener Unsterblicher. Er war der «Manang» des Dorfes, der Mediziner. Um den Hals trug er das Tattoo des «Big Warrior». Im Zweiten Weltkrieg hatte er eigenhändig vier Japaner getötet. Er hatte ihnen die Köpfe abgeschlagen, das war bis vor siebzig Jahren das übliche Prozedere der Iban-Männer im Umgang mit ihren Feinden. Er nahm die Köpfe mit nach Hause, weidete sie aus, räucherte sie und hängte sie dann in einem Rattan-Netz an seinen Türpfosten – in der Hoffnung, die Kraft der Enthaupteten ginge auf sie über. Heute köpfen junge Iban-Männer Affen, aber es gibt Bestrebungen, ihnen auch das zu untersagen.

An einem Montagmorgen zogen wir los, ich in Vollmontur, Doc Unding mit einem Lendenschurz, dem Blasrohr, einem Köcher für Giftpfeile, ein paar Amuletts um den Hals und einer Art Hut aus Vogelfedern. Doc Unding flog leichtfüssig über den Boden, ich stapfte hinterher. Ich schwitzte, er nicht. Er lachte, ich verzog das Gesicht zu einer Grimasse.

Manchmal hielt er an und hörte einer Vogelstimme zu. Die Iban glauben, aus bestimmten Vogelgesängen Vorhersagen herauszuhören. Eine komplexe Sache, hängt von der Art des Vogels ab, der Tageszeit, an der er das tut, aus welcher Richtung der Gesang kommt. Meistens sagte er dann den einzigen Satz, den er auf Englisch konnte: «No problem.»

Ich verlor die Zeit irgendwann, es gab nur noch Tag und Nacht und, so seltsam das klingen

man, ein Erstarren bei gleichzeitiger körperlicher Entkräftung. All diese Früchte, diese auf dem Feuer gegrillten Schlangen, Bindenwarane, Nagetiere, diese weissen Larven von irgendwas, dieses Dschungelwasser führten zu einem kleinen Durchfall. Da ist man dann im Dschungel und hat den Kack in der Hose.

Schlafen Ameisen?

Wir sahen Affen, Vögel, ein paar Schlangen und Spinnen. Wir schliefen an kleinen Flüssen, und abends vor dem Einschlafen im ruhelosen, raschelnden Dunkel dachte ich über mein Testament nach und darüber, warum Gott Ameisen erschaffen hatte und ob sie nie schlafen. Der Tod im Dschungel, das sind nicht die Giftschlangen, das sind die Ameisen.

Ich weiss nicht, ob ich zu mir selber hinlief in diesen Tagen. Der Dschungel ist kein Ort für Kontemplation. Was geschah, war, dass ich auf eine fatalistische Weise cool wurde, traumlos auch, gleichzeitig gefangen und befreit im Hier und Jetzt.

Nach drei Tagen blieb Doc Unding stehen. Ein Vogel, dachte ich. Er drehte sich um, sah mir in die Augen, klopfte mir auf die Schulter, und wir gingen noch zwei Schritte nebeneinander. Dann hörte der Dschungel plötzlich auf, ein Jeep stand dort. Ich stieg ein, fuhr ein paar Stunden ins «Hilton Batang Ai Longhouse Resort», überlegte, ob ich beim Eintragen «Joseph Conrad» schreiben sollte, und setzte mich dann an die Bar und trank jenes Bier, das für immer das beste meines Lebens bleiben wird.

«Besser als Ritalin»

Maya Vogt, 64, züchtet mit ihrem Mann Esel.
Die Tiere haben ungeahnte Qualitäten.

Mein Mann schenkte mir vor neun Jahren zwei Esel. Da es eigentlich eine Gruppe von vier war, kauften wir schliesslich alle. So begann das mit diesem genialen Tier. Heute haben wir mit unseren Kollegen sechzig Stück, die ich Sommer wie Winter im Minimum zweimal am Tag besuche. Ich kenne alle mit Namen. Am Morgen und am Abend miste ich den Stall, und im Winter füttere ich sie mit Heu. Im Sommer auf der Alp ist der Stall immer offen, dann sind sie frei und fressen wie Rasenmäher. Alles ist immer *rädibutz* weg.

Als die Esel dreijährig waren, begannen wir zusammen mit unseren Kollegen, die schon seit fünfzehn Jahren Esel züchten, mit der Zucht.



«Sie lernen fast alles»:
Tierliebhaberin Vogt.

Unsere Alp taufen wir Eselalp. In der Hütte bieten wir Übernachtungen an, dazu macht mein Mann ein feines Zmorge und ein Nachtessen – Eselstreicheln inklusive. Unsere zwei Hengste halten wir im Winter voneinander getrennt, weil sie sonst aufeinander losgehen würden, wenn Stuten in der Nähe sind. Im Frühling decken wir sie dann gezielt mit unseren Stuten. Würden wir sie unkontrolliert in die Herde lassen, hätten wir Inzucht.

Die meisten Esel verkaufen wir, frühestens wenn sie einjährig sind. Einer kostet 1800 Franken. Für kinderlose Pärchen sind sie wie ein Kinderersatz. In einer psychiatrischen Klinik beruhigen zwei von unseren Eseln Alkohol- und Drogensüchtige. Menschen unter Strom können

dort im Stall Esel bürsten. Man sieht regelrecht, wie es den Patienten guttut.

Extreme Ruhe

Esel, glaube ich, haben einen ähnlichen Effekt wie Delfine. Wir bieten daher Patenschaften an. Der Pate, der am weitesten weg wohnt, lebt in Denver. Er war ein berühmter NHL-Schiedsrichter und besuchte uns vor wenigen Monaten. Vor allem Eltern von hyperaktiven Kindern sagen immer wieder, dass nur schon zwei Tage Wunder wirken. Für Kinder, die *rumgspleln*, sind Esel viel besser als Ritalin. Nur Stuten sind zeitweise etwas giftig. Vor allem, wenn sie *rössig* sind. Böseartig sind sie aber nicht.

Besonders schätze ich die Gutmütigkeit der Tiere, diese extreme Ruhe. Daher ist mein Beruf für mich wie ein Hobby oder Ferien. Ich bin jetzt 64 und könnte mich eigentlich pensionieren lassen. Wenn's geht, mache ich aber bis neunzig weiter. Seit ich sechs bin, habe ich Katzen und Hunde. Ich wollte immer *puure*. In erster Ehe heiratete ich einen Bauern. Wir wanderten nach Kanada aus. Ich kam dann aber vorzeitig zurück und übernahm die Alp wieder selber.

Mein jetziger Mann ist Landschaftsgärtner, was eigentlich ein Bauer ist – wir ticken gleich. Auch er liebt Tiere, so wie meine beiden Kinder. Und auch auf meine Enkeltochter färbte die Tierliebe ab. Der kastrierte Esel Ricky, ein neunjähriger Wallach, geht jedes Jahr mit einem Samichlaus *chlausen*. Mit ihm kann man alles machen. Er trägt das Traggestell und folgt einem überallhin. Esel kann man gut dressieren, wenn man sie von klein auf hat. Dumm sind sie überhaupt nicht. Sie lernen fast alles.

Was er nicht kennt . . .

Und stur sind sie auch nicht, eher vorsichtig. Stehen sie still, hat das einen Grund. Das, was der Esel nicht kennt, muss zuerst analysiert werden. Am besten gefällt mir, wenn die Tiere im Stall fressen. Das Geräusch klingt wie Mahlen – so schön! Ich mag auch, dass ich sie von Geburt an kenne. Sie sind extrem zutraulich und kommen zu mir, um zu schmusen. Ich gebe sie ungern weg. Deshalb schaue ich mir genau an, wo sie hinkommen. Den Käufern sage ich immer: «Wenn irgendetwas ist, gebt mir den Esel bitte retour.» Denn dann schaue ich für ein Plätzchen, das ist mir sehr wichtig.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Alarmwissenschaften

Task-Force-Chef: Werte Kolleginnen und Kollegen, der Bundesrat hat diese Task-Force einberufen, um das letzte grosse Rätsel der Menschheit zu lösen. Es geht um die Frage: Warum stirbt der Mensch?

Virologe: Was soll diese Frage? Der Mensch stirbt am Coronavirus. Das weiss doch jedes Kind!

Klimaforscher: Nein, der Mensch stirbt an viel grösseren und komplexeren Ursachen wie der Klimaerwärmung.

Ernährungswissenschaftlerin: Statistisch gesehen, sind die häufigsten Todesursachen in dieser Welt der Hunger und die Fettleibigkeit.

Psychologe: Ich sage euch, der Mensch stirbt am Stress, den er hat mit all euren Studien dazu, woran der Mensch alles sterben soll.

Politologin: Stress ja, aber nicht aufgrund zu vieler wissenschaftlicher Studien, sondern wegen zu wenig Vaterschaftsurlaub. Dass der Mensch im Alter stirbt, ist eine unmittelbare Langzeitfolge eines fehlenden Vaterschaftsurlaubs.

Soziologe: Der Mensch stirbt an einer sozialpolitischen Mangelerscheinung?

Hauswart: Entschuldigen Sie, wenn ich mich einmische. Ich habe rein zufällig mitgehört, als ich hier Luft aus den Heizungsrohren abliess. Aber sterben die meisten Menschen nicht einfach irgendwann an Altersschwäche?

Virologe: Das ist eine üble Verschwörungstheorie!

Task-Force-Chef: Entschuldigen Sie, aber Nichtakademiker können wohl kaum einen sinnvollen Beitrag zu so komplexen akademischen Diskussionen leisten.

Hauswart: Wieso «Nichtakademiker»? Ich habe Facility Management studiert. Und was Ihre Diskussion über den Tod anbelangt, so bin ich überzeugt davon, dass ich mich später einmal totlachen werde, wenn ich zurückdenke, was ich als Hauswart dieser Universität für Theorien zu hören bekommen habe.

Andreas Thiel

Lob des Luxus

Schwarzwaldstube, Hotel Traube Tonbach, Tonbachstrasse 222, D-72270 Baiersbronn Tel. +49 7442 492665; montags und dienstags geschlossen. 3 Michelin-Sterne, 19,5 Gault-Millau-Punkte

Als im vergangenen Frühjahr das 3-Sterne-Restaurant «Schwarzwaldstube» in Baiersbronn brannte, reagierte die Hoteliersfamilie Finkbeiner mit entschiedenem Tatendrang auf den Verlust des Lokals, das die Spitzengastronomie in Deutschland geprägt hat wie kein anderes. Ein paar Monate später sitze ich im sogenannten «Temporaire» auf dem Parkdeck des Hotels «Traube Tonbach», wo die «Schwarzwaldstube» provisorisch untergebracht ist. Der Raum ist nüchtern-elegant, aber Service und Küche haben trotz erschwelter Umstände nichts von ihrer Überzeugungskraft eingebüsst.



Küchenchef Torsten Michel hat ein Menü zusammengestellt, das sich wie eine Kurzzusammenfassung der besten Produkte und Zubereitungstechniken liest, die in der Spitzenküche verfügbar sind. Punktgenau pochierete Austern mit Imperial-Kaviar vom Stör, der mindestens 25 Jahre, lieber aber 30 Jahre alt sein soll, werden kombiniert mit einer buttrigen Champagnersauce zur Vollendung dieses luxuriösen Dreiklangs. Als wohlthuender Kontrast zum Trend möglichst regionaler Küche,

bei der die Geschichte über manche Produkte bisweilen besser ist als das Produkt selbst, gibt sich Michel nur mit höchster Qualität zufrieden. Das bezieht sich nicht nur auf die Güte des kleinen bretonischen Steinbutts, sondern auch auf die handwerklichen Feinheiten der Zubereitung: Im Ganzen, aber von Gräten befreit und mit einer Krustentier-Farce gefüllt, wird der Fisch gegart und dann mit gebratenem Carabinero und einer Gamba serviert. Zusammen mit einer Curry-Krustentier-Sauce ist das etwas vom Besten, was ich seit langem gegessen habe.

Mit japanischem Rindsfilet aus Kagoshima und Räucheraal sowie dem Klassiker Lièvre à la royale komplettiert Torsten Michel sein Menü, das Luxus, Küchentechnik und geschmackliche Anmut in einer Art zusammenbringt, die jederzeit eine Schwarzwaldreise wert ist.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Bündner, biodynamisch

Obrecht Monolith Selvi Pinot noir 2018. 13 % Weinauslese, Kilchberg. Fr. 69.–
www.weinauslese.ch

Es gibt unter Winzern wie unter Konsumenten welche, für die sind biologischer Rebbau und die Weine daraus eine Frage der Weltanschauung, der Philosophie oder gar der Religion. Die sympathischsten unter letzteren beziehen sich auf die berühmte Formel von Spinoza (1632–1677), «Deus sive natura» (Gott oder auch die Natur); die unangenehmeren neigen, nicht anders als der eine oder andere rabiate Veganer, zu einem sektierischen Fundamentalismus. Ist mir als bekennendem Hedonisten eher fremd. Aber zurück zum Wein.

Natürlich gibt es inzwischen auch eine wachsende Fraktion unter den Weinmachern und Weinliebhabern, die einer biologischen oder gar biodynamischen (auf den Grundsätzen von Rudolf Steiners anthroposophischer Landwirtschaft gegründeten) Produktion aus rein pragmatisch säkularen qualitativen Gründen den



Vorzug geben. So nahm der Bioweinbau in der Schweiz im vergangenen Jahrzehnt (ich folge einer Statistik von Stefan Keller in der *Schweizerischen Weinzeitung* vom vergangenen September) von gut 2 Prozent der Gesamtanbaufläche zwischen 2000 und 2010 auf heute nicht weniger als 10 Prozent zu. Waren es vor zwanzig Jahren noch 103 Betriebe, die von 1600 Franken Zuschuss pro biozertifizierter Hektare profitierten, sind es heute nicht weniger als 304.

Einen solchen Sprung erklärt kein seligmachender Glaube allein, sondern doch wohl eher ein Wandel der Konsumgewohnheiten. Das Winzerpaar Christian und Francisca Obrecht, das 2006 in Jenins in der Bündner Herrschaft als fünfte Generation den Familienbetrieb Weingut zur Sonne über-

nahm, betreibt seit mehreren Jahren auf seinen sieben Hektaren Rebbau nach biodynamischen Richtlinien. In vielen Facetten. Aber jedenfalls in ihrem Spitzenprodukt, einem Pinot noir mit dem etwas monumentalen, aber letztlich nicht unzutreffenden Namen «Monolith», ist ihnen ein Wein gelungen, der, nicht anders als die burgundischen Bio-Ikonen der legendären Lalou Bize-Leroy, ohne jeden Weltanschauungsbonus auskommen. Nicht dass er sich schon ein solch stratosphärisches Podest anmassen würde.

Aber die Spezialabfüllung, welche die «Weinauslese» von der Einzellige Selvi in kleiner Auflage anbietet, ist ein herrschaftliches Nonplusultra eines ebenso frischen, scheinbar unpräzisen, in Wahrheit vielschichtig komplexen, ja abgründigen grossen Pinots: wunderbare Frucht (Kirschen, etwas Himbeeren, Cassis), feine Tannine, gezähmtes Holz, auch eine Spur Lakritze und sogar Rauch. Ein Wein, mit dem wir uns dank seines Charmes schnell anfreunden, mit dem wir aber, von einer Entdeckung in die nächste gleitend, so schnell nicht fertig werden. Grosse Klasse.

Anders als die andern

Der Mazda 3 hat in vielerlei Hinsicht etwas Einzigartiges: Er ist eine Mischung aus hochentwickelter Technik und Ästhetik.



Der Mazda 3 ist auf den ersten Blick ein schön gestalteter Kompaktwagen. Wer etwas tiefer geht, kann unter dem formvollendeten Blech, für das die Designer kaum modische Sicken und Kanten vorgesehen haben, aber noch ein kleines Wunder der modernen Automobiltechnik entdecken. Der Mazda Motor Corporation mit Sitz in Japan ist es gelungen, einen Motor zu entwickeln, in dessen Brennkammern je nach Situation zwischen herkömmlicher Fremdzündung und dieselähnlicher Kompressionszündung gewechselt wird.

Ohne zu sehr in die unübersichtlichen technischen Details zu gehen: Das bedeutet, dass der Motor in meinem ästhetischen, silbergrauen Kompaktwagen die Sparsamkeit eines Dieselantriebs mit den tiefen Abgaswerten und der Dynamik eines Benziners kombinieren kann.

Anders als bei den meisten anderen Herstellern verzichtet man bei Mazda auf Turbolader, welche die Leistungseinbussen, die bei der heute üblichen Verkleinerung des Hubraums entstehen, kompensieren. Während die leicht verzögert eintretende Turbo-Zusatzkraft oft die Wirkung eines sanften Schlags in den Nacken hat, beschleunigt das Skyactiv-Aggregat im Mazda 3 eher mit der angenehmen Gleichmässigkeit eines Saugmotors. Der Verbrauch des Allradfahrzeugs pendelt sich zwischen sechs und sieben Litern pro 100 Kilometer ein; je nachdem, wie eilig man es hat.

Für Leute, die es bei technischen Details doch genau nehmen, ist zu erwähnen, dass

der Mazda-Motor zwar über einen Kompressor verfügt, welcher aber nicht der Leistungssteigerung dient, sondern den Brennkammern die benötigte Menge Luft zuzuführen hat. Zusätzlich kommt ein 24-Volt-Startergenerator zum Einsatz. Die ganze aufwendige Antriebstechnik, die inneren Werte des Autos im Wortsinne, machen viel seiner Anziehungskraft aus.

Und neben seinem gepflegten Äusseren fällt der Wagen auch mit guter Cockpit-Gestaltung, schönen Materialien und hoher Funktionalität auf. Die Navigations- und Unterhaltungseinheit wird mit einem Dreh-Drück-Regler bedient und bietet alles, was man von einem solchen System erwarten kann. Notbremsassistent, Head-up-Display oder Abstandsradar sind selbstverständlich zu haben, und der Mazda 3 fährt sich deshalb, aber auch wegen seiner ausgewogenen Abstimmung aus Dynamik und Komfort sehr angenehm. Lediglich die Sicht nach hinten ist etwas eingeschränkt, aber selbstverständlich hilft beim Parkieren eine Kamera inklusive Sicht aus der Vogelperspektive. Zusammengefasst ist der Mazda 3 in seinem Segment eine in vielerlei Hinsicht einzigartige Erscheinung.

Mazda 3 Hatchback Skyactiv-X 180 AWD Revolution

Motor: 4-Zylinder-Benziner, Allradantrieb, 6-Gang-Automatik; Hubraum: 1998 ccm; Leistung: 180 PS/132 kW; max. Drehmoment: 224 Nm (bei 3000 U/Min.); Verbrauch (WLTP): 6,2 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 8,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 210 km/h; Preis: Fr. 37 590.–, Testwagen: Fr. 40 951.–



OBJEKT DER WOCHE

Jeder Kasten zählt

Offizielle *mailbox* des United States Postal Service.

Im letzten Moment stoppte Louis DeJoy seinen Sparplan wieder, die Zahl der Briefkästen im Land zu reduzieren. Der «Postmaster General», so lautet die genaue Bezeichnung des amerikanischen Postchefs, war unter Druck gekommen, weil weniger Briefkästen auch weniger Möglichkeiten für die Bevölkerung bedeutet hätten, den Präsidenten per Post zu bestimmen. DeJoy vertagte den geplanten Abbau auf nach dem Wahltermin. Den rund 233 Millionen amerikanischen Wahlberechtigten stehen also weiterhin gut 142 000 *mailboxes* zur Verfügung.

Die Diskussion rückte den seit 1970 in Blau produzierten metallenen Vierbeiner, dessen Lebensdauer mindestens zwanzig Jahre beträgt, ins Zentrum, weil die Briefwahl wohl noch nie so wichtig war wie im Pandemiejahr 2020. Sie kann, wenn nicht die Wahl zwischen Donald Trump und seinem Herausforderer Joe Biden entscheiden, so doch deren Ausgang in die Länge ziehen. In vielen Staaten gilt als Einsendeschluss nämlich der Poststempel vom 3. November – dem Wahltag.

Die Empirie des eidgenössisch-briefstimmlichen Verhaltens der letzten 26 Jahre deutet darauf hin, dass es einige gibt, die ihre Unterlagen erst in letzter Sekunde versenden. Das wird bei den knapp achtzig Millionen Amerikanerinnen und Amerikanern, die beabsichtigen, ihr Wahlcouvert in den Briefkasten zu werfen, nicht anders sein.

Benjamin Bögli

Kapitalistischer Kosmopolitismus

Pop war einst der Soundtrack der Moderne. Industriell komponierte Massenware, die auf Normalität basierte und sich am Allgemeinen orientierte. Also am Angelsächsischen. Heute, in der spätmodernen Gesellschaft, wird das Singuläre, das nicht Ausgelutschte, kulturell diversifiziert und global skaliert. In der Musik explodieren Afro-Beats, albanischer Pop und K-Pop. Jüngst sorgte ein Börsengang in der südkoreanischen K-Pop-Szene für Furore; er betraf die Managementfirma des heissesten Acts. Die Episode steht für den Aufstieg einer neuen Mittelklasse in den Schwellenländern, die sich einen Platz auf der Weltbühne erobert. Mit kapitalistischem Kosmopolitismus wird althergebrachtes plattgemacht und mit dem für die Generation Z eigenen Aktivismus expandiert: K-Pop singt gegen Mobbing und für Inklusivität. So trat Trump im Juni an einem *venue* vor quasi leeren Rängen auf, weil sich die vernetzten K-Pop-Fans online Sitzplätze gesichert hatten. Der Veranstaltung aber blieben sie fern – und setzten durch Abwesenheit ein Zeichen.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Börsengang der Managementfirma des K-Pop-Wunders BTS.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Meine Tochter möchte auswandern. Welches Land würden Sie einem jungen Menschen am ehesten empfehlen?

R. T., Lugano

Ich würde diesen jungen Menschen zuerst fragen: Warum willst du auswandern, was suchst du in der Ferne, was du hier in der Nähe nicht findest? Das ist entscheidend. Es gibt Leute, die wandern aus, weil ihnen die Schweiz zu eng ist. Sie suchen Weite und grosszügige Landschaften, wie zum Beispiel in Kanada, in südamerikanischen Ländern oder sogar in Wüstenstaaten in Afrika.

Würde ich eines dieser Länder empfehlen, würde ich aber gleichzeitig darauf aufmerksam machen, dass es zum Leben noch mehr braucht als grossartige Landschaften.



Vielleicht sucht Ihre Tochter aber grosstädtischen Betrieb, der ihr hier fehlt. Dann wäre vielleicht Paris, São Paulo, New York oder Peking das Richtige. Aber wiederum, was kann man dort tun? Denn der Mensch lebt ja nicht nur vom grosstädtischen Betrieb, auch wenn ihm dieser Freude macht.

Vielleicht möchte Ihre Tochter aber auch ganz einfach weg von zu Hause, weg vom bisherigen Familienumfeld, einfach

etwas anderes, etwas Selbständiges. Dann kommt es auch nicht so sehr darauf an, in welches Land sie geht. Dann müsste sie sich zuerst erkundigen, wo sie ausserhalb der Familie, ausserhalb ihres Landes, eine Stelle finden kann, die ihren Lebensunterhalt garantiert.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Stefan Pfister

Beim Wirtschaftsprüfer KPMG läuft es trotz Corona-Krise nicht schlecht. Welches sind für den Schweiz-Chef die grössten Herausforderungen der kommenden Monate?

Könnten sie sich frei aussuchen, in welcher Branche sie arbeiten, stünde wohl derzeit die Wirtschaftsprüfung bei vielen Firmenverantwortlichen hoch im Kurs. Jahresrechnung und Steuererklärung müssen die Unternehmen auch während der Corona-Krise vorlegen – Arbeit für Revisoren und Steuerexperten.

«Ja, mit dem Geschäftsverlauf in diesem Jahr sind wir tatsächlich nicht unzufrieden», sagt Stefan Pfister, seit 2014 Chef von KPMG Schweiz, einem der bedeutendsten Anbieter auf dem Gebiet Wirtschaftsprüfung und Unternehmensberatung. Wir treffen ihn hoch über Zürich in der Waldbeiz «Adlisberg» – zum Essen gibt es, passend zu Ort und Jahreszeit, Wildpfeffer. Selbst in der Unternehmensberatung, die etwas kurzfristiger funktioniert als die anderen Geschäftsbereiche von KPMG, laufe es gut. Schwerpunkte sind hier die umfassende digitale Erneuerung von Geschäftsprozessen, Restrukturierungen, nachhaltiges Investieren und die Regulierung. «Alles Themen, die durch Corona eher noch einen Schub bekommen haben.»

Blick nach vorn, ist der Firmenchef dennoch nicht ungetrübt zuversichtlich. Die diesjährigen Aufträge in den Bereichen Revision und Steuern seien grösstenteils schon seit langem vorbereitet gewesen – «80 Prozent unserer Mitarbeitenden sind normalerweise draussen, im Kundenkontakt, und das beinhaltet auch die Akquise». Diese sei über die virtuellen Kanäle sicherlich nicht einfacher zu bewerkstelligen.

Anspruchsvolles Home-Office

Weiter ist KPMG eine regelrechte Karriere-Drehscheibe und Ausbildungsstätte für Wirtschaftsprüfer, Steuerexperten und Berater: Jahr für Jahr werden rund 600 neue Mitarbeiter angestellt, davon viele Hochschulabsolventen. Gleichzeitig verlassen etwa 15 Prozent der Belegschaft das Unter-

nehmen. «Wir sind also darauf angewiesen, dass wir bei unseren neuen Mitarbeitenden gerade am Anfang eine steile Lernkurve erzeugen.» Das sei natürlich im Home-Office ungleich anspruchsvoller.

Angesichts der gegenwärtigen Lage rund um Corona arbeitet derzeit ein Grossteil der Mitarbeitenden von zu Hause aus. Um Innovation, Teamintegration oder Ausbildung sicherzustellen, versucht KPMG einen für



Veränderte Bedürfnisse: Manager Pfister.

alle Mitarbeitenden gangbaren Weg zwischen Home-Office und Büropräsenz zu finden.

Dabei beobachtet Pfister, dass gerade bei jüngeren Mitarbeitenden die Arbeitsplatzflexibilität einen hohen Stellenwert hat. «Der Anspruch lautet klar: volle Flexibilität.»

Als er vor drei Jahrzehnten ins Berufsleben eingestiegen sei, «lautete das klare Karriereziel der allermeisten, Partner zu werden».

Das sei heute anders. Wer als Unternehmen nicht auf diese veränderten Bedürfnisse eingehe, zahle im Kampf um die besten Talente langfristig einen hohen Preis. Angesichts dieses Trends ist Pfister überzeugt, dass der Bedarf nach Büroflächen abnehmen wird.

Gipfel der Regulierung nicht erreicht

Die Schweizer Wirtschaft sieht Pfister in «vergleichsweise guter Verfassung». Dazu hätten auch Abfederungsmassnahmen wie die Kurzarbeit beigetragen. «Aber es ist uns noch viel zu wenig bewusst, wie teuer das Ganze wird.» Darüber, wer die Kosten trage, werde viel zu wenig geredet. Anders als manche Konkurrenten habe KPMG seit dem Corona-Ausbruch keine Kurzarbeit beantragt. «Für mich ist das eine Frage der Unternehmensverantwortung – man kann nicht gleichzeitig Boni und Dividenden für das letzte Jahr auszahlen und die Mitarbeitenden auf Kurzarbeit stellen.»

Bei Wildpfeffer und Cola zero zeigt sich der KPMG-Chef als kritischer Beobachter der Regulierungswelle, die in den letzten zehn Jahren viele Bereiche der Wirtschaft heimgesucht habe. Aber ist diese nicht gut für KPMG, welche darauf spezialisiert ist, anderen Firmen bei der Einhaltung der Regeln zu helfen? «Nein», sagt Pfister, «in erster Linie geht es uns gut, wenn die Wirtschaft gut läuft.» Und da sei zu viel Regulierung eben schädlich.

Er teile die Haltung jener nicht, die mittlerweile den Gipfel bei der Regulierung erreicht wännen. «Es ist höchstens ein Zwischenplateau – ich sehe nach wie vor unzählige Vorhaben, sei es auf internationaler Ebene oder in der Schweiz.»

Prominentes Beispiel sei die Konzernverantwortungsinitiative, die einen neuen Schub an Überwachung und Regulierung auslösen würde.

Florian Schwab

«Alles wird gut»

Bai Ling ist erfrischend wie gekühlter Champagner. Seit Jahren mischt die schöne Chinesin Hollywood auf. Jetzt ruft die Heimat zur grossen Gala.

Urs Gehriger

Bai Ling ist komplett aus dem Häuschen. «Kannst du dir vorstellen, was das bedeutet? Huuge!» Ihre Stimme flattert auf und ab wie ein Kanarienvogel. «Die Einladung kam handschriftlich von Ang Lee, *oh my God.*» Ling sitzt in ihrer Wohnung in Hollywood und wartet auf den Flug nach Taipeh, Taiwan, wo demnächst die Golden Horse Awards verliehen werden – die Oscars Asiens.

Bai Ling zählt zu den bekanntesten Schauspielerinnen der boomenden Filmindustrie Chinas. Und mischt seit Jahren Hollywood auf. Wenn sie nicht auf dem Filmset steht, sorgt sie auf dem roten Teppich mit superknappen Outfits für Karambolagen unter Paparazzi. Mit entwaffnender Offenheit – Kritiker sagen, Naivität – plaudert sie über ihre konservative Jugend im chinesischen Armeetheater, ihre «übergrossen Nippel», Selbstmordversuche und neuerdings über ihre Sympathien für Trump.

1989 nahm sie an den Tiananmen-Kundgebungen teil und floh wenig später nach Amerika. In New York nahm sie, wie einst Monroe, Brando und Dean, Schauspielunterricht im Actors Studio. 1994 gelang ihr mit «The Crow» den Durchbruch und arbeitet seither mit Stars wie Richard Gere, Jodie Foster, Oliver Stone, George Lucas und schaffte es als erste Chinesin auf das *Playboy*-Cover. Nun also ruft die Heimat zum Ritterschlag.

Weltwoche: Bai Ling, Sie sind als beste Schauspielerin für Ihre Rolle in «The Abortionist» nominiert. Worum geht es im Film?

Bai Ling: Der Name sagt es, ein total ungewöhnlicher Film, extrem bewegend und ziemlich traurig. Es geht um eine Frau aus der Arbeiterklasse in Hongkong. Sie hat etliche Jobs, um zu überleben. Unter anderem ist sie Abtreiberin. Abtreiben ist illegal, aber wird sehr oft gemacht, denn viele junge Mädchen im Alter von sechzehn oder vierzehn werden schwanger. Sie können nicht in ein normales Krankenhaus gehen, viele begehen deswegen sogar Selbstmord. Entweder sie bringen sich um, oder sie kommen zu mir.

Weltwoche: Sie sind die Abtreiberin?

Bai Ling: Meisterin der Abtreibung, lautet der korrekte Titel auf Chinesisch.

Weltwoche: Die Jury scheint sehr beeindruckt von Ihrer Leistung.

Bai Ling: Ja, alle anderen Nominierten leben in China. Dass sie mich einladen, ist ein offensichtliches Zeichen. Schliesslich lebe ich ja nicht dort.

Weltwoche: Wie ist die Stimmung in Hollywood heutzutage?

Bai Ling: Nun, es gibt keine roten Teppiche. Es gibt keine Veranstaltungen. Alles ist virtuell. Überall muss man Maske tragen. Es finden kaum Produktionen statt, weil es Hunderte Seiten Vorschriften gibt. Jede Produktion kämpft mit erhöhten Kosten, weil man dauernd ärztliche Untersuchungen machen muss. Menschen be-

«Meine Grossmutter, sie ist die wichtigste Person in meinem Leben. Sie lebt jetzt auf dem Mond.»

ruhigen sich mit Drogen, Alkohol. Es ist irgendwie deprimierend.

Weltwoche: Das Ganze erinnert an einen Stephen-King-Film.

Bai Ling: Es ist zum Verrücktwerden. Aber als Schauspielerin versprühe ich Hoffnung. Wer, wenn nicht ich? Ich mache jetzt meinen eigenen Film.



Weltwoche: Wie heisst er?

Bai Ling: «Meine Quarantäne-Romanze mit Toilettenpapier».

Weltwoche: Toller Titel. Warum Toilettenpapier?

Bai Ling: Als Donald Trump die US-Grenze abriegelte und keine Flieger aus Europa und Asien mehr landen durften, war ich in Kasachstan. Also begab ich mich auf eine Odyssee, um zurück nach Hollywood zu kommen. Ich flog nach Moskau, dann nach Dubai, mein Koffer ging verloren, ich wurde von den Behörden festgesetzt, und dann ging mir das Toilettenpapier aus. Da kam mir die Idee für den Film. Es ist eine erotische Komödie. Und ich führe ein Gespräch mit Trump.

Weltwoche: Was erzählt er Ihnen?

Bai Ling: Er gesteht mir, dass er eigentlich nicht im Weissen Haus, sondern in Chinatown lebt. Es ist zum Totlachen.

Weltwoche: Er war selbst mit dem Coronavirus infiziert. Macht er einen guten Job als Präsident, was denken Sie?

Bai Ling: Ich denke, er versucht sein Bestes.

Weltwoche: Wer ist besser geeignet, das Land zu führen. Biden oder Trump?

Bai Ling: Ich bin ein wenig unglücklich, dass dies die einzigen beiden Kandidaten sind.

Weltwoche: Zwei alte Männer.

Bai Ling: Ja, wir haben so viele intelligentere und jüngere Leute, die dieses Land besser machen wollen, aber wir haben nur diese beiden. Keine echte Wahl, oder?

Weltwoche: Sie wählen nicht?

Bai Ling: Ich mag Politik nicht. Politiker sind tückisch, aber ich mag Donald Trump aus einem Grund. Wegen seiner Leidenschaft. Es ist Leidenschaft, die die Welt antreibt. Martin Luther King, all die historischen Persönlichkeiten – Leidenschaft ist es, was sie vereint. Trump ist leidenschaftlich, und er ist ein Geschäftsmann. Wenn die Wirtschaft läuft, geht es den Menschen gut.

Weltwoche: Und Biden?

Bai Ling: Ich denke, Joe Biden ist zu alt, und er ist auch ein Politiker. Politiker sagen, was man gerne hören möchte, aber sie tun nichts. Trump, ob Sie ihn mögen oder nicht, er ist er selbst. Das gefällt mir. Da gibt es keine Hintergedanken



«Ich mag Trump wegen seiner Leidenschaft»: Hollywoodstar Bai Ling.

bei ihm. Natürlich ist er leicht egozentrisch, die Leute mögen das nicht. Ich sage: Solange er ehrlich ist und Amerika wirklich wieder besser machen will, ist er der Bessere.

Weltwoche: Was sagt Ihr Gefühl? Wird er wiedergewählt?

Bai Ling: Ich glaube, er wird gewinnen. Er ist jünger, und er hat gezeigt, dass er es kann. Er hat sogar drei Nominierungen für den Friedensnobelpreis erhalten, das ist schon etwas. Wie kommt es, dass die Leute das nicht erwähnen?

Weltwoche: Politiker mögen Sie nicht. Welcher Mensch hat Sie am meisten geprägt?

Bai Ling: Meine Grossmutter, sie ist die wichtigste Person in meinem Leben. Sie lebt jetzt auf dem Mond.

Weltwoche: Sie meinen, sie ist tot?

Bai Ling: Sie hat mir gezeigt, wie man liebt und was reine, bedingungslose Liebe ist. Ich erinnere mich an die Zeit im Winter in Nordchina. Ich bin mitten in der Nacht aufgestanden, um zu pinkeln. Ich hörte, wie sich die Tür langsam öffnete, dann kam meine Grossmutter mit ganz rotem Gesicht herein. Sie hatte gerade allen Schnee von den Stufen der Nachbarhäuser weggeräumt. Als die Nachbarn erwachten, war aller Schnee weg,

verschwunden wie durch Engelshand. Sie war eine grosszügige und liebende Seele, sie hat mir gezeigt, worauf es ankommt im Leben.

Weltwoche: Ist es wahr, dass Sie 1989 an den Demonstrationen auf dem Platz des Himmlischen Friedens teilgenommen haben?

Bai Ling: Ich habe in Peking gedreht, aber wir konnten nicht arbeiten, weil die ganzen Demonstrationen stattfanden. Wir waren noch jung. Alle waren da. Am Anfang war es wirklich sehr, sehr friedlich. Bürger haben Wasser gereicht. Das Ganze hat uns irgendwie das Gefühl von Freiheit gegeben. Ich hing mit den Truppen herum. Sie hatten alle Waffen. Ich habe mit ihnen geredet, sie waren so friedlich. Ich war dabei, weil ich ein Teil eines wichtigen Moments in unserer Geschichte sein wollte, was auch immer das sein mochte. Etwas Positives.

Weltwoche: Nach vielen Jahren drehen Sie wieder Filme in China. Wie man hört, haben Sie in China eine enorme Fan-Gemeinde.

Bai Ling: Oh, mein Gott, ich bin ein riesiges Vorbild für die jungen Leute. Sie sind vierzehn, achtzehn, 23, alles junge Fans. Sie nennen mich Schwester. Sie öffnen mir ihr Herz, sie erzählen mir Dinge, die sie ihren Eltern nicht erzählen können. Ein Junge sagte: «Ich bin eigentlich schwul, was soll ich tun?» Sogar die älteren Menschen bewundern mich immer noch, weil ich ehrlich bin. Ich lebe das Leben, ich bin positiv.

Weltwoche: Welchen Ratschlag geben Sie Ihren Fans, die so leben möchten wie Sie?

Bai Ling: «Lebt ein einfaches, unschuldiges, leidenschaftliches, positives, liebevolles Leben. Und denkt nicht zu viel nach.» Der Verstand ist unser schlimmster Feind.

Weltwoche: Vielleicht haben junge Chinesen nicht die gleichen Möglichkeiten wie Sie in Hollywood.

Bai Ling: Jeder kann Kunst schaffen, man kann es bei sich zu Hause tun. Kunst hat keine Grenzen, man braucht nicht viel Geld. Und wenn das Geld knapp ist, ist das ein Antrieb, mehr zu leisten.

Weltwoche: Wo schöpfen Sie Ihren unbändigen Optimismus?

Bai Ling: Aus der Luft. Sie ist ein Geschenk universeller Grosszügigkeit. Gegen die Macht der Luft hat kein Virus eine Chance.

Weltwoche: Glauben Sie, dass es nach den Wahlen zu Gewalt kommen wird?

Bai Ling: Das glaube ich nicht. Ich glaube, alles wird friedlich verlaufen, und alles wird gut.

Weltwoche: Wo sind Sie am Wahltag?

Bai Ling: In Taipeh, in Quarantäne. Sie sperren mich vierzehn Tage in ein Hotelzimmer, bevor ich an die Golden-Horse-Gala darf. Sie nehmen das Ganze sehr ernst dort. Das wird todlangweilig. Rufen Sie mich an? Dann diskutieren wir weiter.

Weltwoche: Versprochen.

Bai Ling: Dann zeige ich Ihnen mein Kleid, das ich mir für die Preisverleihung nähe.

Weltwoche: Zeigen Sie wieder viel Haut?

Bai Ling: Nicht zu viel. Auf meinem Kleid trage ich eine Botschaft an die Welt.

Trumps fleissige Helferlein

Der US-Präsident hat dem Wohlbefinden vieler Journalisten hart zugesetzt.



Die gesellschaftliche Etikette verlangt ja, dass man Donald Trump zu 100 Prozent total verteufelt. Und wer sich nicht dem populären Bashing anschliesst, ist in den Augen vieler Übergangslos ein Trump-Fan. Auf dieses Risiko lasse ich mich ein.

Das Faszinierendste an Trump ist ja eigentlich nicht er selbst, sondern der Umgang vieler Medienvertreter mit ihm – das empfindet zumindest die Publizistin in mir so. Ich habe früher fünf Jahre in Los Angeles gelebt und gearbeitet, und durch meine dortigen Freunde erfahre ich einiges mehr über die Seele vieler Amerikaner als durch den Konsum klassischer Medien. Gerade in den USA büssen diese immer mehr Vertrauen ein.

Ich beneide die Wähler nicht. Wie ist es überhaupt möglich, dass in einem Land mit so grosser Kandidatenauswahl am Ende Trump und Biden übrigbleiben? Neulich war ich zu dem Thema Gast in einer Talkshow der deutschen *Bild* und habe dort die Frage aufgeworfen, ob es überhaupt sinnvoll ist, Kandidaten jenseits der siebzig aufzustellen. So ein Präsidentenamt ist ja auch eine ungeheure körperliche und mentale Anstrengung, und schon nur ein Corona-Niesen des Chief Commander kann den Machtapparat empfindlich durcheinanderbringen. Den mittelalten Herren im TV-Studio, darunter Ex-US-Botschafter Richard Grenell und Aussenminister Heiko Maas, hat die Frage ein leeres Schlucken abgerungen (das war zumindest mein Eindruck).

An dem 74-jährigen Trump kann man vieles kritisieren, und natürlich geht es vornehmlich nicht ums Alter. Anti-Politiker, Rüpel, wenn er Zeit zum Regieren hätte, twittert er dummes Zeug, benimmt sich in einer Kombination aus Selbstüberschätzung und Überlegenheitsgefühl wie ein Twitter-Troll, schwächt damit auch alles, was er politisch tut. Wahrscheinlich ist er der grösste Narzisst auf der Welt. Statt sich

um Versöhnung im Land zu bemühen und den Menschen zeigen, dass er der Präsident aller Amerikaner ist, vertieft er mit seiner Rhetorik die Gräben in der Gesellschaft und gibt sich dabei alle Mühe, es seinen Gegnern leichtzumachen, ihn zu hassen.

Es ist aber nicht alles schlecht. Wirtschaftlich ist er erfolgreich. «Trump steigt mit soliden Arbeitsmarktzahlen ins Wahljahr 2020», titelte die *NZZ* im Januar. Auch hat er seinen Wahlkampfversprechen «America First» durchgesetzt, er kämpft etwa gegen Billigimporte aus China. Von seinen Steuerreformen profitieren immer mehr Arbeitnehmer. Zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten hat er ein Friedensabkommen vermittelt. Zudem mischt er sich in die aktuellen Kulturkämpfe ein; viele Menschen wehren sich gegen die vom Mitte-links-Spektrum dominierten Strömungen wie Identitätspolitik, eine Art Religion, bei der Gruppen und deren Identitätsmerkmale wie Geschlecht, Hautfarbe oder sexuelle Orientierung im Zentrum stehen und daraus Ansprüche gestellt werden. Auch dafür hatten sie ihn in den Ring geschickt, und auch wenn Trump ihnen nicht helfen konnte – gegen den Zeitgeist kommt keiner so leicht an –, ist er ihr Verbündeter. Dass er redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, sich nicht verstellt, *boostet* vielerorts seine Sympathiewerte.

Trump ist nicht der schlechteste US-Präsident aller Zeiten, auch nicht der beste. Wie meine kalifornischen Freunde bestätigen, ist er ein Symptom für den Zustand der amerikanischen Gesellschaft. Viele Menschen haben ihn gewählt, weil sie sich vom politischen und medialen Establishment, das vieles schönredet und wenig Unbequemes im Land anspricht, angelogen und verschaukelt fühlen. Die Entfremdung muss gigantisch sein, wenn man in ihm das kleinere Übel

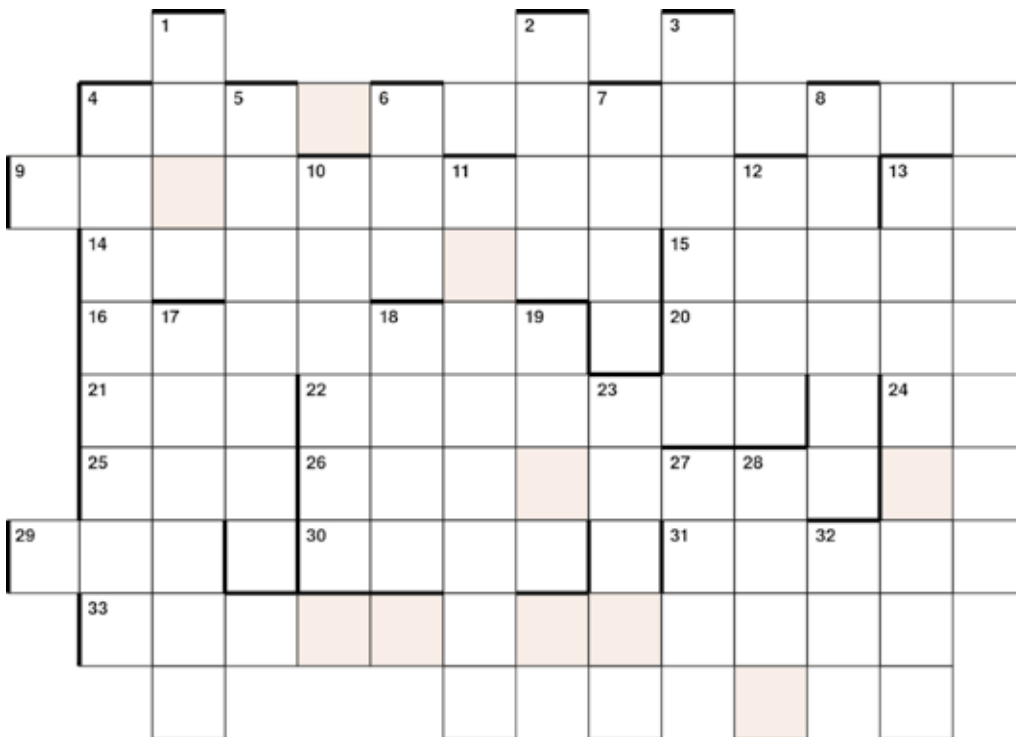
sieht. Aber natürlich verschwindet das Phänomen nicht einfach, wenn Trump vielleicht bald nicht mehr Präsident ist.

Für dieses Phänomen kann man, als Journalist, Neugierde aufbringen und nach Antworten suchen. Oder einfach nur aktiv gegen ihn anschreiben. Jedenfalls entstand bei mir der Eindruck, dass viele seit Tag eins seiner Wahl nichts anderes wollten, als ihn zu *impeachen*. Sie haben vier Jahre des Leidens wegen ihm durchgemacht – und es in ihren Artikeln verarbeitet.

Nahezu alles, was er tut, wird schlechtgeredet, für seine Erfolge kann man sich kaum ein würdiges Wort abringen (und muss stattdessen noch *peace deals* von ihm ertragen). Auf Trump übt man im Wahlkampf massiv Druck aus, Biden wird in Zuckerwatte gepackt, kritische Berichte über ihn gibt es wenige. Viele Publizisten, die stets ihre «Haltung» gegen Hass vorführen, machen in sozialen Medien selbst mit den hasserfülltesten Kommentaren oder Hitler-Vergleichen gegen Trump Stimmung. Die stilvolle Melania, praktisch fehlerfreie First Lady, wird entweder für ihre Schuhe kritisiert oder komplett ignoriert. Vielleicht ist es ja pingelig, von Journalisten eine gewisse Objektivität zu verlangen.

Natürlich muss man den wohl mächtigsten Mann der Welt kritischer beäugen als den Lokalpolitiker im Zürioberland, dessen spaltende Rhetorik auf Twitter vielleicht nie einer mitbekommt. Aber mit ihrer Voreingenommenheit und der Ungleichbehandlung machen sich die Medien selbst zum Problem, viele Konsumenten haben das Vertrauen in sie verloren. Dass sie sich mit dem Verhalten zum besten Wahlhelfer von Trump machen, wenn auch ungewollt, ist bei dem Spektakel die amüsante Pointe.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — Gefechtshelm (älteres Modell)

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 Die gehören in Zoohandlungen, in normalem Ausmass, zum Normalbetrieb. 9 Macht erst Aufnahmen von beispielsweise Abzügen, um danach Abzüge der Aufnahmen zu machen. 14 Ein deutscher Playboy: nicht mehr ganz so verspielt und auch schon etwas älter. 15 Überschlagerener Überschlag aus recyceltem Überwurf. 16 Bringt den andern oder einen beim Zerkleinern zum Weinen. 20 Eines Dichterkönigs König oder ein Geschäftsflugzeuggeschäft. 21 Landschaftlicher Ausgang eines einschneidenden Vorgangs. 22 Einer, der von einem unfreiwilligen Wirt bewirtet wird. 24 Wohin Doro und Totos stürmischer Flug sie trug. 25 Ein «Shamrock» wie Bono. 26 Der oder die Kleine in der Familie der grössten Hirsche. 29 Einer weniger als die Anzahl Finger an den Händen. 30 Alle Achtung, der lässt sich aber ansehen. 31 Gerade wie gezirkelt, also eben gerade nicht gerade. 33 Ein Kardinal (ziemlich informal), soll mit Korb voll Wein und Kuchen die Grossmutter besuchen.

Senkrecht — 1 Schlürfen Traditionsbewusste nicht aus der Tasse, sondern via Bombilla aus der Kalebasse. 2 So ein Seich! 3 Bietet, wer Einhalt gebietet. 4 Etwa das Trojanische Pferd, der Gewöhnliche Nagekäfer oder ein Vierbeiner vom Kunstschreiner. 5 Bewegliche Rumhänger und beachtliche Staubfänger. 6 Kann's nicht lassen, auf die trickreiche Hausmaus zu passen, kriegt sie aber nur äusserst selten zu fassen. 7 Wo der Eurotunnelvoyageur wieder das Licht der Welt erblickt. 8 Proto-Blattwerk? Zeit zum Ausspannen, Abschalten und Auftanken. 10 Der hütet bei uns vorwiegend Tor oder Bar, doch elsewhere noch viel mehr. 11 Ein Gespännchen aus Würstchen oder Männchen und Weibchen. 12 Simplement ein Kopf auf dem Kopf. 13 Herr Kliebenschädels Handesel mit Bauchstimme. 17 Populärer Pop-Art-Artist und Suppenbüchsenporträtist. 18 Dieser Bär mit Flair rät allzeit zur Gemütlichkeit. 19 Voll kraft- und saftlos. 23 App für Text-, Voice- und Videochat in Peer-to-Peer-Manier. 27 Das Einszweidrei der Schreiberei. 28 Eine alte Flamme der gehobenen Sprache. 32 Stand: halb halber Reichsadler, halb ganzer Petruschlüssel.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 689



Waagrecht — 4 KRAEHENFUESSE 9 LEMMA 11 CASSIS: Johannisbeere (und Likör) 15 MITMACHBUECHER 16 MW: Megawatt 17 ENKLAVE 18 HAI 19 MELDER 21 (He)RAN(gehen) 22 ELF 23 ZEWA (Wisch & Weg) 24 RETURN(taste) 27 OBI: Gürtel oder Baumarkt 29 FUTURPERFEKT: grammatikalische Zeit 33 GETIMT 34 EFFETS

Senkrecht — 1 SAMMELWUT 2 PECH 3 MU[SEEN]: seen = engl. gesehen 4 KLIMMZUG 5 RETWEETEN: auf Twitter 6 HACKER 7 EICHEN 8 (Bock/Stock)STEIF 10 MANDARIN: chin. Sprache 12 ABART 13 SUVA: Hauptstadt Fidschis oder die Schweizerische Unfallversicherungsanstalt 14 Die Lady von SHALOTT 20 (Manikü)REET(ui) 25 UFF 26 REF: kurz für Referenz oder reformiert 28 BISS 30 PM: Steht für Post Meridium (lat. nach Mittag). 31 REH: aus dem Märchen «Brüderchen und Schwesterchen» 32 KEI: engl. Schlüssel

Lösungswort — **SALATBLATT**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



VOR UNS DIE WELT

SEIT JEHER UNSER KURS: MASSTÄBE SETZEN.

An Bord unserer kleinen Schiffe geniessen Sie Freiraum in einem noch nie dagewesenen Mass, damit Sie noch sicherer reisen. Geniessen Sie die vertraute Symbiose aus perfektem Luxus, individueller Entspannung und inspirierenden Momenten, wenn Sie den Horizont der Welt wieder zu Ihrem machen.

Folgen Sie uns auf unserem Kurs: www.hl-cruises.ch



JETZT
INFORMIEREN
UND BUCHEN.



HAPAG ¹⁸/₉₁ LLOYD
CRUISES